DER RAUB STRASSBURGS IM JAHR 1681: VATERLÄNDISCHER ROMAN ...

Heribert Rau

Der Raub Straßburgs im Jahre 1681.

Vaterländischer Roman in 3 Theilen

von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(Rütten und Löning.)
1862.

Druck von C. Adelmann in Frankfurt a. M.

Politik und Leidenschaft.

Der Maskenball.

Wenn man von Tours aus den Ufern der Loire und der Indre folgt, gelangt man in die schöne und anmuthige Gegend, die mit Recht der „Garten Frankreichs“ heißt, und welche das berühmte, — besser gesagt berüchtigte — Schloß Loches krönt . . . Loches, um dessen finstere Mauern, Zinnen und Wälle noch heute die düsteren Geister Ludwigs XI. und seiner Henkersknechte zu schweben scheinen.

Ernst und stolz ragt es auf einem Hügel empor, die Stadt Loches beherrschend, die sich zu seinen Füßen ausdehnt. Von seinen Höhen aber schweift der Blick mit Entzücken über weite Wiesen und Triften, die einem prachtvollen grünen Teppiche gleichen, der von dem Silberfaden der Indre durch-

zogen und von dem dunkelen Saume dichter schattenreicher Wälder begränzt wird.

Mächtige Felsblöcke, welche zu beiden Seiten die Wiesenfläche unterbrechen, heben noch den malerischen Reiz, und geben dem weiten farbenreichen Bilde einen kernigen Charakter.

Die Gründung des Schlosses Loches muß wohl in die frühesten Zeiten der französischen Monarchie zurückgeführt werden, davon zeigt schon seine Bauart.

Umgaben das eigentliche Schloß doch seit den ältesten Zeiten ungeheuere, mit Zinnen gekrönte Ringmauern, von mehr als sechs Ellen Stärke. Dann kamen, nach Außen hin, Wälle und Gräben, von runden Thürmen flankirt, die mit Wurfgeschossen versehen waren.

Das Hauptthor schützten ebenfalls vier Thürme und eine Zugbrücke, über die hinweggelangt, sich ein zweites und drittes Thor — jedes mit gewaltigen Fallgittern versehen — den Schritten des kühnen Eindringlings entgegensetzten.

Der interessanteste Theil des Schlosses aber war jedenfalls der Donjon — ein hohes viereckiges Gebäude — welches thurmähnlich die ganze Burg überragte.

Es ist schwierig, die Epoche zu bestimmen, in welche die Erbauung dieses Schloßtheiles fällt. Meh-

rere gelehrte Alterthumsforscher haben diesen bemerkenswerthen Bau dem Grafen Nerra von Anjou, der in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts lebte, zugeschrieben, obgleich sein zwar derber, aber doch zugleich eleganter Styl mit seinen zierlichen Pylastern mehr für das zwölfte Jahrhundert zu sprechen scheint, in welchem die militärische Architectur schon mehr ausgebildet war.

Der Donjon von Loches erhebt sich hundert und zwanzig Fuß über den Gipfel des Hügels. Man kann ihn in zwei Abtheilungen theilen, nämlich in den Hauptthurm, der ein längliches Viereck von ohngefähr hundert Fuß Länge bis dreißig Fuß Tiefe bildet und in einen zweiten ähnlichen Thurm, der aber weit kleiner ist und sich gewissermaßen nur als Vorposten an ersteren anlehnt.

Letzterer Thurm hatte anfangs dieselbe Höhe wie jener; heutzutage ist er sogar ein wenig höher; seine Dimensionen mögen die Hälfte des Hauptthurmes betragen, von dem er als die Vorhalle zu betrachten ist. Wenn man diesen kleineren Thurm betritt, bemerkt man noch die Spuren einer Treppe, deren Stufen, — sie sind jetzt weggenommen worden — auf einer Doppelmauer ruhten, in welcher man gewölbte Arkaden angebracht hatte; diese Treppe, die durch mehrere kleine Fenster Licht erhielt, endigte

sich trichterförmig an einer Thüre, welche mit dem ersten Stockwerk des großen Donjons in Verbindung stand. Zu gleicher Zeit diente sie aber auch als Eingang zu einem sehr geräumigen Gemach, dessen gepflasterter Fußboden auf einer steinernen Wölbung ruhte. In dem zweiten Stockwerke befand sich eine Kapelle mit einem nach Osten zu liegenden Altare. Eine dritte Etage, die jetzt nicht mehr existirt, befand sich über diesem Betsaal.

Das Schloß Loches war von jeher wegen seiner hohen Wälle, tiefen Gräben und starken Ringmauern, seiner mit Zinnen versehenen Thürme, seiner Zugbrücken, eisernen Thüren, Fallgitter, bedeckten Wege und der doppelten Umgürtung seiner Fortificationen eine der furchtbarsten Festen Frankreichs. Es bot den Personen, die es bewohnten, wenn auch nicht eine angenehme Residenz, doch wenigstens eine sichere Zufluchtsstätte dar. Und solche Festungen waren zu einer Epoche von Wichtigkeit, in welcher die Könige, gleich den großen und kleinen Feudalherren, ewig damit zu thun hatten, sich entweder gegen überseeische Invasionen, oder gegen die Angriffe benachbarter Seigneurs zu vertheidigen, die, in Abwesenheit der Engländer, für gut fanden, sich gegenseitig zu bekämpfen, um ihren Haß und ihre Raubgierde zu sättigen, . . . sich wohl auch unter einander zu

verbinden, um der königlichen Macht Abbruch zu thun.

Wohl auch fesselten die Schönheiten des Landes und die großen, an herrlichem Wild so reichen Waldungen die französischen Könige an Loches. Der heilige Luwig, Philipp der Schöne, Johann **II.** und namentlich der Wütherich, Ludwig **XI.**, brachten hier einen großen Theil ihres Lebens zu.

Auch Ludwig **XIV.** hatte sich in der letzten Zeit hierher begeben. Der jetzt allmächtigen Herzogin von Fontanges war selbst Versailles langweilig geworden. Man kannte sie hier, die zauberhaft schöne „Marmorstatue“ — wie man sie, ihrer äußeren Erscheinung nach, am Hofe nannte — man kannte sie hier genügend, und ihre unbegränzte Eitelkeit fand daher nicht mehr die gewünschte Nahrung. Die reizende Geliebte des Königs, der selbst die endlosen Schmeicheleien des Hofes nicht mehr genügten, wollte neue Bewunderer. In Paris und Versailles, in Marly und Saint-Germain glänzte die Sonne der Schönheit: Marie Angeline Scoraille de Rousille, Herzogin von Fontanges in dem Zenith ihrer Herrlichkeit und Macht; . . . aber . . . auch das übrige Frankreich sollte sie bewundern und anbetend ihr zu Füßen sinken; . . . darum hatte sie den König vermocht,

mit ihr und dem ganzen Hofe Orleans, Blois, Tours Angers und Nantes zu besuchen, wogegen Ludwig auf der Rückreise zu Loches anhielt und hier — der prächtigen Jagden halber — für längere Zeit seinen Hof aufschlug.

Dieser Aufenthalt freilich war der schönen Fontanges gerade nicht sehr angenehm. Was sollte sie auf dem einsamen Loches? Hier war wenig zu glänzen! Der Stadt und der Umgegend hatte sie sich bald gezeigt; — der umwohnende Adel aber war nicht zahlreich und dabei weniger geschmeidig und schmeichlerisch als der Hof; ja wenn dieser — gewohnt seinen König selbst beständig in den Fesseln einer Geliebten schmachten zu sehen — Angeline von Fontanges mehr fast als der Königin huldigte, so hielt sich der rauhere, noch weniger verdorbene Landadel oft mit Kälte und abstoßender Strenge zurück.

Freilich gab der König, seiner schönen Geliebten zu Ehren, Feste auf Feste: Jagden, Spiele, theatralische Darstellungen und ländliche Bälle, bei welchen er sich freute, wenn Angeline recht glänzen konnte; ihr aber deuchte es doch öde und leer auf der alten ungeheuerlichen Burg; . . . ja es überkam sie oft Furcht und Bangen in den weiten unheimlichen von einer finsteren Pracht strotzenden Gemächern. Gingen doch auf dem Schlosse und in der Umgegend

Sagen genug von Gräuel, die hier begangen worden, . . . von Geistern und Gespenstern, die sich noch immer in den alten Thürmen und Gemächern zeigen sollten.

Es war nur ein Glück, daß Angeline neben ihrem königlichen Geliebten in dem Herzog von Saint-Aignan einen so heiteren Freund an der Seite hatte. O! er war ihr hier in dem finsteren Loches doppelt willkommen mit seinen tausend und abertausend Geschichten und Anecdoten, mit seinen Witzen und seiner unerschöpflich heiteren Laune. Wie gerne aber ließ sie sich auch — aus Dankbarkeit dafür — von dem Herzoge leiten, der ja ohnedem unbedingt ihr größter Verehrer, ihr enthusiastischster Bewunderer war.

Aber freilich . . . sie hatte eine solche fortwährende Zerstreuung jetzt auch nöthiger denn je; nicht allein des Aufenthaltes in dem finsteren gespenstischen Schlosse wegen, sondern in Folge einer viel peinlicheren Sache.

Regte sich doch, in unbewachten Augenblicken, etwas in Angelinens Brust, das gar nicht mit dem glücklichen Leben, welches sie nach Außen hin führte, übereinstimmen wollte. Es war die Stimme des Gewissens, die in ihr erwacht war . . . und — wie oft auch betäubt — immer wieder erwachte, zumal

wenn ihr im Traume oder im Wachen die Bilder ihrer guten Mutter, des alten treuen Lehrers, Pater Hiläre, . . . oder gar das blutige Gespenst Gauthiers vor die Seele traten.

Und . . . Gauthiers schrecklichen Tod — sie hatte ihn erst später erfahren — konnte sie nicht vergessen, so sehr sie sich auch in die Wogen der rauschendsten Lust, . . . so sehr sie sich auch in die Arme des Leichtsinns stürzte und in dem stolzen Gefühle der übersättigtsten Eitelkeit, mit der Liebe eines Königs und der Pracht und der Herrlichkeit einer Fürstin, betäubte.

Himmel! sie war ja doch und blieb in gewisser Beziehung Gauthiers Mörderin! Ihr Leichtsinn, ihre Untreue, ihr Abirren von dem Wege der Tugend hatte sein treues reines Herz zur Verzweiflung . . . ihn selbst in den Tod getrieben!

Freilich rang und kämpfte sie solche Gedanken so viel sie nur konnte, in sich hinab, . . . übertäubte sie durch Lust und Zerstreuung jeder Art; . . . aber . . . sie kamen hie und da doch wieder . . . und dann stieg eine bleiche blutige, in Leichentücher gehüllte Gestalt vor ihrer Seele auf, hinter der gewöhnlich jene ihres alten Lehrers stand, der, den Finger warnend aufhebend, im Grabeston die Worte

rief: „da du Gott verlassen, wirst du untergehen in ewiger Nacht!“

Und diese unseligen Gedanken und diese unseligen Phantasiegebilde kamen Angeline jetzt, auf dem alten unheimlichen Felsenneste Loches mehr denn je. Wie gerne hätte sie es verlassen; aber der König erfreute sich so sehr an den herrlichen Jagden der umliegenden Gegend, daß sie es nicht wagte, so schnell auf die Rückkehr nach Versailles zu dringen, zumal sie selbst die Ursache gewesen, daß man dieses verlassen.

Aber betäuben mußte sie wenistens ihr Gewissen, und so schuf ihre innere Unruhe und Angst täglich neue Feste.

Auf heute war sogar — obgleich die übliche Zeit dazu längst vorüber war und der Sommer über der Erde lag — ein Mummenschanz angesagt worden. Der Gedanke hatte Ludwig XIV. in sofern gefallen, als er — entfernt von Paris und Versailles — bei dieser Gelegenheit einmal alles Ceremoniell für Stunden abwerfen konnte; . . . vielleicht auch hatte der Monarch noch andere Dinge dabei im Auge. Kurz . . . er ging bereitwillig auf den desfallsigen Wunsch seiner schönen Geliebten ein, nur mit der Bedingung: daß auch der umliegende Adel, ja selbst die angeseheneren Bewohner der Stadt Loches daran Theil nehmen sollten.

Um indeß seiner königlichen Würde — auf die ja Ludwig XIV. so viel und so strenge hielt — nichts zu vergeben, gingen die Einladungen von der Herzogin von Fontanges aus. Seine Majestät — sagte dabei das Gerücht — würden sich von dem Feste fern halten.

So kam der Abend heran. Zwei der alten ungeheuren Säle waren vorgerichtet worden, um die verkleidete und maskirte Menge aufzunehmen. Der eine war von oben bis unten in seiner ganzen Ausdehnung mit Holz getäfelt, in welches mit Reben behangene Bachusstäbe und Reliefs geschnitzt waren, die in reicher Vergoldung glänzten. An der Decke bemerkte man mit ciselirten Figuren versehene Querbalken, die von geflügelten Teufelchen getragen wurden, welche schreckliche Grimassen zogen und mit ihren Hinterköpfen als Karniese das schwerfällige Gesims dieses gothischen Bauwerks unterstützten. Die Einfassung des Kamins ruhte auf den kräftigen Schultern zweier Kariatyden — abscheuliche Ungeheuer, wie sie wohl die bizarre Phantasie der Architecten der Zeit Ludwigs XI. geschaffen. Auf den herausgestreckten Zungen dieser Kariatyden wie auf den Kronleuchtern brannten Kerzen von gelbem Wachs, welche mit ihrem bleichen Glanze den weiten düsteren Saal kümmerlich erleuchteten. Uebrigens war

Alles frottirt, polirt und glänzend; Bürsten und Besen waren in Thätigkeit gewesen, die Decken, Ecken und Gesimse von dem Staube und den Spinngeweben zu befreien, die seit langen Jahren hier ihr einsames Regiment geführt.

Was den anderen Saal betraf, der reicher geziert als der erste und mit schwarzem und weißem Marmor getäfelt war, so hatte man ihn mit flandrischen Teppichen und kostbaren Fenstervorhängen geschmückt. An den Wänden hingen, statt des Holzgetäfels, außerordentlich große und sorgfältig gestickte Tapeten, welche verschiedene Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu Christi darstellten; . . . in der That eine eigenthümliche Verzierung für einen Ballsaal — so eigenthümlich, als die Zeit selbst, in der man auch . . . beten und sündigen, beichten und morden, Religion und Sittenlosigkeit wunderlich durcheinander warf.

In einem angränzenden Gemache hatte die Musik ihren Platz gefunden.

Jetzt wurden die Säle eröffnet, und sogleich drängten sich Hunderte von Masken herein.

Welch' ein Geschwirre!

Alle diese buntscheckigen grotesken Costüme glichen einem gewaltigen, auf zauberhafte Weise aus menschlichen Figuren zusammengesetzten Mosaikwerke.

Alles was Gold, Sammt, Seide oder — bei den weniger reichen Klassen —. Flittergold, Felbel, Taffet und sonstige bunte Stoffe an Närrischem ... oder auch an Feinheit, Auswahl, Glanz und Reichthum darbieten konnten, war hier verschwendet. Bunt und lustig wogte es durcheinander, summend und lachend, quickend und näselnd!

Ueberall Anreden, Geschrei, lustiges Gefrage: Alles drängte, stieß, arbeitete sich durch, kam und verschwand im bunten Spiele der wogenden Menge.

Aber der König war noch nicht von der Jagd zurückgekehrt und Angeline wollte die Säle nicht betreten, bevor sie nicht ihren königlichen Geliebten begrüßt.

So saß sie, — etwas verstimmt über das Warten — gehüllt in die von Goldstickereien und Edelsteinen strotzenden Gewänder einer Juno, in einem jener altmodischen aber kostbaren Sesseln, wie sie Loches vielfältig aufzuweisen hatte und auf welchen vielleicht einst schon Philipp der Schöne gesessen.

Ihr Gefolge, den ganzen Olymp darstellend, befand sich in dem geöffneten Nebenzimmer ... nur eine Person stand, die Gesichtsmaske in der Hand, wenige Schritte von ihrem Fauteuil. Es war der Herzog von Saint-Aignan, dem das Costüm des Mars so reizend stand, als Angelinen jenes der Götterkönigin.

Wie immer spielte ein feines Galanterie und Artigkeit verkündendes Lächeln um seine hübschen Züge, — ein Lächeln, das augenscheinlich diesmal bemüht war, sein liebliches Gegenüber ebenfalls heiter zu stimmen.

Aber es wollte dem Herzog nicht recht gelingen. Angeline von Fontanges war ungeduldig. Noch kam der König nicht . . . und . . . sie sehnte sich aus den trüben gewölbten unheimlichen Hallen, die, für die Dauer ihres Aufenthaltes in Loches, hier ihre Wohnung bildeten, hinüber nach den Sälen, in welchen bereits die Musik rauschte und tolle zerstreuende und betäubende Lust mit heiterem Uebermuthe ihre Flügel schlug.

Ja, ja! sie sehnte sich hinüber, um sich zu berauschen in dem Staunen der Menge, das ihre, in der That einer Königin gleiche Erscheinung hervorbringen mußte; . . . sie sehnte sich hinüber und zwar um so mehr, als gerade heute wieder die albernen Gedanken an die Mutter, an Pater Hiläre und Gauthier sie verfolgten.

Angeline hatte bisher nur halb auf die Schmeicheleien des Herzogs von Saint-Aignan gehört. Ihre kleine Hand spielte mit dem purpurnen Gewande, das leicht von ihren herrlichen Schultern herabfiel,

und in dessen breitem goldgesticktem Rand eine Menge Edelsteine kunstvoll eingewirkt waren.

So hatte die kleine unschuldige Marie Angeline Scoraille de Rousille einst in den Thälern der friedlichen Limagne mit Kieselsteinen gespielt.

Alle diese Kostbarkeiten gehörten jetzt ihr . . . sie war am Hofe des mächtigsten Herrschers damaliger Zeit nicht nur Königin der Schönheit sondern fast die Königin selbst . . . aber . . . aber . . .

„Herzog!" — sagte Angeline von Fontanges jetzt, und eine innere Aufgeregtheit ließ sich bei der, sonst nach Außen immer so Marmorkalten nicht verkennen. — „Herzog! Sie haben doch immer Geschichten und Anecdoten die Fülle bereit . . . ich bitte Sie, erzählen Sie mir eine. Die Langweile bringt mich sonst in diesem finsteren ungeheuerlichen Rattenneste noch um!"

„Mit Vergnügen, hohe Königin des Himmels und der Schönheit!" — entgegnete Saint-Aignan mit leichter gefälliger Verbeugung — „und wir können noch dazu gleich auf diesem finsteren Rattenneste bleiben."

„Wie so?" — frug die Herzogin zerstreut.

„Weil auf Loches schon einmal ein ganz ähnliches Fest, wie das heutige stattgefunden."

„In der That? Sie machen mich neugierig. Und wer gab es?"

„Der Vorfahre des großen Königs, der Ihnen, reizende Göttin der Schönheit, zu Füßen liegt."

„Und welcher?"

„Ludwig XI."

„So erzählen Sie!"

Angeline winkte aus dem Hintergrunde des Zimmers einen Pagen her, der dem Herzoge ein Tabouret — einige Schritte von ihrem Sessel entfernt — hinstellte. Der Herzog ließ sich — fein lächelnd, mit einer Verbeugung — auf dasselbe nieder. Dann sagte er, einen wunderbar glühenden Blick auf Angeline richtend.

„Sie befehlen also?"

„Ich bitte darum!" — entgegnete Jene, während, von dem Blicke des Herzogs getroffen, ein tiefes Roth über ihr Antlitz lief. Es mußte etwas Eigenthümliches in diesem Blicke gelegen haben.

Angeline senkte das Haupt und spielte wieder mit den kostbaren Steinen.

Der Herzog hub an:

„Sie wissen, erhabene Frau, daß Karl VII. das Schloß von Loches zu einer königlichen Residenz erhob. Es befindet sich ja hier noch in dem soge-

nannten „Agnesthurme" das Grabmal der reizenden Agnes Sorel, der Geliebten des Königs."

„Ich weiß es!" — versetzte die Herzogin von Fontanges. — „Die Canonici der Domkirche von Loches suchten zu verschiedenen Zeiten um die Erlaubniß nach, das Mausoleum der schönen Agnes Sorel aus dem Chor in einen anderen Theil der Kirche verlegen zu dürfen. Seine Majestät sprachen mir erst gestern davon."

„Es hinderte durch seine ungewöhnliche Größe die Ceremonien des Gottesdienstes."

„Und des Königs Vorgänger wollten nicht nachgeben, bis unser erhabener und geliebter Herr, Ludwig XIV., seine Einwilligung ertheilte" ...

„Und die Translocation stattfand."

„Aber Sie wollen mir doch wohl nicht von den Grabmälern hier in Loches erzählen?"

„Gewiß nicht! der Göttin der Schönheit und Liebe, will ich Erinnerungen der Liebe weihen!" — sagte der Herzog, und wieder flog ein eigenthümlicher Blick zu Angelinen hinüber.

Die Steine parirten ihn. Der Herzog fuhr fort: „Nach dem Tode Karls VII. blieb das Schloß von Loches fortwährend eine königliche Residenz*).

*) „Geheime Chronik der königlichen Lustschlösser Frankreichs." II. 165 u. s. w.

Unter Ludwig XI. indessen, diesem düsteren und falschen, abergläubigen und grausamen Fürsten, fanden darin nicht mehr so viele anmuthige und heitere Ereignisse wie früher statt. Dennoch begab er sich zuweilen mit seinem ganzen Hofstaate hierher, und dann erinnerten wohl die Feste, die hier gefeiert wurden, wie zum Beispiel die des Jahres 1465, wenn auch mit gewissen düsteren Nüancen an die heiteren Lustbarkeiten des vorigen Regenten."

„Niemals aber hatten wohl die Glocken, die Trommeln der Kriegsleute und der furchtbare Schall der Kanonen auf den Schloßwällen, die Bewohner von Loches so in Aufregung versetzt, als dies am 3. Februar des Jahres 1465 geschah. Der gute König Ludwig XI., welcher in äußerst fröhlicher Laune erwacht war, rief seinen vertrauten Kammerdiener, Doyat, und sagte zu ihm: „Geh' hinunter zu meinen Bürgern und Bauern und verkündige ihnen meinen Willen, welcher lautet: daß sich heute ein Jeder erlustigen soll, so lange, bis er nicht mehr kann." Das war mehr, als es bedurfte, um eine nach rauschenden Vergnügungen gierige Umwohnerschaft in Bewegung zu setzen. Mit Hast und Geschäftigkeit umdrängte man sofort den Gesandten, als er vom Schlosse herabkam; mit Begeisterung wurden die Worte aufgenommen, welche den Bewoh-

nern von Stadt und Land befahlen, sich zu amüsiren! Es war ein Glück, ein Geschrei, ein Freudengeheul, das das Himmelsgewölbe fast erschüttert hätte. Ohne Zeitverlust eilte man, jauchzend und lärmend an das Werk. Man brach die Sparbüchsen auf und nahm das Ersparniß eines ganzen Jahres heraus . . . da nun doch einmal Fasching gekommen war und — was unter Ludwig XI. selten genug — eine Freudenzeit, so mußte diese auch unter Bachanalien, Mummerei und Mysterien gefeiert werden. Reiche und Arme, Adlige und Bauern, Troubadours und Scholaren, alle beeilten sich um die Wette, den Befehlen des Königs nachzukommen!"

„Und das geschah' hier und von dem finsteren Ludwig XI.?" — frug die Herzogin erstaunt.

„Ja!" — entgegnete Saint-Aignan — „und fällt Ihnen dies auf, schöne Frau? Haben wir nicht heute hier ein ähnliches Fest? und ist es nicht der ernste, auf seine königliche Würde so eifersüchtige Ludwig XIV. der es gibt?"

„Auf meine Veranlassung!" — sagte die Herzogin — „und der König wird ihm nicht beiwohnen."

„Wer kann das wissen?" meinte Saint-Aignan. — „Vielleicht hat dies Ludwig XI. auch zu der reizenden Gräfin von Sassenages, der Geliebten seines Herzens, gesagt."

Die Herzogin horchte auf.

„Erzählen Sie weiter!“ — bat sie dann; aber ihre Hand ließ das Purpurgewand mit den Steinen sinken und ihre Aufmerksamkeit wandte sich sichtlich dem Erzähler zu. Der Herzog fuhr fort:

„So wurde denn der ganze Tag in Mummenspiel, in Possen, Schwänken und moralischen Darstellungen zugebracht, welche letztere der Schöngeist jener Zeit, der sehr gelehrte Claudius Alaudel, angefertigt hatte, der an diesem Tage von dem Könige in höchst eigener Person viele Complimente nebst einer guten Belohnung empfing.“

„Am Abende sollte alsdann Ball bei Hofe sein, an welchem die schöne Gräfin Elfriede von Sassenages, die mächtige Freundin und Liebste des Königs, als Souverainin herrschte.“

„Vorher aber war folgendes noch vorgegangen.“

„Vom Schloßthurm hatte die Glocke so eben die neunte Morgen-Stunde angekündigt. Ludwig **XI.** lag bequem auf seinem langen Wappensessel, als sein vertrauter Barbier mit dem verzierten Becken und der spanischen Seife in das Gemach trat.“

„Vorwärts, spude dich, fuhr ihn der König hart an, denn es verlangt mich, die Ergötzlichkeiten meiner Lieben und Getreuen mit anzusehen.“

„Der das Scheermesser führende Liebling, der

seinen königlichen Kunden genau kannte, sowie die günstigen Augenblicke, wenn er irgend eine Forderung an ihn stellen durfte, ging sogleich an's Werk, um die Functionen seines Standes zu erfüllen. Nachdem er das abgemagerte Gesicht des Königs gehörig eingeseift hatte, befürchtete er nicht mehr in seinem Verlangen unterbrochen zu werden und sagte zögernd:"

„Sire" . . .

„Hum, hum . . . brummte der König."

„Sire, Ew. Majestät hat bereits die Güte gehabt, den Spottnamen Olivier der Teufel durch den Olivier le Daim zu ersetzen . . . Jetzt . . . wenn ich wagen dürfte". . .

„Hum, hum, brummte der König von Neuem, indem er mit dem Kopfe schüttelte und den Mund nicht zu öffnen wagte, aus Furcht Seifenschaum zwischen die Lippen zu bekommen."

„Wenn ich wagen dürfte, — fuhr Olivier le Daim fort — so würde ich Ew. Majestät bitten, in ihren Gunstbezeugungen gegen mich fortzufahren."

„Ludwig XI. warf ihm einen finstern Blick zu."

„Olivier aber, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, ergriff mit der linken Hand die Nase Sr. Majestät und indem er mit der rechten das Messer an die Oberlippe des Königs legte, sagte er ruhig: „Sire, der Graf von Meulan ist so eben

ohne Nachkommenschaft gestorben; die Grafschaft ist vacant" . . .

„Die Pest über den Schinder! rief Ludwig XI., indem er sich aus den Händen seines Barbiers befreite . . . wirst du bald aufhören mich zu langweilen?"

„Die Grafschaft Meulan ist ohne Besitzer, wiederholte Olivier le Daim, indem er das Rassiermesser an den Hals des Königs setzte; sie würde gewiß in den rechten Händen sein, wenn sie in den Besitz einer Person käme, welche in so innigem Verhältniß mit Ew. Majestät steht und deren Sorgfalt dieselbe täglich das Kostbarste überläßt, nämlich den erlauchten Kopf selbst."

„Diese Worte machten den König beben; der Barbier bemerkte es und indem er mit dem Messer über das Gesicht des Königs strich, fuhr er fort: Sire, ich wage mir das rühmliche Zeugniß zu geben, der treueste Unterthan Frankreichs im Dienste Ew. Majestät zu sein. Um dies zu beweisen, bin ich jeden Augenblick bereit mein Leben für Sie zu opfern; zur Belohnung meiner Treue und Ergebenheit aber flehe ich Ew. Majestät unterthänig an, gewähren Sie mir die Bitte, welche ich so eben an Sie zu richten wagte."

„Das Kinn des Königs war glatt, und der Barbier warf sich seinem Herrn zu Füßen."

„Ludwig XI. stellte sich mit flammendem Blicke vor den listigen und verwegenen Bartkünstler und schrie ihn an: Was soll das heißen, du Schlingel! . . . du verdientest, daß ich dich für deine Vermessenheit bestrafte und meinem Gevatter Tristan übergäbe, damit er Dich von meinen Pathchen liebkosen ließe*)! . . . Aber nein, Spitzbube, das will ich nicht thun, denn ich bedarf deiner Dienste . . . Ich erhebe Dich also zum Grafen von Meulan."

„Unterthänigen Dank, Sire!"

„Ja, aber eine Bedingung habe ich" . . .

„Sprechen Sie, Sire, ich bin Ihr unterthäniger Diener."

„Von Dir ist jetzt nicht die Rede."

„Von wem denn?"

„Höre, Schurke, komm hieher . . . du kennst das hübsche Bürgermädchen, das am Jakobsthore wohnt?"

„Mit den prachtvollen blauen Augen, der hohen Haltung, den Sammethändchen?"

„Ganz recht."

„Es genügt, Sire; ich verstehe Ew. Majestät."

*) Von meinen Henkern foltern ließ. Ludwig XI. nannte in seinem königlichen Kauderwelsch die Executoren seiner Rache „mein Pathchen, Mädchen, Töchterchen."

„Doch daß Du nicht etwa für Deine eigene Rechnung handelst, verdammter Gauner!“

„O, Sire, ich bin zu wohlgezogen, als daß ich den Vortritt vor meinem Herrn nehmen sollte.“

„Was sagst Du? . . . schrie Ludwig XI., indem er ihn scharf anblickte.“

„Ich wiederhole Ew. Majestät meine stete Unterwürfigkeit.“

„Noch ein Wort, Lümmel von Graf! . . . Du wirst Sorge tragen, daß die Säle und großen Gemächer zu dem heutigen Ball eingerichtet werden; Frau von Sassenages soll heute Abend mit dem ganzen Hofe darin tanzen.“

„Sehr wohl, Sire.“

„Das ist noch nicht Alles. Vergiß nicht das junge Mädchen, das ich deiner Sorgfalt anvertraue, verkleidet hierherzuführen. Geh' jetzt, und besorge deine Aufträge schnell und geschickt.“

„Olivier le Daim verneigte sich bis zur Erde und trat ab.“

„Am Abend also begann Spiel und Tanz. Die Anreden, das Geschrei und lustige Gefrage fing an, man stieß und drängte sich, flog von Einem zum Andern und die belebte Menge wälzte sich, inmitten eines durch rauschende Tänze noch vermehrten Lärmens, von Saal zu Saal, von Gemach zu Gemach.“

„Aus diesem lustigen und thörigten Treiben hatten sich indeß zwei, wie Mönche gekleidete Masken in eine gewölbte Fensterbrüstung zurückgezogen und, indem sie von hier aus der wogenden Menge zusahen, unterhielten sie sich mit leiser Stimme.“

„Du hast also meine Befehle ausgeführt?“

„Ich habe sie gesehen und gesprochen.“

„Bist Du sicher, daß sie kommen wird?“

„Ja wohl.“

„Wie ist ihr Costüm?“

„Sie geht als Fischermädchen gekleidet, trägt ein grünseidenes Netz, einen Ueberwurf von schwarzem Taffet und ein Häubchen von blauem Sammet mit silbernen Eicheln.“

„Gut . . . Wie heißt das Erkennungswort?“

„Liebe und Treue.“

„Sehr schön! . . Jetzt entferne Dich . . . Halt! noch ein Wort: der Graf von Maulevrier wird nicht kommen: . . . Du stehst mir dafür?“

„Unterthänigst“ . . .

„Nichts von Unterthänigkeit, Titulaturen und Ehrfurcht, du Dummkopf! Willst du, daß man mich erkenne? Also, sprich klar und bündig.“

„Nun, ich habe es Ihnen ja gesagt: Sie tragen das Costüm des Grafen . . . sie wird Sie für ihn halten.“

„Sie liebt ihn also sehr?"

„Sie ist ganz vernarrt in ihn."

„Sie ist sehr schön, nicht wahr?"

„Schön wie ein Engel! Ach, Sie haben guten Geschmack!"

„Jung?"

„Achtzehn Sommer zählt sie kaum."

„Geh', Teufel, geh'! du wirst mich in ewige Verdammniß bringen! . . . Wieviel Paternoster werde ich beten müssen!"

„Einer der Mönche entfernte sich und verschwand in der Menge."

„Zehn Minuten später verließen zwei Masken den Ballsaal und gelangten, nachdem sie eilig eine Wendeltreppe hinaufgegangen waren, in ein kleines Stübchen. Es sah aus, wie das Zimmer eines Kammerdieners oder Pagen, und war bestimmt das kleinste und abgelegenste Gemach in diesem ganzen Schlosse. Die beiden Masken ließen sich sogleich auf eine gepolsterte Ruhebank nieder, dann sagte die eine von ihnen: der Graf von Meulan hat Ihnen wohl versprochen, zu schweigen, Messire?"

„Bei seiner Seele, meine Schöne."

„Warum verstellen Sie also Ihre Stimme?

„Die Klugheit gebietet es."

„An einem so geheimen Orte?"

„Haben wir nicht ein Erkennungswort?"

„Gewiß; es heißt: Liebe und Treue."

„Der Mönch und die Fischerin näherten sich nun einander mehr und unterhielten sich mit leiser Stimme."

„Die Zeit verging; bald mußte es Mitternacht vom Wachtthurme des Schlosses schlagen und das verliebte Paar machte noch kein Ende . . . die schöne Fischerin bemerkte es und sagte schmachtend: Aber warum behalten wir immer noch unsere Masken vor dem Gesicht und verstellen unsere Stimmen? Fürchten Sie, daß wir in diesem dunkelen Stübchen von irgend Jemand überrascht werden?"

„Ich fürchte es nicht; dennoch aber könnte an dem heutigen Festtage ein anderes verliebtes Paar in einem anstoßenden Gemache verborgen sein."

„Ach, es thut so wohl, das Antlitz dessen zu sehen, den man liebt und eine Stimme zu hören, die zu Herzen dringt."

„Sollten Sie mich so sehr lieben?"

„Können Sie — nach dem Beweis, den ich Ihnen von meiner Liebe gegeben — noch daran zweifeln?"

„O, nein, mein Engel, mein kleiner Schelm, ich zweifle durchaus nicht daran."

„Wenn ich meine Maske abnähme, wenn ich so,

wie ich bin, vor Ihnen erschiene, würden Sie dann nicht ein Gleiches thun?"

„Das soll geschehen, antwortete der Mönch . . . Kann ich Ihnen, meine Schöne, etwas abschlagen?"

„Immer galant, Monseigneur, daran erkenne ich Sie."

„Nun, Geliebteste, was hält Sie noch ab?"

„Ach, Messire, Ihr Gesicht möchte ich so gerne sehen . . . Gewähren Sie mir diese Gunst; demaskiren wir uns zu gleicher Zeit."

„Und sie nahmen beide ihre Masken vom Gesicht."

„In diesem Augenblicke warf die Lampe, der es an nöthigem Oehle fehlte, ehe sie erlöschte, einen letzten glänzenderen Strahl von sich, welcher die Gesichter der beiden Masken beleuchtete, und sogleich erschollen die Worte aus beider Mund: „Der König!" . . . „— Verrath! . . ."

„Die als Mönch verkleidete Maske war Ludwig XI. und die Fischerin war Frau von Sassenages, die Geliebte Sr. Majestät."

„Frau Elfriede von Sassenages, — rief Ludwig — ein solches Rencontre erwartete ich nicht . . ."

„Die Gräfin hielt es für das Beste, in Ohnmacht zu fallen, und Ludwig XI. suchte tastend die Wendeltreppe auf, indem er die Worte murmelte:

dieser Schurke, der Olivier, hat mir da einen schlechten Streich gespielt ... Aber es thut nichts ... Verspielt ist noch nicht verloren ... Mein kleines Bürgermädchen vom Jakobsthor soll deßhalb noch nicht vergessen sein! ... Graf Maulevrier aber soll erfahren, daß es unklug ist, auf dem Reviere des Königs zu jagen."

„Ein Monat war seit dem verflossen. Ludwig XI. bewohnte noch immer Schloß Loches. Von seiner Maxime „wer sich nicht verstellen kann, kann nicht regieren," Gebrauch machend, hatte er nichts unterlassen, um seine schlechte Laune und sein tiefes Mißbehagen nicht bemerkbar zu machen. Die Gräfin von Sassenages erschien wieder bei Hofe und wurde mit derselben Rücksicht und Ehre, wie vorher, behandelt. Ihr königlicher Geliebter affectirte sogar eine größere Zuneigung für sie. Wenn er mit ihr sprach, schwebte das freundlichste Lächeln auf seinen Lippen, während er in seinem Herzen den tiefsten Groll gegen sie hegte. Eines Abends wurde die Ankunft des Grafen von Maulevrier angekündigt. Das Gesicht Ludwigs XI. glänzte plötzlich wie von einer unerwarteten Freude. Er geht dem Grafen einige Schritte entgegen und reicht ihm seine trockene und knöcherne Hand. Nachdem die Audienz zu Ende ist, erhebt sich der Graf und bemerkt, vom König begleitet, daß

man ihn auf einen anderen Gang zurückführt, als der war, durch welchen er zur Audienz ging. An der Schwelle der letzten Thüre angekommen, dreht er sich um und verneigt sich tief; der arglistige Monarch, der ihm mit den Augen folgt, sagt zu ihm: Möge Gott Sie in seinen Schutz nehmen und die Heiligen Ihnen immerdar beigethan bleiben, Monseigneur."

„In demselben Augenblicke aber krachte der sich öffnende Fußboden und der unglückliche Edelmann verschwindet mit furchtbarem Geschrei in einem tiefen, unergründlichen Abgrunde."

„Ludwig XI. ging höhnisch lachend in sein Gemach zurück und bekreuzte sich."

„Glücklicherweise, murmelte er dabei zwischen den Zähnen, war die Fallthüre gut und das Burgverließ kann nicht reden."

„Ein Jahr später coursirte das Gerücht, der Graf von Maulevrier, Großseneschall der Normandie, sei in Sicilien, im Dienste des Herzogs von Anjou, umgekommen." — — — —

Der Herzog schwieg und erhob sich. Das Gestampf mehrerer Pferde verkündete die Ankunft des Königs.

Auch die Herzogin stand jetzt rasch auf. Sie war etwas bleich und verwirrt.

Ihr Gefolge nahte sich auf ihren Wink.

„Und was soll die Erzählung?“ — frug sie flüsternd den Herzog.

„Es ist eine wahre Geschichte!“ — sagte dieser.

„Ohne Bezug?!“ — frug Angeline rasch.

„Nicht ganz! . . . Es gibt auch heutzutage noch hübsche Bürgersmädchen in Loches . . . noch liebende Chevaliers . . . aber auch . . . noch Fallthüren! Vorsicht, göttlich schönes Wesen . . . Vorsicht in allen Dingen!“

In diesem Augenblicke öffneten sich die Thüren und Ludwig XIV. trat ein. Alle Anwesenden verbeugten sich tief; der König aber näherte sich Angelinen, die ihm entgegeneilte, neigte sich leise, erfaßte ihre Hand und küßte sie.

„Ja, ja!“ — sagte er dann, die zauberhaft schöne Gestalt seiner Geliebten mit Wohlgefallen betrachtend — „Sie sind eine würdige Beherrscherin des Olymps . . . Jupiter hat nicht schlecht gewählt. Die Welt wird ihn beneiden; . . . aber . . . man wird Sie auch erwarten. Gehen Sie, Herzogin, der Abend wird für mich ein trüber sein, da ich ihn nicht an Ihrer Seite zubringen kann.“

Angeline wollte antworten, aber der König gab für sie und ihr glänzendes Gefolge ein Zeichen der Verabschiedung. Sie verbeugte sich daher tief, die

Anwesenden folgten; . . . man wandte sich, die Zimmer der Herzogin zu verlassen.

Im gleichen Augenblicke streifte der König an Saint-Aignan.

„Alles besorgt?" — lispelte er.

„Alles, Sire!"

„Der blaue Domino also?"

„Der blaue Domino mit dem blaßgelben Kreuze."

„Gut!"

Niemand hatte das Flüstern des Königs bemerkt. Er verließ jetzt rasch durch eine andere Thüre, gefolgt von den Seinen, das Gemach.

Saint-Aignan und die übrige Begleitung der Herzogin nahmen ihre Gesichtsmasken vor. Die Herzogin selbst verschmähte es, ihr Gesicht zu bedecken. Der Gedanke ihrer strahlenden Schönheit durch eine Larve Eintrag zu thun, war ihr zu peinlich.

Da erschallten Fanfaren . . . Marie Angeline Scoraille de Rousille, Herzogin von Fontanges, die schöne stolze Festgeberin, . . . Juno — die zauberhafte Königin des Himmels — trat ein . . . ihr folgten alle Beherrscher und Beherrscherinnen des Olymps.

Jetzt war das Fest officiell eröffnet, . . . die tolle Lust steigerte sich.

Angelinen strömten von allen Seiten die süßesten Schmeicheleien, die übertriebensten Lobeserhebungen zu.

Aber Angeline verstand es nicht, das Uebertriebene — in dem gar oft ein schneidender Sarcasmus lag — von der gerechten Anerkennung ihrer Schönheit zu unterscheiden. Sie hatte dafür nicht Schärfe des Geistes genug; auch war ihre Eitelkeit seit ihrer Erhebung zur Herzogin und ihrem Aufenthalte am Hofe so sehr gestiegen, jetzt so unbegränzt, daß keine Schmeichelei mehr für sie zu stark war.

Die schöne Fontanges schwelgte in Seligkeit. Der Weihrauch, den man ihr opferte, berauschte, betäubte sie ... und berauscht und betäubt wollte sie ja sein.

Wie rauschte dabei die Musik, ... wie wimmelte und wogte es bunt durcheinander, ... wie lachte, scherzte, quickte es auf allen Seiten, ... wie hatten hier alle Länder und Stände ihre Vertreter hergesandt, ... wie machte sich das Spiel der kühnsten Phantasie hier geltend.

Nur zwei Masken genirten Angeline unbegreiflich ... es war eine weiße Gestalt und ein Mönch, die — unzertrennlich von einander — ihr überall in den Weg traten.

Es war augenscheinlich, daß sie sich der Herzogin zu nahen suchten.

Aber Angeline wich ihnen aus . . . sie wußte eigentlich nicht warum.

Ha! da kam ein kleiner Maskenzug! . . . wie gut! . . . er schnitt die Herzogin von ihren gespenstischen Verfolgern ab.

Es waren die sieben Todsünden und die sieben Tugenden.

Die Todsünden warfen sich vor ihr in den Staub, die sieben Tugenden führten sie, wie im Triumphe, zu einem für sie bereit stehenden kostbaren Fauteuil. Dann gruppirten sich die vierzehn Masken vor ihr und führten einen mimischen Tanz auf, in welchem die Tugenden mit den Sünden anscheinend kämpften, in Berührung kamen und sich abstießen, bis — nach immer leidenschaftlicherer Steigerung dieser Gebärden — die Tugenden endlich siegten, die Sünden niederwarfen und die ersteren, in einer schönen Gruppe der Herzogin huldigend, vor dieser in die Kniee sanken.

Ein dichtes Gedränge hatte während des Tanzes den Fauteuil der Herzogin und die tanzenden Masken umgeben; doch wogte es immer noch in den Sälen von den Hunderten von Masken, die — eben

des Gedränges wegen, nicht beikommen und nichts sehen konnten.

Da begegneten sich zwei blaue Domino's mit mattgelben Kreuzen.

Es war ein männlicher und ein weiblicher.

Ein kurzes Geflüster . . . dann waren sie verschwunden.

Auch die Tugenden hatten den Saal verlassen, . . . nur die Todsünden waren geblieben und machten jetzt unter der Menge ihre Späße, die freilich nicht immer sehr fein waren und deren Schlagworte gar häufig tief und einschneidend trafen.

Angeline von Fontanges erhob sich rasch.

Die unselige weiße gespenstische Gestalt, den Mönch hinter sich, nahte sich schon wieder.

Ein Frösteln erfaßte Angelinen . . . sie konnte sich nicht erwehren bei dem Anblick des weißen Gewandes unwillkürlich an ein Todtengewand zu denken. Und die Gestalt . . . es war schauerlich . . . sie rief eine Erinnerung wach! . . .

Ho! ho! welch' tolle Lust um sie her . . . wie rauschte die Musik . . . wie lachte, scherzte, tanzte das Alles!

„Königin der Schönheit und des Himmels!" — flüsterte jetzt ein schlanker, ganz in schwarzen Sammt gekleideter Spanier, auf dessen Brust und an

dessen Barett-Agraffe große Brillanten funkelten — „Königin der Schönheit und des Himmels! Laß mich Dir endlich, in dieser Stunde, mein Herz zu Füßen legen.“

Angeline erschrak. Wer durfte zu ihr, der Geliebten des Königs, so sprechen?

Wenn ein anderes Ohr diese Worte gehört? . . . wenn sie dem Könige überbracht werden sollten!

Ludwig XIV. hatte überall Spione — die Allwissenheit der Könige ist nicht die der Götter — und . . . man befand sich auf Schloß Loches!

Angeline schaute sich entsetzt um; . . . aber . . . die Todsünden waren doch für etwas gut . . . sie machten einen solchen Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte.

„Angeline!“ — sagte jetzt die Maske — „Du weißt, Götterkind, daß ich Dich bis zum rasendwerden liebe.“

„Wer wagt es“ . . .

„Wer es wagt, so zu Dir zu sprechen?“ — fuhr die Maske fort — „nun, das kann am Hofe wohl nur Einer außer dem Könige sein . . . und . . . ich hoffe, süßes Weib, Dein Herz verräth Dir seinen Namen!“

„Saint-Aignan!“ — lispelte Angeline erschrocken und ward feuerroth.

„Ich bin es“ . . .

„Und Sie wagen“ . . .

„Angeline! sollte ich zu viel gewagt haben? sollte mich mein Herz betrügen?“

„Gerechter Gott!“ — flüsterte die Herzogin — „man wird uns bemerken.“

„Nur ein Wort von Dir, Heißgeliebte, Angebetete . . . nur ein einziges Wort!“

„Denken Sie doch, um des Himmels Willen, an den Grafen von Maulevrier, von dem Sie mir eben erst erzählten.“

„Mein Schicksal liegt in Deiner Hand, Angeline, verrathe mich und ich werde“ . . . .

„Herzog! und Sie könnten denken“ . . .

„Laß mich nur eines denken, Angeline, nur das eine . . . daß ich Erhörung finde.“

„Und ich sollte so undankbar sein, denjenigen zu verrathen, der mich so innig liebt, . . . der mich zu sich erhoben“ . . . .

„Denke an Ludwig XI. und Olivier le Daim!“

„Herzog, Sie verleumden!“

„Und wenn ich Beweise liefre?“

„Nein, nein! es ist unmöglich!“

Die mit Edelsteinen bedeckte Maske einer Wahrsagerin trat heran.

„Nun, mein Freund!“ — sagte sie — „Ihr habt

ja die Rolle eines stolzen Spaniers übernommen. Gebt nur acht, daß Ihr nicht aus der Rolle fallt; man ist hier, wie in Spanien, verdammt eifersüchtig."

„Beruhige Dich, schöne Wahrsagerin!" — entgegnete der Spanier. — „Ich spiele keine Rollen, sondern nur mit Rollen."

„Das weiß Gott!" — rief die Wahrsagerin lachend — „mit Geldrollen!"

„Es sind die angenehmsten und dankbarsten!"

„Und die, die Dir am geläufigsten sind."

„Ja, leider! denn sie laufen alle fort, ehe ich mich dessen versehe."

„Weil Du es so gut verstehst . . . sie durchzuführen!"

„Desto gewandter bin ich in ihrer Auffassung."

„Das ist allerdings keine schwere Aufgabe."

„Schwer wenn sie leicht und leicht wenn sie schwer sind."

„Du setzt die leichten und die schweren auf's Spiel und wirst mit beiden fertig."

„Weil ich ihren nichtssagenden Inhalt kenne."

„Der Dir doch manchmal — gerade wenn er recht nichtssagend ist — sehr peinlich wird."

„Mein Gott! ich liebe nun einmal den inneren Gehalt."

„Da scheinst Du mir aber eben auf irrigem Wege zu sein.“

„Gib acht, gib acht!“ — warnte der Spanier — „verbrenne Dir die Finger nicht. Du denkst ein Glühwürmchen zu fassen und greifst vielleicht eine feurige Kohle an. Was mich betrifft, so empfahl ich mich eben der erhabenen Beherrscherin des Olymps zu Gnaden.“

„Das ist auch eine schöne Rolle!“ — meinte die Wahrsagerin. — „Nur schade, daß sie so kurz sein wird, als sie glänzend ist.“

Die Herzogin hatte nichts gehört; sie dachte an dasjenige, was ihr der Spanier vorhin gesagt.

Saint-Aignan schien erschrocken.

„War das eine Prophezeihung?“ — frug dieser die Wahrsagerin.

„Ich falle nicht aus meiner Rolle!“ — antwortete die Letztere. — „Richtet Euch danach, edler Spanier, denn Ihr bemeßt doch alle Eure Handlungen . . . nach dem Vortheil der Euch daraus erwächst.“

Und mit diesen Worten mischte sich die Maske unter die Menge.

„Und Sie hätten Beweise für die Untreue des Königs?“ — frug jetzt flüsternd aber in unverkennbarer Erregung die Herzogin.

„Ich habe Beweise, ja!“

„Und welche?"

„In dem Agnesthurme" . . .

„Was haben Sie mit ihm! Ich mag nichts von ihm hören. Es spuckt dort. Seit drei Tagen läßt sich das alte Gespenst von Loches eine weiße Gestalt, in ihm sehen. . ."

In diesem Momente entfuhr der Herzogin ein halblauter Schrei . . . die weiße Gestalt, die sie den ganzen Abend schon verfolgt, stand dicht neben ihr.

Sie hob drohend den Finger . . . auch die Hand war weiß, wie Marmor.

„Was ist's!" — frug der Spanier.

„Die unselige Maske!" — entgegnete die Herzogin, beide Hände auf ihr klopfendes Herz drückend, denn tief, tief aus den Augenhöhlen der weißen Maske funkelten ihr ein paar Augen entgegen . . . ein paar Augen . . . die sie kannte . . . die sie gekannt hatte . . . die aber jetzt . . .

„Laßt den schlechten Witz!" — sagte jetzt der Spanier und trat zwischen die Maske und die Herzogin — „wer wird Damen auf solch' einem Feste erschrecken."

Die Gestalt stand unbeweglich . . . aber es blitzte grauenerregend aus ihren tiefen Augenhöhlen.

Das Göttergefolge der Juno hatte sich heran=

gedrängt und umgab sie mit einem glänzenden und strahlenden Kranze.

Der Spanier war verschwunden, . . . Gestalt und Mönch ebenfalls.

Die Herzogin mußte sich erschöpft auf ihrem Sessel niederlassen.

Sie verlangte nach einer Erfrischung . . . man reichte sie ihr in einem prachtvollen goldenen Becher.

Eben begann die Musik ein neues Stück. Es war ein Marsch. Die Thüren öffneten sich und eine lange Reihe anscheinender Zwerge mit ungeheuren Köpfen erschien. In der Mitte des Zuges aber schritt eine liebliche Fee, von Elfenmädchen umgeben, von welchen das schönste, der Fee vorangehend, einen glänzenden Gegenstand auf purpurnem Kissen trug.

Langsam, mit den dicken häßlichen Köpfen wackelnd, schritten die Zwerge und Gnomen dahin; — langsam, aber unter dem Jauchzen der Menge, nahm der Zug seinen Weg rings um den großen Saal, bis er vor der Festgeberin Halt machte und zwar so, daß die liebliche Fee mit ihren Elfenmädchen der Herzogin gegenüber zu stehen kam.

Jetzt schwieg die Musik, und die Fee mit ihrem Elfengefolge trat vor.

Es war wirklich ein schönes Mädchen, die Tochter eines hochgestellten Beamten der Stadt Loches;

und lieblich, wie sie, waren die Verse, die sie jetzt vortrug und die, zierlich gesetzt, das Lob der Schönheit Angelinens aussprachen. Und ... diese Schönheit zu krönen war sie ja gekommen aus der Tiefe der Wälder und Berge mit ihren Gnomen und Elfen, ... gerufen von der Stadt Loches und ihren Einwohnern ... denn die Stadt Loches wollte wie Orleans, Blois, Tours, Angers und Nantes der Geliebten Ludwigs XIV. einen Beweis ihrer Verehrung bieten.

Und die liebliche Fee winkt der kleinen Elfin mit dem Purpurkissen. Da kniete die Kleine vor Angeline von Fontanges nieder, die holde Fee aber nahm das prachtvolle Diadem mit der Herzogskrone — das Geschenk der Stadt Loches — und setzte es unter Fanfaren und dem endlosen Jubel der Gäste Angelinen auf das Haupt.

Aber die schöne Herzogin war blässer als gewöhnlich, und nur mit leiser fast zitternder Stimme vermochte sie ihren Dank auszusprechen.

Wieder erschallten Fanfaren und unter Jubel und lustigem Kopfnicken der Zwerge entfernte sich der Zug.

Ach! welche andere Gedanken bestürmten in diesem Augenblicke Angeline: der König ihr untreu? wenn es wahr wäre! Eifersucht fing in ihr zu

kochen an! — und Saint-Aignan's Liebe! . . . o! . . . er war schön . . . und . . . sein Bild thronte heimlich schon lange in ihrem Herzen. Wenn ihr der König wirklich untreu . . . dann . . . dann . . .!

Ein Bettler trat zu ihr und bat um ein Almosen.

Angeline war so in Gedanken verloren, daß sie im Augenblick gar nicht daran dachte, sich auf einem Maskenfeste zu befinden. Nur halb die Bitte des Bettlers hörend, riß sie einen der an ihrem Kleide befestigten Smaragdknöpfe ab und warf ihn dem Bettler in den Hut.

„Danke! . . . danke!" — flüsterte dieser mit vor Freude zitternder Stimme — „Grün ist die Farbe der Hoffnung! O süße Königin der Schönheit, wann aber folgt der Hoffnung die Erfüllung?"

Angeline bebte zusammen: es war wieder Saint-Aignan.

„Geh'!" — sagte sie mit gedämpfter Stimme. — „Geh', Alter, du möchtest mich selbst zur Bettlerin machen, indem Du mir unbegründete Eifersucht in das Herz gießest."

„Es ist traurig und gefährlich blind zu sein!" — meinte der Bettler — „darum öffne ich Dir die Augen."

„Und doch ist es oft besser blind sein, als zu sehen."

„Am besten aber ist es, sehen . . . und . . . klug danach handeln."

„Und wenn es ein Abgrund ist, den man sieht?"

„So kann man ihn vermeiden, eben weil man ihn sieht. Blind . . . würden wir unrettbar hineinstürzen."

„Es steht Alles auf dem Spiele."

„Gar nichts . . . wenn man klug ist. Laß dem verwöhnten Kinde das Spielzeug, mit dem es momentan tändelt; aber räche dich im Stillen, himmlische Angeline. Ich biete Dir die Hand dazu . . . und . . . ein Herz voll glühender Liebe!"

„Memento mori!" — sagte hier eine tiefe ernste Stimme.

Angeline und Saint-Aignan fuhren auf.

Wieder stand die weiße Gestalt vor ihnen und hinter ihr der Mönch, der den Todesgruß gesprochen.

Angeline war keines Wortes fähig, die Augen der Gestalt glühten in ihren tiefen Höhlen wie Kohlen und ihre Blicke hafteten durchbohrend auf der Herzogin.

„Unerträglich!" — rief der Bettler, mit der Hand nach der Seite fahrend, als ob er hier einen Degen trüge.

Die Gestalt hob langsam und drohend die Hand.

„Wer seid Ihr?“ — frug jetzt die Herzogin mit zitternder Stimme.

„Wir sind“ — entgegnete der Mönch ernst — „was wir scheinen!“

„Ich befehle Euch, daß Ihr Euch entfernt!“ — herrschte, nach Luft ringend, die Festgeberin.

„Wenn Du unser Wort gehört!“ — sagte der Mönch mit unerschütterlicher Ruhe.

„Ich will nichts hören!“ — rief die Herzogin — „geht! oder ich gebiete der Schloßwache! . . .“

„Gebiete Dir selbst und Deinen Leidenschaften!“ — entgegnete der Mönch.

Massen von Menschen umringten jetzt die Gruppe.

„Das geht zu weit!“ — rief der Bettler — „die Masken herunter! . . . Wache!“

Und ehe es die weiße Gestalt versehen konnte, hatte er ihr die Maske abgerissen.

Ein Todtenkopf war darunter.

Ein lauter Schrei ertönte aus allen Kehlen.

„Das Gespenst vom Agnesthurm!“ — riefen Hunderte von Stimmen zugleich. Alles wich zurück, . . . selbst die Wachen.

Die Herzogin hielt sich zitternd an dem Fauteuil.

Nur der Bettler war nicht zurückgebebt.

„Weg mit der Gaukelei!“ — rief er, — „herunter mit der zweiten Maske!“

Und er griff danach.

Aber ein gewaltiger Schlag schmetterte seinen Arm zurück. Langsam hob sich die Hand der weißen Gestalt.

„Du hast Gott verlassen!“ — tönte es dabei wie aus der Tiefe des Grabes — „darum hat Gott auch Dich verlassen. Wehe Dir! Wenn Du nicht umkehrst, so wirst Du untergehen in ewiger Nacht!“

Im gleichen Augenblicke zog die weiße gespenstische Gestalt die Todtenlarve ab: das bleiche, fahle Gesicht eines dem Grabe Entstiegenen erschien.

Da tönte ein doppelter Schrei . . . und . . . die Herzogin sank ohnmächtig in die Arme ihrer Damen, die sie entsetzt umstanden.

Auch der Bettler hatte einen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens ausgestoßen und war, wie vor einem Geiste, zurückgewichen.

„Das Gespenst aus dem Agnesthurme!“ — hallte es von allen Seiten wider.

Die Masse stob entsetzt aus einander.

Auch die Wache trat, sich bekreuzend zurück.

Die weiße Gestalt aber und der Mönch schritten langsam der Thüre zu . . . und verschwanden.

Die Politik Frankreichs.

Ludwig XIV. ging mit starken Schritten in seinem Gemache auf und ab. Es war finster, wie alle Zimmer auf Loches, und selbst die Ausstattung desselben hatte etwas Strenges und Düsteres: dunkeles Holzwerk mit Schnitzereien an Wänden und Decke — Jagdgegenstände vorstellend; — Sessel in gleichem Genre mit Leder überzogen, das königliche Wappen in Gold auf Sitz und Lehne; — ein schwerer silberner Kronleuchter, — unter ihm ein colossaler Tisch mit einem nicht minder riesigen und daher etwas plumpen silbernen Schreibzeug: alles noch aus den Zeiten Ludwigs XI.

Auch der Betpult jenes gekrönten Heuchlers fehlte nicht. Er nahm eine der dunkelen Ecken ein, und ward von einem mächtigen silbernen Crucifix überragt.

Ludwig XIV. hatte noch nicht daran gebetet. Er wandte sogar, so oft er im raschen Auf- und Abgehen in seine Nähe kam, die Blicke von ihm ab,... nicht aus Mangel an Religiosität — er bekreuzte sich sogar manchmal dabei — sondern . . . weil ihm ganz eigene Gedanken kamen.

Man sagte im Geheimen, und der König hatte es erlauscht, das Gespenst, das im Agnesthurme umgehe, sei der Geist seines Ahnherrn, Ludwig XI., der hier schwere Verbrechen begangen haben sollte. Und in der That! . . . als er diese Nacht den Agnesthurm verließ . . . hatte er in der Tiefe eines langen, nach dem Donjon führenden Ganges mit eigenen Augen eine weiße Gestalt gesehen. Das tollste aber war, daß sie sich auch in dem großen Saale, mitten unter dem Mummenschanz gezeigt, und die Herzogin von Fontanges so sehr erschreckt hatte, daß man sie ohnmächtig auf ihr Zimmer bringen mußte.

Ludwig XIV. war die Sache doch nicht einerlei. Schon die Erinnerung an die schweren Thaten, welche die Mauern von Loches gesehen haben mochten, lastete jetzt auf ihm und verdarben ihm die Lust an dem Aufenthalte; — auch fühlte sich sein stolzer Geist durch den Gedanken gedemüthigt: hier die Seele eines seiner königlichen Ahnen büßend zu wissen.

Der Entschluß, Loches so bald als möglich zu

verlassen, stand in ihm fest, doch war noch auf diesen Morgen ein geheimer Ministerrath angesagt, zu welchem Marquis von Louvois und Colbert de Croissi eigens diese Nacht von Versailles angekommen waren.

Der König erwartete sie jetzt. Sie konnten jede Minute eintreten. Hauptmann von Torcy, der die Wache vor dem Zimmer hatte, war angewiesen, die Minister ohne weitere Anmeldung eintreten zu lassen. Es lagen Dinge von höchster Wichtigkeit und Eile vor. Gesandte des Fürsten Tököli, der, im Vereine mit Frankreich, die Insurgenten Ungarns gegen Oesterreich führte, so wie Abgeordnete der Türkei waren angekommen und mußten schleunigst abgefertigt werden.

Jetzt auch traten die Minister ein. Der König setzte sich bedeckten Hauptes. Marquis von Louvois und Colbert de Croissi standen in halbgebeugter Haltung, die Hüte in der Hand und durch den colossalen runden Tisch von der Majestät getrennt, dem Könige gegenüber.

Die Berathung begann.

O, ihr Mauern von Loches, in welch' eine perfide Politik wurdet ihr hier eingeweiht!

Mit welch' einer raffinirten Taktik hatten bereits Ludwig XIV. und Louvois den deutschen Kaiser,

Leopold I., umgarnt. Durch Ungarn und die Türkei beschäftigt und in Athem erhalten, war der Augenblick nahe gekommen, in welchem der Kaiser wie ein an Händen und Füßen geknebelter Mann dastehen mußte.

O schöner, lang ersehnter Augenblick für Ludwig und Louvois! wenn du gekommen, dann . . . dann . . . war es ja auch die rechte Zeit: Straßburg mit dem ganzen oberen linken Rheinufer zu nehmen!

War das nicht die alte bewährte Politik Richelieu's und Mazarin's. Ja, sie war es, denn Louvois — der schlaue, kluge, herrschsüchtige Louvois hatte sie adoptirt! — —

Das Fundament zu der Größe Frankreichs hat unstreitig Richelieu gelegt. Er vereinigte als Cardinal, Priester und Minister in seinem Plane alle die gefährlichen Grundsätze seiner Vorfahren, leitete dieselben mit seltener Geschicklichkeit zu seinem Zweck, setzte sich dabei über Alles, was bisher unter den Mächten heilig war, hinweg, plünderte das eigene Reich an den besten Bestandtheilen, um nur zur Besoldung der Heere, zur Bestreitung der Subsidien und zu Bestechungen Geld aufzubringen, und nahm sich die Unterdrückung des österreichischen Erzhauses beider Linien, seine Entfernung von den französischen

Gränzen, die Erwerbung der Niederlande und die Ausdehnung der französischen Macht bis an den Rhein, diese alte Lieblingsidee der französischen Ländergier, zum einzigen Gegenstande seiner politischen Handlungen. Das Werk, was er nach Innen mit gleicher Kunst als Beharrlichkeit und Kraft verfolgte, war die Unumschränktheit des königlichen Thrones. Was ihm zu thun übrig geblieben war, vollendete sein Nachfolger in Amt und Würde, der Cardinal Mazarin. Das System Richelieu's in den inneren wie äußeren Geschäften wurde unverändert fortgesetzt. Glücklich überwältigte dann Mazarin den inneren Aufruhr der Fronde. Die Königsmacht, früher mannigfach eingeengt, feierte endlich den vollständigsten Sieg. Die Reformirten waren im Innern Frankreichs politisch vernichtet, kirchlich kaum geduldet; — der Adel gebändigt. Niedergeworfen von des Ministers starker Hand, suchte er seine Ehre fortan im Dienen, seinen Glanz in den Strahlen des Thrones. Aber nicht nur den Adel, auch die Gemeinen und das Parlament unterjochte der energische Mazarin. Von nun an gab es in Frankreich keine politischen Fractionen mehr. Der Parteiung blieben als einziges Feld die königlichen Vorzimmer und als einziges Ziel der gnädige Blick des Monarchen. Der Despotismus hatte Wohnung

genommen, die Revolution grub ihre Minen. Indeß auch für Frankreichs äußere Größe war Mazarin entscheidend wirksam, er schloß den Frieden zu Münster und mit Spanien den pyrenäischen Frieden, welche beide kostbaren Gewinn brachten. Als er starb, übergab er dem dreiundzwanzigjährigen Ludwig XIV. ein beruhigtes, sieggekröntes, und dabei die Kräfte zu großen Dingen in sich tragendes Reich.

Aber Ludwigs scharfer Blick wußte auch den rechten Mann zu wählen, der im Stande war, in politischer Beziehung die Erbschaft Richelieu's und Mazarin's zu übernehmen. Es war Francois Michel le Tellier, Marquis de Louvois, . . . den ihm freilich Mazarin selbst noch auf dem Todtenbette empfohlen hatte. Und Louvois trat — wie wir wissen — diese Erbschaft mit fester Hand an.

Die alte Eroberungs- und Vergrößerungs-Politik wurde fortgesetzt, und ihr fiel, zum Schrecken Europa's, der Elsaß.

Jetzt war, wie gesagt, nur noch Straßburg und das letzte Theilchen des oberen linken Rheinufers zu nehmen.

Indeß die Sache war nicht leicht . . . sie konnte sogar nur dann durchgesetzt werden, wenn man sich von Seiten Frankreichs auch aus den niederträchtig-

sten Mitteln kein Gewissen machte. Was aber frägt ein Staatsmann, wie Louvois, nach dem Gewissen? Recht, Billigkeit, Menschenwohl und Völkerglück waren dem edlen Marquis lächerliche Dinge, auf die er mit Stolz und Hohn herabsah.

Straßburg und die Ufer der oberen linken Rheinseite mußten Frankreich zufallen ... was lag Louvois und Ludwig XIV. daran, wenn auch, zur Erreichung dieses Zweckes, Kriege entstanden, Ströme Blutes flossen, ganze Länder verwüstet, ganze Völker unglücklich wurden?

Und so verband sich denn der „allerchristlichste" König, Ludwig XIV. von Frankreich, nicht nur mit den gegen Oesterreich in Aufstand begriffenen Ungarn, an deren Spitze der Fürst Tököli stand, sondern auch — zu seiner und Louvois ewiger Schmach sei es gesagt — mit dem Erbfeinde des Christenthums und aller Cultur ... mit den Türken!

Die schrecklichen, die blutigen Türkenkriege, welche damals die österreichischen Erblande, ja selbst Wien bedrohten, waren zum großen Theile die Folge des französischen Einflusses bei der Pforte. Ludwig XIV. hielt ja seit 1673 eine Gesandtschaft in Konstantinopel, welche ein geheimes Bündniß zwischen Frank-

reich und dem mächtigen Fürsten des Halbmondes unterhalten mußte*).

Ungarn und die Türkei wurden also im Osten von Ludwig und Louvois auf den Kaiser, auf Oesterreich und Deutschland gehetzt, damit Frankreich im Westen desto ungenirter ein Stück nach dem anderen von Deutschland abreißen könne.

So lange der alte Vezier Ahmed Köprili lebte, scheiterten freilich alle Bemühungen Ludwigs XIV., in Ungarn einen offenen Krieg zu erregen, damit er seinerseits mitten im Frieden neue Eroberungen machen könne. Als aber der friedliebende Vezier gestorben und sein kriegerischer Schwager, Kara Mustapha, ihm im Amte gefolgt war, schloß Ludwig neue Verträge mit den Insurgenten. Er schickte zwei Gesandte an Tököli, der sich rühmte, daß er achttausend Mann habe; und diese versprachen demselben in einem besonderen Vertrage, ihn durch fünfzehntausend Siebenbürger, so wie durch fünftausend Polen, welche mit französischem Gelde geworben werden sollten, zu verstärken. Zum Glück für den Kaiser waren jedoch die ungarischen Magna=

*) Siehe Friedrich von Raumers: „Historisches Taschenbuch. Neue Folge IV. Jahrgang S. 65 — Schlosser XV. S. 569 u. f.“

ten unter sich eifersüchtig und mißtrauisch, so daß sie, als sie Michael Teleki zum Oberfeldherrn ernannt hatten, demselben einen Kriegsrath von zwölf Personen zur Seite setzten. Auch ließen sie die Polen für die Dauer des Winters wieder nach Hause zurückkehren. Es war daher nicht möglich, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Der neue Oberbefehlshaber Teleki konnte sich außerdem mit den Franzosen im Kriegsrathe nicht vertragen; er überließ also den Oberbefehl dem jungen Emmerich Tököli, und zog sich nach Siebenbürgen zurück, wo er an Apaffi einen Gönner hatte. Die ungarischen Angelegenheiten wurden damals französischer Seits von Christoph d'Allanday, Marquis von Boham, geleitet. Dieser hatte die Polen vorher nach Ungarn geführt, die Verbindung der Insurgenten mit den französischen Ministern angeknüpft, und über die von Paris empfangenen Gelder verfügt. Auch als die Türken endlich den Kaiser aufs neue angreifen und die Insurgenten mit einem furchtbaren Heere unterstützen wollten, unterhielt der Marquis die Correspondenz der Rebellen mit dem französischen Cabinet. Dies geschah aber noch dazu auf eine verrätherische, das Völkerrecht verletzende Weise. Die französische Regierung schickte nämlich

die Briefe und Wechsel für die Insurgenten unter der Adresse des französischen Gesandtschafts-Secretärs nach Wien, von wo sie dann an den Marquis und durch diesen an die Insurgenten gelangten. Die Sache ward entdeckt und der französische Gesandtschafts-Secretär verhaftet, worauf Ludwig auch den kaiserlichen Gesandten in Paris einsperren ließ.

Die Insurgenten erlangten jetzt bedeutende Vortheile. Sie nahmen fast alle Bergstädte und machten in denselben sehr große Beute; in Kremnitz und Chemnitz erbeuteten sie nicht weniger als hundert- und achtzigtausend Dukaten. Dort ließ der Marquis von Boham, während die Ungarn im Besitze der Münzstätten waren, zweierlei Dukaten schlagen, die einen mit dem Bilde Ludwigs XIV. und mit der Umschrift: „Beschützer der Ungarn“, die anderen mit dem Bilde Tököli's als Fürsten der von ihm besetzten Theile Ungarns und mit der Aufschrift: „Für Religion und Freiheit.“ Den Besitz jener Städte konnten jedoch die Insurgenten nur kurze Zeit behaupten, weil Tököli bald nachher von Dünewald und Wurm bei Heiligenkreuz geschlagen wurde. Leopold selbst hätte gern den Frieden wieder hergestellt, da das Morden, Sengen und Brennen der Ungarn nicht blos von Seiten der Ungarn, sondern auch von Seiten der türkischen

Paschas in den Städten fortdauerte, und viele hundert Dörfer ganz niedergebrannt waren; allein mit seinen Jesuiten-Räthen war nichts anzufangen. Auch als 1680 eine besondere Commission zur Aussöhnung bestellt worden war, konnte nichts zu Stande gebracht werden, weil einerseits Ludwig einen Akakia mit Geld und reichen Geschenken für Tököli und Apaffi nach Siebenbürgen schickte, und andererseits der Groß-Vezier den Insurgenten mit der ganzen türkischen Kriegsmacht Hülfe zu leisten versprach. Tököli schickte sogar zu derselben Zeit, als er mit dem Kaiser unterhandelte, Gesandte nach Paris und Constantinopel, und setzte sein Mordbrennen fort.

Diese Gesandten nun waren es, welche die heutige eilige und geheime Ministersitzung hervorgerufen: sie verlangten von Frankreich für den Fürsten Tököli die Zusage der Ungarischen Königskrone, wogegen Tököli und seine Insurgenten Oesterreich aufs Neue den Krieg zu erklären versprachen. Auch der Groß-Vezier der Türkei, Kara Mustapha, hatte Abgeordnete geschickt, die — im Interesse Frankreichs — sofort zu bescheiden und mit Hülfsgeldern abzufertigen waren, wenn der Krieg zwischen den Türken und Kaiser Leopold mit Entschiedenheit geführt werden sollte.

Und so wurden denn auch jetzt diese Angelegen-

heiten in erster Linie von Louvois dem Könige vorgetragen und in dem geheimen Conseil besprochen. Der Erfolg war, daß Krone und Hülfsgelder — gegen die wiederholte feste Verpflichtung der Ungarn und Türken, Oesterreich sofort anzugreifen — bewilligt wurden.

Als diese höchst wichtige und folgenschwere Angelegenheit geordnet war, frug der König:

„Sind Wir jetzt zu Ende?“

Louvois verbeugte sich tief, dann sagte er ernst:

„Wie Majestät befehlen!“

„Liegt nichts mehr vor?“

„Doch, Sire, noch eine andere wichtige Sache. Wenn Majestät die Gnade haben wollten, den Conseil noch einige Augenblicke auszudehnen . . .“

„Und welche Angelegenheit?“

„Es betrifft Straßburg!“

„Ach!“ — rief der König — „dann sprechen Sie, Marquis! Ist die Frucht noch nicht reif, daß man sie abschütteln kann?“

„Sie reift sichtlich und wird bald zu den Füßen Ludwig des Großen, des Unvergleichlichen, liegen!“ — entgegnete der Minister mit lächelnder Miene und tiefer Verneigung.

„Es geht langsam!“ — meinte der König.

„Aber sicher!“ — entgegnete Louvois.

„Und wo und wie stehen wir?“

„Ew. Majestät Resident, Herr von Frischmann, hat neue Berichte eingesandt.“

„Laßt Uns das Wichtigste davon hören . . . aber nur das Wichtigste. Wir sind der langen Berathung satt . . . und . . . es wird Zeit zur Jagd. Also das Wichtigste!“

Louvois zog ein Schreiben aus seiner Tasche.

„Erlauben Majestät den Vortrag einer Depesche Frischmann's?“

Der König nickte und Louvois las:*)

„Sire, seit meinem letzten Berichte glaube ich bemerkt zu haben, daß einige mit Pulver und Kugeln beladene Wagen, die in den Elsaß gekommen sind, die Herren in Straßburg bestürzt gemacht haben. Der Stadtrichter, Herr von Zedlitz, einer der ernsten, klügsten und, wenn ich sagen darf, wohlgesinntesten von dem Rathscollegium, hat ziemlich lebhaft darüber mit mir gesprochen und mir bekannt, daß man sich hier von den kriegerischen Vorbereitungen mitten im tiefsten Frieden keine andere Vorstellung mache, als das die Stadt unglücklich genug gewesen sei, sich eine Minderung in Ew. Majestät

*) M. Coste: „Réunion de Strasbourg à la France.“ Documents etc. p. 86

Huld und Gnade zugezogen zu haben. Diese Besorgniß begleitete er mit tiefer Unterthänigkeit und Ehrfurcht für Ew. Majestät und versicherte mir nachdrücklich, der Magistrat denke durchaus nicht mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten, Herrn von Mercy, zu unterhandeln und noch weniger kaiserliche Truppen aufzunehmen. Zugleich versicherte mir Herr von Zedlitz, er sei bereit, in einen angelegentlicheren Verkehr mit mir zu treten, als die anderen Herren des Senats. Ich glaubte, Sire, ihm meinen besonderen Dank für die Dienste, welche er durch Ueberbringung obiger Nachricht der französischen Sache geleistet, ausdrücken und ihm das Versprechen geben zu müssen, daß ich Ew. Majestät von seinem Eifer, seiner Unterthänigkeit und seiner Ergebenheit in Allerhöchstihre Interessen in Kenntniß setzen werde."

„Gut!" — sagte der König. — „Wir haben ja Bestechungsgelder bewilligt."

„Stadtschreiber Günzer hat auch bereits für sich fl. 30,000 und für die Bestechung anderer Magistratsmitglieder fl. 100,000 erhalten; . . . aber . . ."

„Nun?"

„Er gibt an, daß sie nicht ausreichen!"

„Ist der Mann sicher und eifrig in Unseren Diensten?"

„Beides Sire! Er leistet uns große Dienste.

Günzer ist ein trefflicher Agent und ein ausgezeichneter Spion. Hier habe ich eine Schrift von ihm erhalten, in welcher er die volle Schwäche seiner Vaterstadt darlegt und zwar in Betreff des mangelnden Geldes, der ungenügenden Besatzung, der Festungswerke und des Verlassenseins von Kaiser und Reich. Er ist es dabei hauptsächlich, der die Spaltungen in Rath und Bürgerschaft nährt und schürt und die französische Partei im Magistrate vertritt."

„Dann, Colbert, —" rief der König hier lebhaft — „laßt ihm noch einmal fl. 20,000 für sich und weitere fl. 200,000 für die Bearbeitung des Magistrates auszahlen . . .*) Wir wollen und Wir müssen Straßburg haben."

Colbert verneigte sich.

„Da ist auch eine andere dieser feilen Magistrats-Seelen," — sagte jetzt Louvois höhnisch — „mit Namen Stößer; er bat den Residenten um das Bild Ew. Majestät!" **)

„Am besten wäre es, Wir ließen es ihm auf die Stirne brennen!" — meinte der König mit verächtlicher Miene. — „Es ist doch nur Heuchelei!

*) Coste: p. 150.
**) Coste: p. 98.

Wenn diese käuflichen Schurken Uns dienen wollen . . . nun, so wären Wir Thoren, sie nicht zu benutzen . . . Landesverräther bleiben sie indeß immer. Frischmann mag diesem Elenden eine Summe Geldes hinwerfen . . . Unser Porträt erhält er nicht. Das Geld wird ihm ohnedem lieber sein. — Aber zur Sache . . . Wir wollen fort! . . . Was war das mit der Aufregung? . . . das ist verdrießlich! . . . wie beschwichtigen Wir sie?

„Wenn es Majestät gnädigst gestatten,“ — sagte Louvois mit höhnischem Blick und Lächeln — so drehen wir dem hochweisen Rathe von Straßburg und den Spießbürgern der guten alten Stadt . . . eine Nase.“

„Ach!“ — rief Ludwig lachend — „man merkt, Louvois, daß ihr auf Loches zur Zeit eines Mummenschanzes ankamt!“

„Nasen und Larven, Masken und Mäntelchen gehören in den Ressort der Politik!“ — meinte der Minister. — „Das Leben ist ja überhaupt nichts als eine große Maskerade und die Welt der Ballsaal dazu.“

„Nicht übel!“ — sagte der König — „und — Louvois — was tragt ihr jetzt für eine Maske?“

„Die des Ministers eines großen Königs!“ — entgegnete Louvois mit tiefer Verbeugung — „ob-

gleich ich in Wahrheit nichts bin . . . als . . . der unterthänigste Diener, der ergebenste Sklave des erhabensten aller Fürsten und Herrscher, Ludwigs XIV.!"

Der König lächelte geschmeichelt. „So schätzen Wir in dem treuen Diener . . . den Minister und in dem Minister . . . den treuen Diener!" — sagte er dann. — „Aber . . . Wir sind abgekommen! . . . Wie soll die Aufregung beschwichtigt werden?"

„Wenn es Majestät gnädigst gestatten" — versetzte der Marquis — „schicke ich allen Offizieren, die im Elsaß stehen und darum gebeten haben, den Abschied. Damit werden die Gemüther beruhigt und wir schaden uns selbst nicht, denn, sobald der rechte Augenblick herannaht, befehlen Ew. Majestät einen Garnisonswechsel, und unter diesem trefflichen Vorwande werden die Truppen zusammengezogen und die beurlaubten Offiziere, die man in der Nähe zurückgehalten hat, wieder zu ihren Regimentern einberufen."

Der König schwieg einen Moment in Nachdenken versunken, dann neigte er langsam das stolze Haupt und sagte: — „Genehmigt! Aber Wir fürchten, Unsere militärischen Rüstungen im Elsaß werden auch auswärts widerhallen."

„So haben Majestät die Gnade unseren Gesand-

ten beim Regensburger Reichstag und dem Congreß zu Frankfurt den Befehl zu ertheilen: jede militärische Rüstung im Elsaß geradezu abzuläugnen, mit dem Bedeuten: die Krone Frankreich werde es als eine Beleidigung aufnehmen, wenn man ihr derartige Dinge unterschiebe."

„Das ist stark!" — meinte der König.

„Aber es wird zurückschrecken und die Schreier zur Ruhe bringen. Keckes Auftreten und Verblüffen hat bei den guten Deutschen schon viel gewirkt."

„So sei es!"

„Und nun noch Eines, Majestät!" — sagte Louvois. — „Ich bitte Sie, Sire, mich zu ermächtigen, den Marschall Vauban, unseren berühmtesten Strategiker, im strengsten Incognito nach dem Elsaß zu beordern."

„Und sollte das verschwiegen bleiben?"

„Er mag eine Reise nach Italien vorgeben, Seitenwege einschlagen und die großen Städte und bevölkerten Gegenden vermeiden. Wir müssen das Terrain um Straßburg vollkommen kennen und vorbereitet sein."

„Gut! Wir genehmigen auch dies!" — sagte der König. — „Für den Fall des Zusammentreffens haben Wir aber noch etwas zu bemerken: wenn es bei der Sache hier oder dort zu Gefechten kommt,

sind die protestantischen Truppen — wenn immer thunlich — vorzuschieben. Wir sind es unserer heiligen Mutterkirche schuldig, ihre Kinder zu schonen; . . . an ketzerischen Hunden liegt nichts!"

Louvois verbeugte sich; er kannte diese Maxime schon von Türenne her und theilte sie mit diesem und dem Könige.

Mit Freuden konnte er Seiner Majestät daher auch melden, daß — durch den Bischof von Straßburg und Günzer bearbeitet und erkauft — sich bereits wieder über zwanzig angesehene Familien, als dem Katholicismus zugethan, erklärt hätten. Sie warteten nur auf den Fall der Stadt, um auch öffentlich überzutreten.

In diesem Augenblicke hörte man einen Wortwechsel in dem Vorzimmer. Deutlich war die Stimme des Hauptmanns von Torcy zu vernehmen.

„Niemand kann seine Majestät jetzt sprechen!" — sagte er laut und entschieden.

„Und warum nicht?" — frug eine andere Stimme.

„Es ist Ministerrath!"

„Aber ich muß seiner Majestät etwas melden!"

„Ich kann Niemand einlassen."

„Das Gespenst . . ."

„Louvois!“ — rief der König, sich erregt erhebend.

„Sire?“

„Laßt eintreten wer draußen ist!“

Louvois ging zur Thüre und befahl Torcy den Eintrittverlangenden hereinzulassen.

Es war ein Diener aus dem Gefolge der Herzogin von Fontanges. Er war bleich wie der Tod und zitterte an allen Gliedern.

„Was giebt es?“ — herrschte ihn der König an.

„O Majestät!“ — rief der Zitternde — „das Gespenst hat sich wieder gezeigt. Majestät haben mich beauftragt, es zu melden, wenn sich der Spuk wieder erneue.“

„Und wo erschien es?“

„Dicht bei den Gemächern der Frau Herzogin.“

„Mort de ma vie!“ — rief der König, zornig mit dem Fuße aufstampfend. — „Was soll das heißen?“

„Es war wieder die schreckliche weiße Gestalt.. man sagt ... es sei der Geist ...“

„Laß das!“ — rief der König rasch und mit finsterer Stirne — „und was geschah?“

„Die Wachen liefen, sich bekreuzend, davon ...“

„Feiglinge!“ — brummte Louvois in den Bart.

„Da schritt der Geist gerade auf die Gemächer zu, in welchen sich die Frau Herzogin befand . . .“

„Und? . . . weiter! . . . weiter!“

„Aber benachrichtigt durch das Schreien der Wache . . .“

„Nun?“

„Hatte man sie geschlossen?“

„Geschlossen? . . . und der Geist? . . .“

„Als er dies fand . . . kehrte er um.“

„Diable!“ — rief der König — „er kehrte um? dann steckt Betrug hinter dieser Larve! Auf, meine Herren, folgt Uns . . . Wir wollen doch sehen, welcher Schurke es wagt, den Geist unseres glorreichen Ahn, Ludwigs XI., hier zu spielen . . . und . . . Unsere sanfte Taube, die Herzogin von Fontanges, zu erschrecken! — Und wohin hat sich das Ding gewandt?“

„Nach dem Agnesthurme?

„Und die Wache hat es nicht angehalten?“ — frug Louvois finster.

„Niemand wagte das.“

„Nun!“ — rief Louvois, roth vor Zorn und Scham, — „so will ich sie lehren, mit Gespenstern umzugehen.“

Der Diener trat auf einen Wink des Königs ab.

„Habt Ihr, Louvois, schon heute Nacht bei Eurer Ankunft von der Sache gehört?"

„Ja, Majestät, alles; das ganze Schloß war ja in Aufruhr."

„Und was haltet ihr davon."

„Was der Scharfblick Ew. Majestät sogleich auch erkannt hat ... daß hier Betrug im Spiele ist!"

„Und wer könnte der Unsinnige sein, der dieses kecke Spiel zu unternehmen wagt?"

„Sire ..."

„Nun? heraus damit!"

„Sire ..."

„Wir befehlen Euch, Eure Meinung zu sagen!"

„Wenn sie sich bestätigte," — sagte Louvois mit schlecht verhaltener Schadenfreude — „könnte sie dem Verräther den Kopf kosten, da er unzweifelhaft nach dem greift, was Ew. Majestät das Liebste ist."

„Mort de ma vie! — Eure Meinung!"

„Man soll, so wurde mir berichtet, gestern Abend..."

„Nun?" ...

„Den Herzog von Saint-Aignan auf dem Mummenschanz vermißt haben."

Der König erblaßte. Schnell aber sagte er:

„Nein! da hat man Euch falsch berichtet, Louvois ... Wir sahen ihn selbst und mit eigenen Augen, als Mars gekleidet, die Säle betreten."

„Vollkommen richtig, Sire! indeß . . . Mars soll bald verschwunden, unsichtbar geworden sein."

„Wie?" — rief der König hier mit flammenden Blicken — „so wäre er Uns vielleicht behülflich gewesen . . . um . . ."

„Sire!" — wiederholte Louvois lauernd, aber mit kaum unterdrücktem Hohn, — „haben Sie die Gnade, sich zu erinnern, daß, was ich sagte, nur Vermuthung ist."

„Den Teufel über eine solche Vermuthung!" — rief der König. — „Ja, bei Gott, wenn sie sich bestätigen sollte . . . wird es auf Erden einen Kopf weniger geben. Folgt Uns, ihr Herren, Wir wollen selbst den Geist stellen!"

Und der König eilte raschen Schrittes, hoch und stolz aufgerichtet, mit zorniger Miene dem Agnesthurme zu. Saint-Aignan war sein Liebling . . . aber . . . wenn er das Gespenst wirklich gespielt . . . wenn er . . .

Ludwig mochte die Gedanken, die ihn hier bestürmten, nicht ausdenken.

Noch standen die Wachen verdutzt, kaum fähig, bei dem Herannahen des Königs die schuldigen Honneurs zu machen.

Ludwig XIV. sah es nicht; . . . rasch trat er mit Louvois und Colbert in den Gang, der zu dem

berüchtigten Thurme führte, und wo, nach den Aussagen der Wache, der Geist eben verschwunden war.

Jetzt bog er um eine Ecke, als ihm ein: „**Mort de ma vie!**" — entfuhr. Von einer anderen Seite kommend, stürzte der Herzog von Saint-Aignan, den bloßen Degen in der Faust, ebenfalls auf den Gang.

Der König hielt erschrocken an.

„Herzog!" — rief er halb erstaunt, halb entsetzt, — „was soll das? der blanke Degen im Hause des Königs ist Hochverrath!"

„Sire!" — rief der Herzog erhitzt — „ich zog ihn für das Haus des Königs. Lassen Sie mich um Gottes Willen, ich muß den Geist . . ."

„Wie?" — rief der König finster — „spielen wir heute noch Mummerei?"

„Der Verräther . . ."

„Wir glauben ihn zu sehen . . ."

„Er entgeht uns . . ."

„Schwerlich!"

„Dort! . . . dort!"

„Was! . . . Sie wagen es, Herzog . . ."

Aber die Worte erstarben dem Könige im Munde; denn . . . unwillkührlich der Hand Saint-Aignan's mit den Blicken folgend, gewahrte er in der That ganz deutlich durch ein Bogenfenster des Ganges,

das in die Agnesenhalle der Kirche von Loches führte, die weiße Gestalt.

„Ha!“ — fuhr der König wie erleichtert auf — „also Sie, Aignan, spielten diesen schurkenhaften Geist nicht?“

„Ich? Majestät?!“ — sagte der Herzog wie aus den Wolken gefallen; aber ein Blick auf Louvois führte ihn auf den rechten Weg. — „O nein, Sire, ich spielte den Geist nicht; aber es scheint, daß ein Anderer mir übel aufgespielt hat.“

„Keine Worte jetzt!“ — rief Ludwig XIV. — „Die Degen heraus und mir nach! das schlaue Gespenst hat sich gefangen . . . die Kirche ist gesperrt . . . der Verwegene entgeht uns nicht! Nieder mit ihm, wenn er sich zur Wehre setzt.“

Louvois und Colberts Degen blitzten neben dem Saint-Aignan's. Alle Drei stürzten, dem Könige folgend, nach dem Ende des Ganges, der in der Kirche mündete.

Jetzt hatten sie die Kirche erreicht.

„Dort ist es!“ — riefen Alle, wie aus einem Munde und — in der That — nahe dem Mausoleum, dem Andenken der schönen Agnes Sorel errichtet, sah man die weiße Gestalt.

„Nieder mit ihm!“ — rief jetzt der König außer sich. — „Laßt es die Ahnenprobe aller Gei-

ster machen. Wenn ihm Eure Degen nichts thun, dann wollen Wir tausend Messen für das Seelenheil unseres erhabenen Vorfahren, Ludwig XI., lesen lassen!"

Die drei Begleiter des Königs stürzten vor.

Nur ein großes, schweres, vergoldetes Eisengitter und einige mächtige, das Gewölbe der Kirche tragende Säulen trennten sie noch von der Gestalt.

Jetzt hatten sie und der König das Mausoleum erreicht... ernst hob es sich und finster aus schwarzem Marmor gebildet; . . . die reizende Gestalt der schönen Schläferin, in weißem Marmor gearbeitet, ruhte, sanft hingegossen, bewegungslos auf dem Sarkophag. Das Kissen, auf welchem der Kopf der schönen Todten lag, hielten zwei Engel. Zwei Lämmer, als Symbole der Sanftmuth, lagen zu ihren Füßen.

Alles war hier still, ernst und feierlich.

Es war Niemand zu sehen.

Der König und seine Begleiter standen erstarrt.

„Laßt uns alles genau untersuchen!" — sagte jetzt Louvois — „vielleicht gibt es hier einen Schlupfwinkel oder einen geheimen Ausgang."

Man untersuchte, . . . es fand sich nichts.

Alles festes Mauerwerk . . . ungeheure Wände, riesige Säulen, . . . ein Mausoleum von Mar-

mor ... hinter demselben ein großer Beichtstuhl aus Eichenholz ... sonst nichts.

Es war Niemand zu sehen ... die Gestalt war verschwunden. — Der König bekreuzte sich. — — —

Noch am Mittage desselben Tages verließ Ludwig XIV. und sein Hof das Schloß von Loches.

Sturm und Wetter.

Syndicus Frantz war endlich mit schwerem Herzen von Wien zurückgekehrt. Mit schwerem Herzen! ... denn ... Hülfe brachte er nicht! Waren doch der Kaiser und seine Minister taub geblieben bei all' seinen Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen. Das Ungewitter, das von der Türkei her im Anzuge war, hielt Wien und den Hof in Angst und Besorgniß: man rüstete ... aber ... nur gegen die Türken. Mit Straßburg hatte es keine solche Eile; waren doch von Monseigneur Louvois und dem Herrn Bischof von Straßburg, Franz Egon, Fürsten von Fürstenberg, die beruhigendsten Versicherungen eingelaufen, nach welchen der König von Frankreich nicht im Entferntesten an eine feindliche Haltung, gegenüber Straßburgs, dachte.

Auch der französische Gesandte am Wiener Hofe bestätigte dies. Außerdem war ja der Bischof von

Straßburg ein deutscher Fürst und Lehnsträger des deutschen Reiches, der sich — wie aus seinen Schreiben deutlich hervorging — mit warmem Patriotismus der deutschen Sache annahm. Der Lärm, den Syndicus Frantz am Wiener Hof machte, kam nur — wie der Bischof meldete — von der übertriebenen Aengstlichkeit der Straßburger Spießbürger her, die in kleinlicher Lebensanschauung und kindischer Eitelkeit bei dem geringsten Anlasse für ihre engherzige republikanische Freiheit erbebten. Frantz selbst, so wie sämmtlichen Herren im Magistrate, bange es vor dem Verluste ihrer kleinbürgerlichen Herrschaft, auf die sie eifersüchtig wie kleine Kinder seien.

War das nicht genug, um die Ohren des Wiener Hofes den Angst- und Hülferufen zu verschließen, die aus dem Elsasse herüber schallten.

Syndicus Frantz wurde immer kälter und kürzer empfangen, und endlich mit dem Bedeuten: ein Congreß in Frankfurt am Main werde die Sache in die Hand nehmen, verabschiedet.

Sein Herz blutete! Wie aber hätte es wohl den edlen Mann erst niedergebeugt, wenn er des Kaisers wahre Gesinnung gekannt.

Der Kaiser selbst wollte nämlich von dem Elsaß am liebsten gar nichts mehr hören und Jeden seine

Sache für sich ausmachen lassen; denn ihm bangte vor dem Schreckbilde, daß Frankreich — wenn ihm der ganze Elsaß nicht unbedingt und unumschränkt überlassen werde — denselben als Lehn vom deutschen Reiche tragen wolle, unter der Bedingung, dann selbst auf dem Reichstage Sitz und Stimme einzunehmen. Diese gefürchtete Nebenbuhlerschaft abzuwehren, ließ der Kaiser lieber der Gewalt und dem schreiendsten Unrecht freien Lauf, indem er seine Ohren den Nothschreien seiner Unterthanen verstopfte.

Und doch beschwerte dies nicht allein das Herz des wackeren Syndicus Frantz: seine Frau hatte ihm ja geschrieben, was ihr der kleine Schneider Wenck entdeckt. Günzer war ihm längst verdächtig, und nun deuteten gar geheime nächtliche Zusammenkünfte mit dem Straßburger Bischof auf wirklich verrätherische Unternehmungen hin. Frantz war entschlossen, der Sache nachzuforschen, und, wenn sich die Anschuldigung Meister Wencks bestätigte, mit Entschiedenheit gegen den Stadt- und Rathsschreiber vorzugehen.

Ahnte es dem Syndicus doch längst, daß in dem Herzen seiner guten Vaterstadt, — daß in dem Magistrate Straßburgs selbst ... Verrätherei ihren Sitz genommen!

So verließ denn der Syndicus Wien mit schwerem, recht bekümmertem Herzen, und eilte nach der Heimath, obgleich ihm die Ordre zugegangen war: seine Bemühungen am kaiserlichen Hofe noch weiter fortzusetzen. Hier aber war nichts mehr zu machen ... und ... Frantz war scharfblickend genug, diese Weisung zu durchschauen: die Gegenparthei wollte um jeden Preis ihn, als die Spitze und den Führer der Patrioten, von der Vaterstadt und den Sitzungen des Magistrats ferne halten, um ihrerseits freie Hand und freies Spiel zu haben.

Gestern nun war der Syndicus — zum Schreck und zur Bestürzung der Gegenparthei — in Straßburg angelangt; ... heute sogleich fand eine Sitzung im engeren Rathe statt ... aber eine Sitzung so stürmisch und erregt, wie sie die hochweisen Väter des alt-ehrwürdigen Argentoratum noch nicht erlebt.

Begrüßte doch die Parthei der Patrioten ihren würdigen Führer mit Jubel; während die Halben und Aengstlichen finster vor sich hinschauten — den nahenden Sturm ahnend, den die Entschiedenheit des Syndicus heraufbeschwören werde, — die Parthei Günzers aber darüber wüthete, daß Syndicus Frantz gegen den Willen der Regierung — d. h.

gegen ihren Willen — Wien verlassen habe und zurückgekehrt sei.

Die Rathsherrn Obrecht und Hecker — von dem Stadtschreiber dazu angespornt — traten sogar mit dem Antrage hervor: den Syndicus Frantz wegen Ungehorsams gegen die Befehle der Regierung, in Anklagestand zu versetzen.

Ein furchtbarer Sturm entstand; . . . die Patrioten kämpften mit flammender Beredtsamkeit für ihren Führer; . . . die französisch Gesinnten, und an ihrer Spitze Dr. Obrecht, wütheten gegen Frantz und seine Parthei, die sie beschuldigten, den kleinen Staat bereits an den Rand des Abgrundes gedrängt zu haben. Die Halben und die Achselträger suchten zu vermitteln; einige der Aengstlichsten verließen sogar die Sitzung. Alles war Sturm und Wetter; . . . nur Frantz selbst und Günzer blieben ruhig und fest: ersterer gestützt auf sein gutes Gewissen und das Bewußtsein, daß Vernunft und besserer Sinn am Ende doch siegen würden, — der Stadtschreiber als schlauer Diplomat, der nach Außen den Unpartheiischen und Gemäßigten spielte, während er es doch gerade gewesen, der im Geheimen diesen auf den Sturz des Syndicus zielenden Sturm vorbereitet hatte.

Aber auch dieser Sturm, wie alle Stürme im

menschlichen Leben und in der Natur, legte sich endlich und Syndicus Frantz kam zum Wort.

Wie ruhig und klar legte der würdige Mann jetzt sein ganzes Verfahren in Wien der Versammlung dar; wie schlagend bewies er durch Wort und Aktenstücke, daß für Straßburg an dem Hofe des deutschen Kaisers für den Augenblick nichts zu hoffen sei, und daß er Wien habe verlassen müssen, wenn er nicht geradezu bei den Ministern und seiner kaiserlichen Majestät selbst . . . eine gereizte Stimmung gegen die Stadt habe hervorrufen wollen.

Klar, einfach und überzeugend hatte der Syndicus gesprochen . . . selbst die Halben und Aengstlichen, die Kopfnicker und Unentschlossenen wandten sich ihm jetzt zu und Dr. Obrecht mußte beschämt seinen Antrag zurückziehen.

Aber der Tag war heute für Sturm und Wetter bestimmt.

Als es zur weiteren Discussion über die Lage der Stadt und über das, was nun zu thun sei, kam, und sich auf vielen Seiten Unruhe und Besorgniß aussprach, ergriff Stadtschreiber Günzer das Wort und suchte mit lächelnder Miene darzuthun, daß Straßburg nichts zu fürchten habe.

Syndicus Frantz und seine Parthei trauten kaum ihren Ohren.

War das doch etwas ganz Neues, was sie hier erfuhren!

In pomphafter Rede breitete sich der Stadt- und Rathsschreiber über die großen Verdienste Ludwigs XIV. aus ... und wie der große König ja doch nur das Glück Straßburgs, seine und des deutschen Reiches Wohlfahrt und Freiheit wolle, während Kaiser und Reich die Stadt verlassen hätten. Es sei in der That eine Thorheit, irgend etwas von Frankreich zu fürchten.

Da aber konnte Syndicus Frantz nicht mehr schweigen.

„Wie!“ — rief er — „es soll eine Thorheit sein, etwas von Frankreich zu fürchten? Sind wir denn hier alle blind? oder ist es der Herr Stadtschreiber allein? Mit einer Thätigkeit, welche einst Europa überraschen wird, vollstreckt der allmächtige Minister Frankreichs, vollstreckt Louvois in tiefster Verborgenheit die Befehle seines Königs. Unter dem Vorwande, an den Festungen zu arbeiten, läßt er fortwährend zahlreiche Truppenabtheilungen in Lothringen, in die Freigrafschaften und in den Elsaß einmarschiren. Wissen wir dies etwa nicht?“

„Es sind Täuschungen, die einem allzuängstlichen

Vaterlandsfreunde, wie der Herr Syndicus, zu verzeihen sind!“ — meinte Günzer, dessen ruhigem und scheinbar unbesorgt lächelndem Gesichte man weder die innere Besorgniß noch den Haß ansah, der in seinem Herzen gegen Frantz wüthete.

„Täuschungen?“ — rief der Syndicus — „ei seht doch! Was ist denn das für eine Geschichte mit der zerplatzten Mehlkiste?“

„Und was ist das?“ — frug der Ammeister Dominique Dietrich.

„Heute morgen“ — fuhr Syndicus Frantz fort — „noch ehe ich mich zur Rathssitzung begab, bekam ich von einem Freunde einer benachbarten Stadt, einem ächten wohlgesinnten Patrioten, die schriftliche Anzeige, daß das Land ringsum in größter Aufregung sei.“

„Kindermährchen!“ — rief Günzer und ein scharfes Auge konnte bemerken, wie sich sein unheimliches Gesicht momentan entfärbte.

Der Syndicus ließ sich nicht stören:

„Es sei längst aufgefallen, schreibt der Freund“ — fuhr Frantz fort — „daß seit längerer Zeit eine Masse Kisten von Frankreich eingeführt würden ... vorgeblich mit Waffen für Breisach und andere festen Plätzen bestimmt. Niemand habe indeß an der Richtigkeit der Sache gezweifelt, noch gerade etwas be-

sonderes daran gefunden, da Frankreich in diesen Plätzen Truppen unterhalte. Nun aber sei vor wenigen Tagen eine dieser Kisten auf dem Transporte zerbrochen worden und habe dadurch zum allgemeinen Staunen ihren eigentlichen Inhalt verrathen."

„Und der war?" — riefen viele Stimmen zugleich.

„Mehl!" — entgegnete Frantz.

„Und was ist dabei!" — meinte Günzer — „darf Frankreich nicht für den Unterhalt seiner Garnison sorgen?"

„Das thut es ohnehin und zwar, wie auch natürlich öffentlich. Warum und wozu dies geheimnißvolle Einführen von Proviant?"

„Man wird den Schwätzern und Schreiern keinen Stoff zu kindischem Lärm haben geben wollen!"

„Nein, Herr Stadt- und Rathschreiber!" — rief hier Syndicus Frantz mit flammenden Augen — „Monseigneur Louvois läßt an entfernten Orten Getreide mahlen und das Mehl heimlich verpackt in großen Massen in das Elsaß einführen, um für einen gewissen möglichen Fall Vorrathskammern in Bereitschaft zu haben."

Eine allgemeine Bewegung — Ueberraschung, Unwillen, Schrecken verkündend — gab sich hier in der Versammlung kund. Der „gewisse mögliche

Fall" konnte nur auf eine Besetzung des Landes bei einem Anschlag auf Straßburg bezogen werden.

Günzer suchte zu beruhigen.

„Kommen wir Frankreich nur auf vernünftige Weise auch ein klein wenig entgegen!" — hub jetzt Herr von Zedlitz an — „so haben wir nichts zu fürchten."

„Entgegenkommen?" — rief Syndicus Frantz.

„Ja!" — fuhr Zedlitz fort — „der Herr Resident von Frischmann hat uns darüber eine Note seines Hofes mitgetheilt."

„Und was fordert Monseigneur Louvois?"

„Der König von Frankreich verlangt den Eid der Treue" . . .

Ein wilder Tumult entstand. Die ganze patriotische Parthei war Feuer und Flammen.

Der präsidirende Ammeister gebot Ruhe und rief zur Ordnung.

Aber an beides war in diesem Momente nicht zu denken. In lautem Durcheinander machte die patriotische Parthei die Pflicht der unmittelbaren deutschen Reichsstadt geltend . . . deutsch . . . ganz deutsch zu bleiben!

„Eine deutsche Stadt kann einer fremden Macht den Eid der Unterthänigkeit nicht leisten!" — riefen mehrere Stimmen.

„Herr von Zedlitz ist mißverstanden worden!“ — schrie jetzt Günzer mit der ganzen Kraft seiner Stimme dazwischen — „auf die Reichsunmittelbarkeit der Stadt ist es durchaus nicht abgesehen; aber Straßburg besitzt mehrere im Elsaß gelegene Vogteien, die Frankreichs Oberherrschaft zugefallen sind, . . . somit ist es Lehnsträger Frankreichs und hat, als solcher, Ludwig XIV. den Eid der Treue zu schwören!“

„Das sind Schlingen!“ — rief jetzt Syndicus Frantz, glühend im heiligen Eifer, — „Schlingen in welchen man uns fangen will!“

„So werden wir Frankreich reizen, bis es zu der Gewalt der Waffen greift!“ — schrie Dr. Obrecht alle Klugheit vergessend.

Jetzt aber war kein Halt mehr, der Tumult stieg auf das Höchste. Man sprang auf, man rief „Verrath!“ die verschiedenen Partheien des hochedlen und hochweisen Rathes der Stadt waren in der That nahe daran handgemein zu werden. Günzer schoß Obrecht einen finsteren verweisenden Blick zu. Zedlitz und Dietrich suchten zu beruhigen . . . als — aufgefordert von dem Präsidirenden — zwei Herolde mit den Bannern der Stadt mitten in den Saal traten. Es war dies das übliche Zeichen — Sturmgebot genannt — bei welchem jegliches Mitglied des

Magistrates schweigen und dem präsidirenden Ammeister — bei Strafe ewiger Verweisung aus dem Rathe — gehorchen mußte.

In der That trat im gleichen Momente in dem die Herolde die Stadtbanner in Mitten des Saales entfalteten, Ordnung und Ruhe wieder ein; wenn sich auch noch, von verschiedenen Seiten her, ein dumpfes Murren hören ließ, das ferner Meeresbrandung glich.

Nach einigen ernsten Worten des Präsidirenden verlangte Syndicus Frantz abermals das Wort.

Er erhielt es auch und legte nun ruhig aber mit Schärfe dar, daß der eben angedeutete Vorschlag Frankreichs: der erste gegen die politische Existenz und Unabhängigkeit Straßburgs geführte Anschlag sei.

Als er geendet, erhob sich Günzer. Sein Gesicht war dabei so spiegelglatt und ruhig lächelnd, als ob gar nichts vorgefallen. Er tadelte entschieden Obrechts Aeußerung, sprach lange in schönen und gewählten Phrasen von dem Hochgefühle ächten Patriotismus, kam dann allmälig darauf, wie nöthig es aber doch sei, gute Nachbarschaft mit dem mächtigen Frankreich zu halten . . . und wie ja Ludwig XIV. nur und allein Straßburgs und

Deutschlands Glück, Wohlfahrt und Freiheit wolle.

Bei dieser wiederholten schmeichlerischen Anpreisung der Regierung Ludwigs XIV. fing es aber in des Syndicus Brust wieder zu kochen an. Seine Augen blitzten, seine Gesichtsmuskeln zuckten und als er sich erhob, glich er — seiner Jahre ungeachtet — einem Jünglinge, der kampfesmuthig in die Arena tritt.

„Wie?!" — rief er — „wagt man hier, Angesichts der Geschichte, Straßburg's Sicherheit, Frankreich gegenüber, zu bevorworten? wagt man hier von dem Herrscher Frankreichs als einem Beschützer deutscher Wohlfahrt und deutscher Freiheit zu sprechen? ... Bin ich genöthigt an den Raub der Bisthümer Metz, Tull und Verdun zu erinnern?!"

„Zu mächtig, zu allgewaltig greift dies, mit List, Verrath, Blut und Thränen geschriebene Stück der Geschichte in unsere eigenen Verhältnisse ein, als daß ich darüber in diesem ernsten Momente schweigen dürfte!"

„Erinnert Euch, hochedle und hochweise Herren, — Väter der Stadt — erinnert Euch daran, wie Frankreich sich damals benommen. Und was es damals gethan, wird es auch heute thun, wenn wir

schwach und blind sind; denn ... Frankreichs Eroberungs- und Vergrößerungs-Politik hat und behält für alle Zeiten nur Eines im Auge, und das ist das Hinausrücken seiner Gränzen ... **bis an den Rhein**."

„Schaut doch zurück, wohledle Herren! Das Herzogthum Lothringen war die äußerste deutsche Provinz. Dies Land, früher ein Königreich und von seinem König Lothar, Sohn des Kaisers Lothar, Lothringen benannt, war nach dessen Tode, wo es an Ludwig den Deutschen fiel, ein fortdauernder Gegenstand des Streites zwischen den fränkischen und deutschen Königen, bis endlich Otto I. es unter seine Gewalt brachte und dem Reiche als ein Lehn einverleibte. Die lothringischen Herzöge waren also deutsche Vasallen und Reichsfürsten und bei der Errichtung der Reichskreise von Maximilian wurde ihr Fürstenthum zum oberrheinischen Kreise gerechnet. Seine damaligen Gränzen gingen im Norden an Luxemburg und das Erzbisthum Trier, gegen Osten an das Elsaß und das Herzogthum Zweibrücken, gegen Süden an die Freigrafschaft, gegen Westen an die Champagne und das Herzogthum Bar. Die Hauptstadt war Nanzig (Nancy) und in den Bezirk gehörten auch die drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun. Deren Bischöfe führten den Titel

Fürsten des heiligen römisch-deutschen Reichs, die von Tull und Verdun nannten sich Grafen, und alle erhielten vom Kaiser die Investitur. Die Metropolitankirche war Trier. Die Herzoge von Lothringen hatten keine Souveränetät über diese Städte, nur über Tull übten sie eine Schirm-Schutzgerechtigkeit aus, womit sie sich von den Kaisern belehnen ließen und wofür die Stadt 1000 bairische Franken jährlich zahlte. Sonst waren diese Städte freie deutsche Reichsstädte, die allein die Oberherrschaft des Kaisers und in Rechtssachen die Competenz der kaiserlichen Kammer in Speier anerkannten. Tull hieß im Lande die Heilige, weil es Bischöfe gehabt, die sich durch ihre Heiligkeit hervorgethan, — Verdun die Edle, weil dieser Bischofsitz seit undenklicher Zeit fast beständig von Prinzen, oder doch von sonderlich angesehenen Prälaten besessen worden, — und Metz, die Reiche, weil es große Einkünfte bezog. Ueberhaupt war Metz schon der Größe nach die bedeutendste Stadt und als Gränzfestung von doppelter Wichtigkeit. Die deutschen Kaiser lebten immer viel in Metz, besonders Karl IV., der hier im Jahre 1356 den Reichstag hielt, auf welchem die berühmte goldne Bulle zu Ende gebracht und öffentlich bekannt ge-

macht wurde. Dies geschah' im schönsten Gepränge der alten deutschen Kaiserpracht und Majestät. Auch die Bürgerschaft zeigte immer gute deutsche Gesinnung und viele Anhänglichkeit an die Gebräuche und Sprache des Vaterlandes. Wenn sie unterlag und uns verloren ging, so gelang es allein der List und Uebermacht des Feindes und unserer Schwäche und Nachgiebigkeit."

„Auch damals war es ja wie heute! . . . auch damals gelüstete es einen mächtigen Herrscher Frankreichs, Heinrich II., nach den schönen umliegenden deutschen Gauen; — auch damals schon sandte Frankreich seine lüsternen Blicke bis nach dem Rhein; . . . aber auch damals schon gebrauchte man dieselbe List wie heute!"

„Heinrich II., Frankreichs König — o Wunder über Wunder — trat als ein Beschützer und Retter der deutschen Wohlfahrt und Freiheit auf!"

„Ganz uneigennützig, ganz edel! . . . nur brach er plötzlich, um dem schönen Lothringen die rechte Freiheit zu bringen, mit 25,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter, die unter dem Befehle des Connetable von Montmorency standen, in Lothringen ein, . . . nahm Tull und Verdun und rückte vor Nancy."

Günzer und seine Freunde erblaßten; der Syndicus aber ließ sich nicht stören.

„Wie aber" — fuhr er mit finsterer Stirne und blitzenden Augen fort — „wie aber benahm sich nun Frankreich's König, Heinrich II., *der Aufrichter deutscher Freiheit*, sobald er deutsches Gebiet betreten?"

„Er trat sein — wie er sagte: *uneigennütziges Werk der Befreiung* . . . mit dem Bruch beschworener Verträge, mit Gewaltthaten und den empörendsten Treulosigkeiten an!"

„Warum auch nicht? das schöne Lothringen lag ja so bequem am Wege . . . so bequem . . . *wie jetzt Straßburg* . . . wie vielleicht in späteren Zeiten das fromme Trier, das goldene Mainz, das herrliche Cöln!"

„Das kleine Land war dabei so unvermögend zum Widerstande . . . so unvermögend . . . fast . . . fast . . . wie jetzt *eine andere bedrohte Stadt*!"

„Man beschloß daher im Rathe des großen Königs von Frankreich — ich meine Heinrich II. *den uneigennützigen Beschützer deutscher Wohlfahrt und Freiheit*, — man beschloß im Rathe dieses großen Königs" . . .

Günzer sprang hier empor und wollte reden . . .

aber der präsidirende Ammeister winkte ihm zu schweigen.

„Ich berichte geschichtliche Thatsachen!" — sagte Syndicus Frantz, nicht ohne schneidende Ironie, und fuhr fort:

„Man beschloß daher im Rathe dieses großen Königs vor allen Dingen: die Absetzung der angestammten Herzogin-Regentin. Und so geschah es."

„Der Herzogin Mutter wurde, ungeachtet ihrer Protestation, die Regierung entzogen, der junge Herzog Carl nach Paris abgeführt und nach Nanzig eine Besatzung von 6000 Mann gelegt. Also kam Lothringen ganz in Abhängigkeit von Frankreich, — wo aber blieb die deutsche Freiheit?"

Frantz hielt inne . . . Alles schwieg erschüttert.

„Heinrich begab sich nunmehr zu seinem Heere" — fuhr der Syndicus fort — „das in einer weiten Ebene vor Metz lagerte. Diese Stadt, schon aus alter Zeit her ein fester Platz, an dem mancher Angriff gescheitert war, bedurfte nur einer guten Vertheidigung, um sich bei der damals noch üblichen Kriegsführung längere Zeit auch gegen einen so zahlreichen Feind zu halten. Die Bürgerschaft zeigte, trotz der nahen Gefahr und der Entfernung von jeder Hülfe, viele Entschlossenheit zu ernsthaftem Widerstand. Französischer Seits mochte man densel-

den fürchten, und wiewohl an der Spitze einer Armee von 35,000 Mann zog der König doch vor, statt über Blut und Leichen, sich über Verrath und Hinterlist eine Brücke in die Stadt zu bauen. Cardinal Robert von Lenancourt, für den Cardinalshut und den noch zukünftigen Lohn der Bestechung ein unterwürfiger Knecht Frankreichs, saß damals auf dem Bischofsstuhl in Metz . . . hört, meine Herren, — saß damals auf dem Bischofsstuhl von Metz. Wie er selbst Creatur in fremdem Solde, entschädigte er sich für eignen Sklavendienst durch die Gönnerschaft, welche er in gleicher Weise auf Untergebene übte. So gewann er zwei angesehene Patrizier, Robert und Caspar von Heu, für seine Pläne. Ihr Einfluß, unterstützt durch französisches Gold, machte mehrere obrigkeitliche Personen in ihren Pflichten wankend und der Sache des Vaterlandes abtrünnig.“

„Während dergestalt verderbliche Spaltungen in der Stadt entstanden, indem die eine, zwar geringe, aber einflußreiche Parthei sich für den König, die andere, zahlreiche, aber unangesehene Parthei, sich für den Kaiser erklärte, wurde beschlossen, eine Gesandtschaft an den Oberbefehlshaber der französischen Truppen, den Connetable von Montmorency, abzu-

schicken. Dieselbe überbrachte ihm das Anerbieten der Bürgerschaft, seinen Soldaten Lebensmittel zu liefern und sogar der Person des Königs mit einigen aus seinem Gefolge, wohlverstanden, wenn diese Begleitung gering sei, den Durchzug durch ihre Stadt zu gestatten. Der Connetable antwortete: „ihre Anerbieten seien so unzulässig, daß er sich scheue, sie nur dem Könige vorzutragen, übrigens kenne er wohl den Zustand ihrer Stadt und das, was sie für den Kaiser gethan hätten; der König führe die Schlüssel zu den Oertern bei sich, in welche er Eingang sich verschaffen wolle; es sei ihre Sorge, ihre Stadt wohl zu schützen.“ Etwas eingeschüchtert durch diese drohende Sprache, kehrten die Gesandten zurück.“

„Darauf rückte der Connetable hart vor die Thore der Stadt. Man glaubte, er würde die Belagerung beginnen, oder einen Sturm auf die Mauern wagen. Statt dessen sandte er zwei Hauptleute, Bourdillon und Tavannes, an den Magistrat mit der Anzeige, daß er gekommen sei, um die Armee des Königs durch die Stadt zu führen, in der Absicht, sie, ohne dieselbe darin einzuquartieren, auf einer Wiese, welche jenseits lag, ein Lager beziehen zu lassen. Zugleich bat er, man möge dem König mit seiner gewöhnlichen Garde Quartier in der Stadt

geben, damit er daselbst seine Anordnungen über die Vertheilung der Lebensmittel treffe."

„Diesem Antrage zu willfahren, wie die französische Parthei auf der Stelle verlangte, widersetzte sich der größte Theil der Bürgerschaft. Man suchte Zeit zu gewinnen, um Truppen herbeizuziehen und die Stadt in besseren Vertheidigungszustand zu setzen, bis daß der Kaiser Hülfe schicke. Die Abgesandten wurden mit einer unbestimmten Erklärung hingehalten."

„Endlich vereinigten sich, auf Anstiften des Cardinals und Bischofs von Lenancourt, mehrere von den bestochenen Patriziern und gingen, ohne Auftrag und Wissen der übrigen Bürgerschaft, zum Connetable, einleitende Verabredung mit ihm zu treffen. Dieser, ohne lange ihre Rede abzuwarten, empfing sie wie die besten Freunde, wie Boten der Obrigkeit, welche ihm die Genehmigung seines Antrags überbrachten. Er bewies ihnen mit vieler Artigkeit, allein könne er doch unmöglich seinen Einzug halten, aber er wolle sich nur von einem Fähnlein der Garde und den Cavalieren seines Stabs begleiten lassen."

„Und wirklich ließ der ehrliche Mann nur ein Fähnlein aufsitzen, — aber ein Fähnlein ganz eigner Art, ein Fähnlein, wie er es sich zu dieser Heldenthat auserlesen. Aus fünfen eins zu machen, war

ihm ein Leichtes, und die einfältigen Metzer bemerkten solch' arithmetischen Fehler nicht früher, als bis sie die Rechnung schon bezahlt hatten. 1500 Corcelets d'élite rückten, und zwar ohne Schlachtlinie, um ihre feindliche Absicht und ihre Zahl zu verstecken, vor die sorglose Stadt, welche keine Ahnung hatte, daß ihre vielhundertjährige Freiheit ohne Schwertstreich dem fremden Feinde zum Opfer falle. Selbst den verrätherischen Abgeordneten dünkte dies Verfahren allzu eigenmächtig und gewaltsam; sie bestanden darauf, zuvor der Obrigkeit Antwort zu bringen und sie wenigstens vorzubereiten. Doch der Connetable, der für solche Einreden außerordentlich schwer hörte, unterließ nicht, sie mit den schönsten Schmeichelworten ihrer loyalen Bürgerpflichten zu überhäufen, freute sich, in ihrer Gesellschaft nach Metz zu kommen, und stellte ihnen vor, wie viel Muße sie unterwegs hätten, sich über ihre Angelegenheiten zu besprechen. Die Pferde wurden vorgeführt, der Connetable bestieg das seine und lud die Herren mit höflicher Verneigung zur Begleitung ein. Sie mußten folgen, ob freiwillig oder unfreiwillig."

„Als sie nun bis an die Thore gelangten, wohin sich seltsamerweise ein großer Theil des Heeres nachgedrängt hatte, erstaunte der Connetable über solchen Zudrang und bewies erschrecklichen Unwillen. Er

machte sogar Miene, als wolle er, mit Ausnahme der Garde, Allen befehlen, sich augenblicklich zurückzuziehen. Während dieser Komödie aber schlichen mehrere Cavaliere wie Katzen durch die halboffene Pforte und ihnen nach die Soldaten der Garde. Mit Blitzesschnelle war das Thor von den Franzosen besetzt. Zuletzt ganz, wie aus den Wolken gefallen, erschien der Herr von Palour, an der Spitze seiner 2000 leichten Reiter. Der Connetable, der sich unterdeß von der Entrüstung erholt hatte, sagte, als er bei dem Anblick des Ritters die Ueberraschung der Abgeordneten wahrnahm: „Meine Herren, Sie können diese Leute recht wohl mit uns eintreten lassen, ich werde Sorge tragen, daß sie sich augenblicklich wieder entfernen, um dem König über den Stand Ihrer Magazine Nachricht zu geben.“ Nach diesem Vorfalle fielen alle Schranken; soweit sie zulangte, drang die ganze Armee wie in eine eroberte Stadt hinein, und was nicht Platz fand, quartierte sich in die umliegenden Dörfer.“

„So fiel Metz, — eine der stärksten Gränzfestungen Deutschlands ohne einen Tropfen Blut, ohne einen Schuß Pulver. Ueber den Antheil der Schuld des Magistrats lauten die Angaben verschieden, in jedem Falle aber

waren seine Gesinnungen bestochen und sein Benehmen äußerst zweideutig."

„Wie?" — rief hier Günzer, bleich wie der Tod und vor Wuth zitternd — „soll der Magistrat dort die Schuld tragen, wo Gewalt die Stadt nahm?"

„Die Chronik von Metz" — entgegnete Syndicus Frantz ruhig — „erklärt ihn wenigstens geradezu im Einverständnisse mit den Franzosen. Es wäre dies allerdings eine Schande und eine Schmach . . . es wäre Verrath, niederträchtiger Verrath gewesen, auf dem der Stadt und des Vaterlandes Fluch auf ewige Zeiten ruhen müßte! Aber diesen Verrath krönte noch eine andere Schandthat: der Connetable, nunmehr unumschränkter Herr der Stadt, belohnte die Demuth und Unterwürfigkeit durchaus nicht mit Milde und Schonung. Sein nächstes Vorhaben war, den patriotischen Theil des Magistrats zu entfernen. Zu diesem Zweck legte er sich plötzlich auf das Krankenbett, indem er das bedenklichste Gichtleiden vorgab, das ihn nöthige, an den Tod und sein Testament zu denken, und berief als Zeugen dazu die Magistratspersonen zu sich, welche man ihm als feindselig bezeichnet hatte. Sobald diese aber versammelt waren, sprang er vom Bette auf, . . . und durchbohrte den Schöppenältesten. Zugleich stürzten sich seine

Garden über die Uebrigen und mordeten sie!"

Syndicus Frantz schwieg. Todtenstille herrschte im Saal. Es war Keiner hier, der sich nicht tief erschüttert fühlte.

An manches Herz klopfte das Gewissen mit eiserner Hand.

Nach Minuten peinlichen Schweigens fuhr der Syndicus fort:

„Jetzt kam Straßburg an die Reihe. Frankreich's erhabener Herrscher, Heinrich II., im Siegestaumel über den unblutigen Erfolg seiner tapfern Waffen, versuchte nun auch dem Elsaß wohlwollende, uneigennützige Hülfe zuzuwenden. Er schickte Gesandte gegen Hagenau und Straßburg, und ließ um Getreide und Zufuhr bitten, und damit er ja sogleich am Platze wäre, rückte er am 3. Mai mit dem ganzen Heere durch Lothringen bis an das nahe Elsaßzabern vor. Sein Plan war unverkennbar, sich das linke Rheinufer zu unterwerfen und über den Fluß in das Innere Deutschlands einzufallen. Schon in Saarbrück empfingen ihn die Abgeordneten Straßburgs und boten eine ziemliche Quantität Wein und Getreide an. Sie wurden damit als zu geringen Gaben ihrer Unterthänigkeit abgewiesen. Der König wiederholte

seine Gesandtschaft; zwei Herren vom höchsten Adel kamen nach Straßburg. Sie schilderten mit beredter Zunge die große Zuneigung, welche der König gegen die deutsche Nation trüge, und mit was für Bedenken er sich in die gegenwärtige Kriegsrüstung begeben, um die unterdrückte „deutsche Freiheit" zu retten. Dann baten sie in schöner Rede, dem Kriegsvolke, das Allerlei bedürfe, zu erlauben, Eines oder das Andere in der Stadt für ihr Geld zu kaufen, sowie den Handwerkern, ihre Waaren in's Lager zu bringen und feil zu bieten. Der Rath gab zur Antwort: man pflege in so wichtigen Sachen nichts zu beschließen, ohne des ganzen großen Raths Bewilligung; wenn sie die Angelegenheit berathschlagt, wollten sie ihre Meinung dem Könige erklären. Dies geschah am anderen Tage. Die Stadt erbot sich zu einer vermehrten Lieferung, verweigerte aber hartnäckig den Truppen den Einlaß. Auf diese Erklärung gerieth der Connetable, welcher, wie seither, das Commando führte, in großen Ungestüm und hielt den Gesandten eindringlich vor, „wie ihre Mitbürger doch verblendet sein müßten, daß sie nicht zwischen den Wohlthaten des Königs und dem Unfug des Kaisers unterscheiden könnten; sie sollten nur selbst mit seinem Gebieter reden, der ihnen ganz dasselbe bestätigen

werde.“ Die Audienz bei dem Könige, der wiederholt die Rettung „der deutschen Freiheit“ betheuerte, führte zu keinem Vergleich und die Gesandten kehrten unverrichteter Sache nach Straßburg zurück. Hier traf man nunmehr rüstige Anstalt zu lebhaftem Widerstand. Der Ueberfall von Lothringen und den Bisthümern hatte die Vorsicht geweckt, man war auf seiner Hut. In aller Eile wurden 5000 Mann Landsknechte als Besatzung in die Stadt gezogen, Gebäude, Gärten und Bäume, außerhalb der Stadtmauern, sowie Alles, was die Aussicht verhinderte, oder dem Feinde zum Vortheil gereichen mochte, niedergerissen und, wo es nöthig, neue Festungswerke aufgeführt. Diese ernsten Vorbereitungen geschahen den Franzosen recht ungelegen, die unter dem Schein guter Freundschaft, womit sie Metz überrumpelt hatten, auch Straßburg zu bethören glaubten. Da sie aber sahen, daß die Stadt fest, die Bürgerschaft zu tapfrer Gegenwehr gerüstet und ihr weder durch List und Betrug, noch durch gute Worte oder durch Drohungen und Gewalt beizukommen war, so fürchteten sie in einem ritterlichen Kampfe den unblutigen Sieg ihrer Waffen auf's Spiel zu setzen, brachen ihr Lager bei Elsaßzabern ab und zogen sich nach Hagenau und von da nach Weißenburg zurück,

nachdem sie zuvor ihre Rosse im Rhein hatten trinken lassen."

„So entging Straßburg, unsere geliebte Vaterstadt, damals durch zeitige Vorsicht, durch Muth und energisches Auftreten dem Schicksale der Schwesterstädte . . . der Beglückung des großen französischen Königs, der so uneigennützig dem schönen Lothringen die Freiheit brachte: das heißt . . . der es raubte und den letzten Funken seiner Freiheit mit Hohn zertrat."

„Merket dabei wohl, hochedle Herrn, Metz . . . verkaufte ein Würdeträger der Kirche um schnöden Lohn . . . an den Erbfeind seines Vaterlandes! . . . Möge Straßburg nie solche Verräther finden!"

Syndicus Frantz schwieg abermals; die tiefe Erschütterung aber, die seine Rede hinterlassen, machte sich im ganzen Saale geltend. Freilich bebten die Halben und die Aengstlichen vor deren Folgen, wenn sie zu den Ohren des allmächtigen Ministers oder Ludwig's XIV. selbst kommen sollte; — freilich kochte in gar manchem Herzen Gift und Galle über den muthigen kühnen Sprecher, der ihren im Dunkel dahinschleichenden Wegen auf der Spur zu sein schien und wohl im Stande war, das Aeußerste herbeizuführen; — dagegen aber jauchzte auch die

Parthei der Patrioten um so freudiger und begeisterter auf, und da sie — durch den Eindruck den die Rede des Syndicus gemacht — für den Augenblick moralisch das Uebergewicht erlangt hatte, verstummte jeder Widerspruch.

In der That bedurfte es längerer Zeit, bis sich die allgemeine Aufregung gelegt und die Berathung fortgesetzt werden konnte.

Ammeister Dominique Dietrich und der Stettmeister von Zedlitz sprachen jetzt nacheinander.

Beide konnten, was die geschichtlichen Thatsachen betrifft, dem Syndicus nur Recht geben, verwahrten sich aber auf das Feierlichste gegen die Ansicht, als befinde sich die Vaterstadt jetzt in einer ähnlichen Lage, wie damals.

Zu jenen Zeiten — meinten sie — habe noch rohe Gewalt geherrscht, die könne ein großer König, wie Ludwig XIV., nur verachten; auch seien sie überzeugt, daß seine Majestät von Frankreich es wirklich gut mit Straßburg meine. Man möge daher den König und seine Minister doch ja nicht durch eine solch' übertriebene Auffassung reizen. Beruhigung, nicht Aufregung, sei jetzt nöthig, und der Congreß zu Frankfurt werde die Sache schon zu beiderseitiger Befriedigung ordnen. Uebrigens würden

Deutschland und die deutschen Fürsten im Falle der Noth der bedrängten Stadt schon zu Hülfe eilen.

Syndicus Frantz lächelte trüb. Ach! gerade diese Schwäche, diese Halbheit, dies blinde Vertrauen waren ja die Bundesgenossen der Verrätherei, die, seiner Ueberzeugung nach, im Geheimen schon ihr Spiel mitten im Schooße des Magistrates trieb.

„Was soll ein Congreß!“ — rief er — „wo es zu handeln gilt? Sie werden uns durch schöne Reden betäuben und sicher zu machen suchen, und . . . wenn wir so thörigt sind, die Augen nach Frankfurt zu richten . . . uns die Schlinge über den Kopf werfen.“

„Mäßigung! Mäßigung!“ — rief Herr von Zedlitz, dem die Angst auf dem Gesichte stand und große Schweißtropfen austrieb — „was will denn Straßburg, das verlassene Straßburg, dem mächtigen Frankreich gegenüber machen? Geben wir, was den Lehnseid für die Vogteien betrifft, nach“ . . .

„Um des Himmels Willen nicht!“ — rief der Syndicus — „das hieße Frankreich den Schlüssel der Stadt und damit jenen von ganz Deutschland überliefern!“

„Das ist Uebertreibung!“ — rief Obrecht.

„Keineswegs!“ — entgegnete Frantz. —

„Wer wird wohl glauben, daß ein Habgieriger sich an dem Schlüssel eines Geldkastens begnügen werde, wenn man ihm denselben gibt. Ich denke vielmehr, er wird sich bei der ersten besten Gelegenheit über den Geldkasten selbst hermachen und das beste herausfischen.“

„Deutschlands Fürsten aber werden vor dem Kasten mit gezogenem Schwerte Wache halten!“ — fiel hier Günzer ein. — „Warum dies ewige Aufstacheln?“

„Deutschlands Fürsten?“ — rief der Syndicus mit finsterer Miene und schmerzbewegter Stimme. — „O! sie haben uns kein gutes Beispiel gegeben. Wehe dem Vaterlande, wenn es ihnen traut!“

„Das ist zuviel!“ — schallte es aus den Reihen der Günzer'schen und Zedlitz'schen Partheien.

„Zuviel?“ — wiederholte der Syndicus — „muß ich auch hier die Geschichte für mich sprechen lassen? Liegt uns nicht ein schlagendes Beispiel nahe genug . . . eine Thatsache, die wir alle erlebt haben? Der unerwartete Tod Kaiser Ferdinand's III. — der 23. Mai 1657 — eröffnete der französischen Politik einen ganz neuen Spielraum. Es sollte der Versuch wiederholt werden, dem österreichischen Hause die kaiserliche Krone zu entziehen und sie wo möglich dem Könige von Frankreich zuzuwenden. Eine ebenso glän-

zende Gesandtschaft, wie einst nach Münster, wurde für den Wahltag nach Frankfurt abgesandt und Wagen voll Geld folgten ihr auf dem Fuße. „Siehe, so viel will ich dir geben, wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest," diese Worte sagte der Gesandte, Marschall von Grammont, dem einen und dem anderen der deutschen Fürsten. Und . . . mit 110,000 Reichsthalern und einem Jahrgeld von 40,000 Reichsthalern auf drei Jahre wurde zuerst der neue Kurfürst von der Pfalz erkauft und versprach dafür Alles zu thun, was die Gesandten von ihm im Namen des Königs verlangen würden. Ebenso war der Kurfürst von Cöln ein Mann ganz nach dem Herzen der Franzosen. Auch der Kurfürst von Mainz, dessen Vorfahren sonst stets treu am Vaterlande gehangen und den glänzendsten Versuchungen unzugänglich geblieben waren, wankte in seiner Pflicht. Baiern stand natürlich, wie immer, auf französischer Seite."

„Allein so tief auch die Würde der Nation bereits gesunken war, der Gedanke eines französischen Kaisers empörte doch die Gemüther. Alle Bemühungen der französischen Unterhändler scheiterten und Leopold, der zweite Sohn Ferdinand's **III.**, wurde zum deutschen Kaiser erkoren."

„Und wie? . . . hat man in diesem Saale den rheinischen Bund vergessen?"

„Um den französischen Einfluß desto besser zu begründen und zu legalisiren, wurde, insbesondere durch die thätige Vermittlung des Kurfürsten von Mainz am 18. August 1658 der sogenannte rheinische Bund geschlossen. Die drei geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Münster, der König von Schweden, als Herzog von Bremen und Verden, der Herzog von Neuburg, die Häuser Braunschweig und der Landgraf von Hessen verbanden sich mit dem König von Frankreich zur Erhaltung des westphälischen Friedens und zu gegenseitiger Vertheidigung; namentlich machten die verbündeten Fürsten sich anheischig, daß keine Truppen gegen Frankreich durch ihre Länder ziehen sollten. Anstatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, wie während des 30jährigen Kriegs, schien dem König von Frankreich ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche und besonders solche Fürsten, die dem Rhein nahe waren, durch einen Bund und durch einen jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als wäre er für Deutschland äußerst besorgt, in den Streitigkeiten der Fürsten gern den Friedensstifter zu machen, Denjenigen, die es ver-

langten, mit Geld und Soldaten ohne Verzug beizustehn und sich überhaupt so zu betragen, daß die, so eine Hülfe nöthig haben, sich überzeugt halten müssen, die Freundschaft Frankreichs gewähre ihnen zuverlässigeren Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt wurde, muß Jedermann einsehen, wer nicht seinen Verstand verloren hat."

„Das ist es," — rief Frantz mit flammenden Augen — „was wir von den Fürsten zu erwarten haben! Ein Stückchen französischer Gunst, ... einen kleinen Vortheil für sich ... und sie wenden uns den Rücken ... ja! sie verrathen ihr eigenes Volk und Vaterland! ... Nein, nein! nicht auf die Fürsten laßt uns vertrauen, sondern auf das Volk!"

„Es ist eine rühmenswerthe Erscheinung, daß in jener Zeit des Verrathes, wo insbesondere die deutschen Fürsten sich vor dem Erbfeinde der Nation zu schmachvollem Dienst erniedrigten, die treue Liebe zum Vaterlande nur noch in den Reichsstädten bei dem Bürgerthum Schutz und Zuflucht fand. Selbst Straßburg, das, losgetrennt von seiner Provinz und von Kaiser und Reich, bereits als verlorener Posten betrachtet, rings um seine Mauern das französische

Feldzeichen sah, hat in der überwiegenden Mehrheit seiner Bürger bis heute, bei deutsch-nationaler Gesinnung fest ausgehalten."

„Die große Mehrzahl der Bürger Straßburg's ist durchaus deutsch und haßt die Franzosen, die sich ja all' überall im Elsaß als Feinde des Vaterlandes und als Unterdrücker gezeigt haben. Stützen wir uns daher auf unser Recht, auf Mannesmuth und die Bürgerschaft unserer guten Vaterstadt, sie wird, im Falle der Noth, Muth und Ausdauer bis auf das Aeußerste beweisen! Treten wir endlich fest und entschieden auf — jetzt, da es noch Zeit ist. Denken wir an Metz, Tull und Verdun!"

„Mit jenem vertragswidrigen, allem Völkerrecht in das Antlitz schlagenden Raub deutscher Reichsstädte und Reichslehen begann die Ländergier des benachbarten Frankreichs an seinen östlichen Gränzen sich auf eine Weise auszudehnen, daß bald auf der ganzen Länge des deutschen Gebietes keine Stelle zu finden sein wird, wo seine Integrität ungefährdet geblieben wäre. Die innere Consolidirung des französischen Staates gibt ihm dann doppelte Kraft nach Außen, die Schwäche des deutschen Reiches in seiner innern Politik macht es gegen den Feind von Außen wehrlos. Freunde! Collegen! Väter der Stadt! so weit die Geschichte reicht, ist das Betragen der Fran-

zosen gegen Deutschland sich immer gleich, das heißt ein feindseliges, gewesen, die geographische Lage der beiden Länder, die unmittelbar an einander stoßen, an mehreren Punkten fast in einander fließen, mußte nothwendig feindliche Berührungen veranlassen. Frankreich trachtete von jeher darnach, deutsche Gebietstheile an sich zu reißen, und die „natürliche Rheingränze“ ist ein alter Einfall unsrer Nachbarn. Von natürlichen Gränzen kann aber zwischen Staaten so wenig die Rede sein, als zwischen Individuen; wenn sie sich gegenseitig in einer gewissen Persönlichkeit anerkennen, treten sie in ein rechtliches Verhältniß ein, und hier bildet die Gränze nur ein rechtmäßiger Besitz, es kann gleichgültig sein, ob ein Strom oder eine eingebildete Linie sie bildet; wer das Recht nicht ehrt, den wird, wie schon Tacitus sagt, auch ein Fluß nicht aufhalten. Zu allen Zeiten, aus denen geschichtliche Denkmäler übrig sind, haben diesseits des Rheines deutsche Stämme gesessen, er ist niemals die natürliche Gränze zwischen Deutschland und Gallien oder Deutschland und Frankreich gewesen. Wo die deutsche Sprache und Sitte aufhören, wo der germanische Geist um seine Geltung kommt, . . . dort beginnt das neue Land.“

„Der Zweck, den Frankreich im westphälischen

Frieden zu erhalten suchte, war eine solche Auflösung der Einheit in Deutschland, eine solche Vernichtung aller alten Grundsätze und Begriffe, die es ihm leicht machen mußte, immer den Meister im Reiche zu spielen und den lang genährten Entwurf zu verwirklichen, seinem Könige endlich die kaiserliche Krone zu verschaffen. Deswegen wurde der Grundsatz aufgestellt, daß alle deutschen Fürsten souverain seien, daß sie das Recht hätten über das Leben, die Güter und die Ehre ihrer Unterthanen, daß sie zum Beistand fremder Mächte Truppen werben könnten, daß die Fürsten und selbst die Städte nach Belieben unterhandeln und Bündnisse schließen könnten. Durch solche heillose Grundsätze hoffte man die Fürsten zu gewinnen; mit beiden Händen, glaubte man, würden sie zugreifen, um in ihrem Gebiete kleine Sultane zu werden, die Unterthanen ohne alle Scheu vor den Landständen, den Reichsgerichten, kaiserlichen Kommissionen und Executionstruppen zu plagen und auszusaugen, oder, wie es in der feinen, von Frankreich aufgebrachten Sprache diplomatischer Artigkeit lautete, nach allerhöchsteignen Ansichten zu beglücken. Sie würden, hoffte man, immer bereit sein, die schützende Hand anzunehmen, die Frankreich ihnen darbiete; es sollte ihnen immer vorgehalten werden, sie hätten kein andres Interesse, als

sich dicht an diese Macht anzuschließen, die nichts weiter wünsche, als im Stande zu sein, ihnen bei jeder Gelegenheit sogleich zu Hülfe zu kommen; es sei darum zum größten Vortheil Deutschlands, wenn Frankreich die deutschen Gränzlande besitze; es wären deßwegen auch die Forderungen so äußerst mäßig, nur das Elsaß verlange man, nur die Waldstädte, nur Breisach und Philippsburg mit den umliegenden Gegenden."

„Also entwickelte sich ein Zustand der Dinge, der das deutsche Reich seinem Wesen nach vernichtete, seine Kraft auflöste, in Stücke brach und das heiligste Gut des deutschen Volkes, die freie ständische Verfassung verloren gab!"

„Und . . . o der Schmach! daß Deutschland's Kaiser, Fürsten und Volk auch jetzt wieder die Hände in den Schoos legen und dem Raube des Elsasses . . . der bedrängten Lage Straßburg's unthätig zusehen!"

„Bei dem Allmächtigen!" — rief hier in glühendem Eifer der Syndicus — „das Herz zerspringt mir fast, daß ich Deutschland nicht zurufen, nicht über alle seine Gauen hinaus die Worte schmettern kann: Deutschland! du weites, großes schönes Vaterland . . . raffe dich auf! ohne Krieg zu wollen, ohne Eroberungssucht . . . aber um

deine Gränzen zu schützen und mit fester Hand zurückzunehmen, was man dir geraubt!"

„Aber wehe dir! . . . wehe! . . . wenn du auch ferner die Hände müßig in den Schoos legst: wisse . . . wisse Deutschland . . . es ist dein Verfall! Es handelt sich hier von unveräußerlichen Rechten und Pflichten; deiner Trägheit aber fällt eine Strecke deutschen Landes nach der anderen! Beginnt denn damit nicht auch der Abfall von aller politischen Einheit, von aller Thatkraft, von aller Energie? Wohin denn soll diese Thatlosigkeit führen?"

„O, meine Freunde, ich will es Euch sagen, wohin sie führt: fährt Deutschland so fort, so wird es ein armseliges Conglomerat ungleichartiger Bestandtheile, nie aber ein großes mächtiges Reich, das bei einem gleichförmigen Organismus einen reifen, kräftigen Staatskörper bildet. Das einzelne Interesse wird der Gesammtheit den Vorrang ablaufen; — die Bande der Unterwürfigkeit gegen das kaiserliche Oberhaupt werden sich mehr und mehr lockern; . . . und . . . da alles Bestreben der einzelnen Fürsten dahin gerichtet ist, die eigene, wenn auch noch so kleine Macht, zur Unabhängigkeit zu erheben, so wird dadurch selbst das ge-

meinsame Vaterland, . . . ja! . . . die deutsche Nationalität verloren gehen!"

„Mit Karl V. gab Deutschland die erste Rolle, welche es seither in der europäischen Politik besaß, aus den Händen und hat sie bis heute noch nicht zurückbekommen. Mit der Wegnahme von Metz, Tull und Verdun aber wurde das erste Zeichen für die lange Reihe von Raub und Erpressung gegeben, die Deutschland bis in unsere Zeit erduldete . . . und . . o! ich sehe es im Geiste kommen! . . . noch erdulden wird!"

„Kaum eine Scholle Land von dem, was man ihm da und dort, im Norden, wie im Süden, im Osten, wie im Westen von seinen Gränzen entriß, hat es bis heute wieder bekommen. Auch Liev-land, Esthland, Kurland, Flandern, Bra-band, Burgund und manche Schweizer-stadt, sie waren nach Ursprung, Sitte und Sprache deutschen Stammes, und standen, seitdem ein deutsches Reich be-steht, nirgends anders als unter seinem Scepter."

„Aber was helfen denn Worte?! Freunde! . . . Männer! . . . Väter der Stadt! . . . laßt uns zu Thaten übergehen!"

„Auf uns, ihr Männer von Straßburg, auf

uns hat das Vaterland, das in kurzer Zeit vielleicht schwer bedrängte, hart bedrohte, sein Auge gerichtet. Der Mann — der ächte deutsche Mann — kennt keine Furcht, keine Halbheit, keine Engherzigkeit, keinen Egoismus, . . . er kennt vor Allem nicht die allzurücksichtsvollen Erwägungen und Bedenken, Kniffe und Pfiffe einer im Dunkelen schleichenden, dem Verrathe oft verwandten Politik! Gerade ausschauend, mit Entschiedenheit auf sein Ziel losgehend, wohnt rücksichtslose unerschütterliche Treue zum Vaterlande in seinem Herzen und neben dieser . . . ein unbedingtes Vertrauen auf sich selbst, auf die eigene Kraft, auf seine Brüder und auf die große heilige Sache, die er vertritt!"

„Diese große heilige Sache ist aber für uns die Erhaltung der Selbstständigkeit und Freiheit unserer Stadt. Treten wir für diese ein mit Gut und Blut, mit Leib und Leben; retten wir sie, . . . retten wir uns, unsere Existenz, unsere Mitbürger, unsere Weiber und Kinder durch ein entschiedenes Auftreten. Jede Halbheit, jedes Nachgeben und Entgegenkommen führt in das Verderben. Das Recht ist für uns . . . sei es auch der Muth! Straßburg ward schon einmal auf diese Weise gerettet . . . retten wir es wieder so. Zeigen wir dem getheilten, zerklüfteten, zerrissenen Deutsch-

land, daß Bürgertreue und Vaterlandsliebe, gestützt auf heilige unveräußerliche Rechte, auch dem mächtigsten Fürsten der Welt zu trotzen vermögen. Dem Recht und der Treue gehört zuletzt doch die Welt! — ihnen gehört zuletzt doch noch der Sieg! . . . und sollten Uebermuth und Gewalt uns auch zertreten, so wollen wir uns unter den Trümmern der Stadt begraben und sinkend dem deutschen Vaterlande zurufen: wir sterben für dich, geliebtes Vaterland! . . . Versteht es, Brüder, wie wir zu fallen . . . und der Sieg ist uns . . . und Deutschland bleibt groß, einig und frei für alle Zeiten!"

Syndicus Frantz schwieg; aber seine Worte hatten in vielen Herzen gezündet. Selbst manche der Halben und Schwachen, der Unentschlossenen und Furchtsamen glühte das Herz; . . . und als nun lauter jauchzender Zuruf von Seiten der patriotisch Gesinnten dem würdigen Redner entgegenschallte, mischten auch sie ihre Stimme darunter.

Nur Günzer und seine Parthei schwiegen und schauten finster darein. Aber der Stadt- und Rathsschreiber fürchtete doch nichts . . . denn . . . er kannte seine Leute.

Bis morgen war bei den Meisten dieser momentane Enthusiasmus verraucht . . . . und . . . die Uebrigen . . . waren erkauft!

Aber heute mußte die Discussion um jeden Preis geschlossen werden.

Günzer trat an den Präsidirenden heran. Nach einigen Minuten kündete der vorsitzende Ammeister an: daß die Rathssitzung — der allzugroßen Aufregung wegen — für heute geschlossen sei. Die Wichtigkeit des Gegenstandes bedürfe einer vollständig ruhigen Berathung, deren Fortsetzung morgen erfolgen solle.

Ein diabolisches Lächeln glitt über Günzers Züge. Er wußte . . . daß er gesiegt habe.

Der Congreß zu Frankfurt.

In nichts spricht sich wohl der Jammer der damaligen rechtlichen und staatlichen Verhältnisse Deutschlands entschiedener und schärfer aus, als in der volksthümlichen Bezeichnung, die der großen Halle zu Regensburg wurde, in welcher der Reichstag seit 1663 seinen beständigen Sitz hatte: das Volk nannte sie „den Saal der verlorenen Worte."

Auch die Klagen der zehn Städte des Elsaßes über die von Frankreich erduldete Gewalt verschollen in diesem „Saal der verlorenen Worte" wie in einer Wüste, denn . . . mit der Fixirung des Reichstags zu einer immerwährenden Versammlung ward die Ohnmacht Deutschlands durch seine eigene oberste Behörde gewissermaßen legitimirt.

Mit tiefem Unwillen im Herzen und Schamröthe

im Gesicht überblickt der deutsche Patriot diese Geschichte des Regensburger Reichstages*), das demüthigende Schauspiel seiner glänzenden Erbärmlichkeit, seiner Unbehülflichkeit und Indolenz in allen großen Angelegenheiten und Nationalsachen, . . . dagegen aber — o Schmach und Erbärmlichkeit! — seines feierlichen Ernstes, seiner unverdrossenen Mühe in Erörterungen von Lappalien, zumal von leeren und kindischen Formalitäten und schnödem Rangstreit.

Wer sollte es glauben, wer es für möglich halten! . . . als im Jahre 1663 die Türken siegreich schon in Mähren eindrangen, gelangte man über die Menge von Vorfragen, wie und in welcher Ordnung zu berathen sei . . . erst binnen Jahresfrist zur Hauptsache!!

Ganz bezeichnend schrieb daher der am Reichstage accreditirte französische Gesandte seinem Könige: „von den deutschen Fürsten sei nichts zu fürchten, à cause de la lenteur des déliberations de l'empire."

Und diese unverbesserliche Jammerwirthschaft erneute sich jetzt auch wieder bei Gelegenheit des Congresses zu Frankfurt, der, auf Anregung des schlauen Louvois zur Regulirung der Streitfragen über den

*) Siehe Friedrich von Raumer a. a. O.

Elsaß und Straßburg — d. h. eigentlich: um dem Kaiser, dem Reiche, sowie ganz Europa Sand in die Augen zu streuen — eröffnet worden war. Während sich jene alsdann die Augen rieben und nichts sahen, konnte ja Louvois sein falsches Spiel ungenirt und unangefochten zu Ende führen.

Und — o unselige Blindheit — Kaiser und Reich hatten ja diesen Vorschlag mit Freuden angenommen!

So waren denn auch die Deputirten bereits seit zwei Monaten in der Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt am Main eingetroffen, und zwar Seitens des Kurfürstlichen Collegiums: Kurmainz und Kursachsen; — Seitens des fürstlichen: Oesterreich, Bamberg, Baiern, Pfalz-Lautern, Sachsen-Weimar und Braunschweig; — Seitens des städtischen: Köln und Regensburg. Sie erwarteten hier gemüthlich seit acht Wochen die Eröffnung des Congresses.

Auch die französischen Abgeordneten fanden sich ein; zögerten aber, laut höherem Auftrage, in dem benachbarten Städtchen Höchst und ließen so den deutschen Gesandten Muße, über die Plätze, welche die Gesandten in den verschiedenen Sitzungen — mit und ohne Theilnahme der Franzosen — an den Sitzungstischen einnehmen sollten, sich zu berathen, . . . d. h. gemüthlich zu zanken.

Die Sache ging also vorerst an den Reichstag in Regensburg.

Hierauf gab der Reichstag in Regensburg nach einigen Wochen ein Gutachten ab und ein kaiserliches Commissionsdekret ließ — nach Verlauf einiger weiteren Wochen — den Reichsständen zwei Schemate für diese Plätze mit der Aeußerung zugehen: daß seine allergnädigste Majestät der Kaiser nicht zweifle, die Sessionen würden darnach eingerichtet werden, „damit die allerhöchst kaiserliche Präminenz observiret und Difficultäten, welche die französische Gesandtschaft obmoviren könnte, vorgebaut werden möge."

Während so der alte erbärmliche Zank über leeres Ceremoniel und eitle Etiquette ausgefochten wurde, gingen die Reunionen ungestörten Ganges fort, — ja Louvois hatte bereits schon den Arm gehoben, um, mit dem Raube Straßburgs, den letzten entscheidenden Schlag an der oberen linken Rheingränze zu führen.

Heute nun war wieder eine vorbereitende Sitzung der Abgesandten des deutschen Reiches anberaumt.

Herr von St. Romain, der Gesandte Frankreichs, unterhielt sich eben darüber mit seinem Begleiter, Herrn von Hautefort. Beide befanden sich auf dem

Wege von Höchst nach Frankfurt in der Equipage St. Romains.

„Wir werden Frankfurt bald erreicht haben," — sagte jetzt Herr von Hautefort, indem er den Kopf aus dem Wagen schob — „ich sehe dort den Thurm des alten Domes."

„Es ist auch Zeit!" — entgegnete St. Romain — „denn wenn wir bei den Gesandten der Kurfürsten von Mainz und Sachsen vorsprechen wollen, bleibt uns für beide nur eine Stunde. Die Herren haben um zwölf Uhr wieder eine ihrer großartigen Sitzungen."

Die beiden Franzosen lachten laut auf.

„Kurmainz und Kursachsen werden erschrecken, wenn sie uns sehen!" — meinte Hautefort. „Desto besser!" — entgegnete St. Romain — „Furcht muß den Wald hüten!"

„Kurmainz fürchtet sich übrigens nicht; das läßt Politik . . . Politik und unseren Herrgott einen guten Mann sein, wenn es nur gut tafeln, sehr viel trinken und recht hoch spielen kann."

„Ja! es macht seiner kurfürstlichen Gnade Ehre. Die Louis nennt der dicke Herr Abgesandte nur Tapeziernägel, und manchmal mischt er auch Silber, Brillanten, Uhren und andere Kleinigkeiten unter seine L'ombresätze."

„Und trinken kann er . . . !“

„Ja, was das Trinken betrifft, ist Mainz die hohe Schule der Deutschen. Es ist schaudererregend was diese Menschen ertragen können! Bertin schrieb mir im verwichenen Jahre nach Versailles: ich habe nunmehr die Höfe der drei geistlichen Kurfürsten besucht, und bin so in Rheinwein eingetaucht worden, daß ich nicht weiß, was aus mir werden soll, wenn ich erst zu den weltlichen Kurfürsten komme. *)“

„Nun!“ — rief Hautefort lachend — „man muß Kurmainz wenigstens zugestehen, daß es unpartheiisch ist: wilde Schweine, Rehe, Hasen, Schnepfen, Rebhühner und Gänse sind ihm ebenso lieb als Rheinweine! Doch ist auch Kurmainz in Geschäften ein Pedant.“

„O!“ — sagte hier St. Romain — „diese deutschen Diplomaten mit ihrer ernsten und wichtigen Geschäftsmiene, ihrem noch schrecklicheren Geschäftsstyle, den seitenlangen Perioden, den ellenlangen Worten und lateinischen Brocken . . . sind gräßliche Leute. Sie hätten Seiler werden sollen.“

„Seiler?“

„Nun ja! wer seine Geschäfte in die Länge

*) **Jenkins collection. Vol. IV.**

ziehen, und dennoch fertig werden will, taugt am Besten zu einem . . . Seiler!"

„Es ist wahr!" — rief Hautefort — „der westphälische Congreß dauerte elf Jahre! . . . Gott! wenn wir hier in dem Satan's-Nest Höchst nur halb so lange sitzen sollten. . ."

„Darüber können Sie ruhig sein!" — meinte St. Romain — „Monseigneur Louvois sorgt dafür, daß wir den Winter wieder in Versailles tanzen!"

„Oder auch in Straßburg!" — meinte Hautefort.

„Bah!" — rief St. Romain — „der Himmel bewahre mich dafür."

„Mich nicht!" — meinte Hautefort — ich würde sogleich den Posten eines Finanzpächters von Monseigneur Colbert-Croissy dort annehmen. Man könnte sich in zwei, drei Jahren ein ungeheures Vermögen erwerben. Ich kenne die Principien zu genau, welche die Politik unseres Ministeriums in den eroberten Gränzprovinzen leiten."

„Nun!" — meinte St. Romain lächelnd — diese Politik ist sehr einfach: Monseigneur Louvois hat seinen Macchiavel nicht umsonst studirt. Den Ruin eines angränzenden eroberten Landes bedingen zwei Rücksichten. Man schafft die eroberten Gränzen in künstliche Wüsten um; das ist dann einmal ein gutes Gränzvertheidigungsmittel,

und zweitens — da die Laune des Waffenglücks die Eroberung dem Beraubten wieder zurückgeben kann — findet dieser in dem gedachten Falle auf der wiedergewonnenen Erde Nichts als unfruchtbare Steine."

„Und wie schön systematisch wissen die Herren Louvois und Colbert auch in diesem Punkte ihre Absicht zu erreichen!" — meinte Hautefort heiter. — „Die Festsetzung der Steuern wird definitiv statt zeitweilig; . . . sie geschieht auch natürlich nicht mit Zuziehung der Betreffenden, sondern von unseren Verwaltungsbehörden; die Beitreibung aber — und da liegt hauptsächlich der Hase im Pfeffer — bleibt ganz und gar der Willkür und Einsicht der Finanzpächter überlassen."

„Hautefort! Hautefort!" — rief lachend Herr von St. Romain — „Ihr Mund wässert ja ordentlich bei dem Gedanken an eine solche Finanzpächterstelle. Gott sei aber dann dem armen Lande gnädig, das unter Ihre Hände kommt."

„Nun!" — meinte Hautefort mit einem häßlichen Ausdruck in seinem abgelebten Gesichte — „ich würde nicht mehr und nicht minder thun, als meine Herren Collegen: die hergebrachten Taxen unter der Hand erhöhen, neue kleine Steuern erfinden, namentlich das Unentbehrlichste mit Ab-

gaben belasten, und . . . unerbittlich im Eintreiben sein."

„Ich werde Sie seiner Excellenz, dem Herrn Minister, recommandiren."

„Thun Sie das, mein Bester, es soll auch Ihr Schaden nicht sein."

„Ich sehe, Sie verstehen die Sache."

„Und werde ganz im Sinne des Ministeriums vorwärts gehen, da denn doch einmal die eroberten deutschen Gränzländer zu Wüsten umgeschaffen werden sollen."

„Und wie würden sie, wenn Sie Finanzpächter werden sollten, die Sachlage ausbeuten."

„Ich würde für diesen Fall namentlich die geringen Tranksteuern erhöhen und die Maße verkleinern. Kein Lamm, kein Kalb und Schwein dürfte mir geschlachtet werden, ohne daß vorher der Gang auf das Steuerbüreau vorgenommen. So müßte es bald dahin kommen, daß in meinem ganzen Verwaltungsbezirk kein einziger Mann mehr zu finden sei, von dem man sagen könnte: er sei reich. Sehen Sie, lieber St. Romain, das würde zu viererlei führen: Seiner Majestät Cassen würden ungeheuere Summen zuströmen, in unseren Taschen blieben auch einige Milliönchen hängen, die dummen Deutschen würden

zahm und das Land — nach allerhöchstem Wunsch — eine Wüste!"

„Gewiß!" — meinte St. Romain nachsinnend — „und das letztere um so mehr, als die Eigenthümer die Verwerthung ihrer Ländereien vernachlässigen würden, da sie ihnen durch die übermäßige Belastung doch nichts einzutragen vermöchten. Viehzucht und Hände fehlen zuerst und dann geht der Ackerbau zu Grunde und endlich . . . lieber Hautefort, ich sehe . . . sie verstehen die Sache."

„Lassen Sie uns gemeinsam handeln, St. Romain! Ich sichere Ihnen gewisse Procente — über die wir uns noch verstehen können — zu . . . und Sie — Ihr Einfluß ist von großer Bedeutung — Sie verwenden sich für mich bei Louvois und Colbert."

„Es sei!" — rief hier St. Romain. — „Morgen sprechen wir weiter darüber. Frankfurt ist erreicht. Jetzt mein lieber Hautefort, geht die Comödie an. Gott! diese deutschen Diplomaten! wir besprechen uns bereits, wie wir ihre Schaafe scheeren wollen und sie . . . sie! . . . sie essen, trinken und . . . schwatzen!" — — — — — —

Während aber die beiden französischen Gesandten sich auf diese Weise nutzbringend unterhielten und den eigenen Vortheil in einen schönen Einklang

mit der Politik ihres Königs, des „großen“ Ludwigs XIV. und seiner edlen Minister zu bringen suchten, begab sich im „alten Braunfels“ zu Frankfurt am Main, woselbst seine hochgräfliche Excellenz, der Herr Graf von Rosenberg, kaiserlicher Plenipotentiarius wohnten, folgendes:

Seine Excellenz machten Toilette! ... denn in einer Stunde sollte eine diplomatische Besprechung von höchster Wichtigkeit stattfinden.

Aber auch die Toilette seiner Excellenz war von hoher Wichtigkeit ... denn seine hochgräfliche Gnaden hatten kaiserliche Majestät zu vertreten und mußten daher an Glanz und Pracht alle übrigen Gesandten übertreffen ... umsomehr, als, im entgegengesetzten Falle, dem Reiche — ja ganz Europa gegenüber — eine Einbuße der gebührenden und etiquettmäßigen Achtung vor seiner Mäjestät und dadurch Gefährdung allerhöchster Macht, in Aussicht gestellt sein konnte.

Es ist wahr: große Staatsmänner müssen geboren werden, wie große Generale und Künstler, und ihr Talent muß die Kraft aller Stände umfassen.

Das war nun gerade bei „hochgräflicher Excellenz, dem Herrn Grafen von Rosenberg, kaiserlichem Plenipotentiarius“ nicht der Fall. Der ganze Denk- und Empfindungs-Barometer stand bei ihm nur

wenige Grade höher, als bei sonst einer schlichten bürgerlichen Menschenseele; während ihn der Geschäftsmechanismus und seine Formen . . . selbst zu einem wandelnden Mechanismus und einer lebenden Zusammensetzung aus Formen gemacht hatte.

Vor allen Dingen betrachteten Excellenz als das wichtigste Erforderniß eines großen Staatsmannes und Diplomaten . . . ein gravitätisches Geschäfts-Air, hinter welchem zu lesen war: L'affaire du Sallut est la grande affaire.

Dabei war er ein Mann von ächten aristokratischen Gesinnungen, — ein Mann der Privilegien und Diplome.

Der Nachtstuhl der Bourbonen hieß auch chaise d'affaire, und das hohe Adelsprivilegium, dabei sein zu dürfen, wenn der König von ihm Gebrauch machte, Brevet d'affaire.*)

Wären seine hochgräfliche Excellenz Franzose gewesen, Sie würden jedenfalls um dies brevet d'affaire sollicitirt haben.

Natürlich verbanden der Herr Graf mit dem Air d'affaire auch das, einem Diplomaten durchaus nöthige Geheimnißvolle. In seinem Gesichte, dem die große gewaltige, stark gepuderte und ebenso

*) Thatsache.

stark parfümirte Allonge-Perrücke — Excellenz hatten den 745 Druckseiten langen lateinischen Brief des gelehrten Salmasius in Leyden, über den damals in den Niederlanden herrschenden Perrückenkampf, mehr als einmal mit Interesse gelesen, — ohnehin etwas ungemein Feierliches gab, lag zugleich stets ein Etwas, das wie das Dunkel des Fatums aussah'.

Wenn er seinen Kammerdiener anblickte . . . um, nach einigen Secunden feierlichen Schweigens, seine Unterbeinkleider von demselben zu verlangen, hätte ein Unbefangener aus seinen Mienen die zurückgehaltene Kunde des nahen Weltunterganges herausstudiren können. Und wenn Excellenz an den Wiener Hof zu berichten hatte, daß Kurmainz in der letzten vorberathenden, vertraulichen Besprechung mit gelb-seidenen Hosen erschienen sei, so geschah' dies jedenfalls . . . in geheimen Chiffern.

Deshalb lag auch seine ernste feierliche, fast geheimnißvolle Antwort auf jede Anfrage über zu erwartende Entscheidungen aus Wien, stets in den Worten:

„Vienna vult expectari! —" „Wien will erwartet werden!"

Indeß war damit für den kaiserlichen Gesandten bei dem Congresse in Frankfurt noch lange nicht die

Bedeutung einer diplomatischen Stellung erschöpft: der Schwerpunkt einer solchen Stellung schien dem Grafen namentlich darin zu liegen, daß man sie durch ein strengstes Ceremoniell, durch Entfaltung von Pracht und Luxus und besonders durch häufige und lucullische Diners und Soupers behaupte.

Graf Rosenberg bewies denn auch wirklich dadurch, daß er ein feiner Diplomat sei: denn wo und wann könnte ein feiner Diplomat seinen Herren Collegen besser die Würmer aus der Nase ziehen, als bei gutem und vielem Essen und Trinken. Wird doch in solchen Fällen der Mensch heiter und gesprächig, — öffnen sich doch hier die menschlichen Herzen am ehesten!

Und dann . . . Diejenigen, welche mit den Füßen anklopfen, sind stets willkommener, als Andere — meinte jener Bauer — weil man daraus schließt, daß ihre Hände nicht leer sind. Hochgräfliche Gnaden klopften daher bei den übrigen Herren Diplomaten zwar nicht mit den Füßen an; . . . aber mit vollen Schüsseln und Flaschen . . . bei . . . ihrem Magen.

Das sollte denn auch heute wieder geschehen und so stand denn — während der Kammerdiener den gnädigen Herrn unter feierlichem Ernst aufkleidete und der Friseur die große Allonge-Perrücke mit

Würde auf der rechten emporgehobenen Hand bereit hielt — der Chef de cuisine in einiger Entfernung vor ihm und verlas den Küchenzettel für das heutige diplomatische Diner.

Das ganze Gesicht seiner Excellenz, des kaiserlichen Herrn Plenipotentiarius sah dabei aus, wie ein einziges, großes, verhängnißvolles Geheimniß, und drückte vollkommen die Wichtigkeit aus, welche hochgräfliche Gnaden auf diese diplomatische Angelegenheit legten.

„Also!“ — sagte der Herr Graf jetzt mit tiefem Ernst. — „Les er mir den Menu noch einmal vor; ... aber ... langsam und deutlich ... damit ich alles ganz genau verstehe ... die Sache ist von hoher Importance! — Majestät, unser allergnädigster Herr und Kaiser, muß den kurfürstlichen und fürstlichen Herren Gesandten gegenüber würdig vertreten sein. Ich habe ihm den Menu des letzten Diners bei Kursachsen gegeben ... er muß weit in Schatten gestellt werden.“

Der Chef de cuisine verbeugte sich tief:

„Hochgräfliche Gnaden, Excellenz!“ — sagte er dann mit leiser, unterwürfiger Stimme — „ich glaube alles nur Mögliche aufgeboten zu haben, um ...“

„Nun gut!“ — meinte der Herr Graf feierlich

und ließ sich mit großer Würde in einen Sessel nieder — der Friseur stand noch immer, steif wie ein Grenadier, die Perrücke auf der aufgehobenen Hand — „nun gut! Les er also noch einmal!"

Der Chef de cuisine verbeugte sich noch einmal tief und las:

„Huîtres d'Ostende!"

Hochgräfliche Gnaden nicken feierlich, dann wandte er das Haupt ein wenig nach dem Kammerdiener und sagte:

„Dazu kommt von Wein: Vieux Sauterne".

Der Kammerdiener verbeugte sich; der Chef de cuisine fuhr fort!

„Potage Mock Turtle."

Excellenz neigten das Haupt.

„Consommé à la Fleury."

„Consommé à la Fleury!" — wiederholte der Bevollmächtigte seiner Majestät des deutschen Kaisers langsam und nachdenklich — „geht nicht! — Pfui! . . . ist kaiserlicher Gesandtschaft unwürdig . . . war bei Sachsen-Weimar auf der Tafel."

Der Koch verneigte sich und sagte:

„Geruhen Excellenz Artichauts à la poivrade dafür?"

Eine kleine Pause ernsten Sinnens entstand, dann sagte der Herr Plenipotentiarius:

„Mag sein!“

Der Chef de cuisine las weiter:

„Petits pâtés au naturel.“

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Warum denn au naturel? Fühlt er denn nicht, daß das gemein und undiplomatisch klingt? . . setze er: à la Louis XIV.“

Der Koch verbeugte sich bejahend.

„Weiter!“

„Turbot, sauce hollandaise. Truite au bleu.“

Graf Rosenberg neigte das Haupt; dann wandte er es abermals um einen viertel Zoll dem Kammerdiener zu und sagte:

„Dazu Sherry des Indes!“

Der Kammerdiener verbeugte sich; der Chef de cuisine fuhr fort:

„Emince de gigot aux Echalottes“

„Selle de mouton à la Chartreuse.“

„Dindes trûffées, sauce Perrigueux.“

„Gut! sehr gut!“ — meinte Excellenz — „aber er wird die Sachen mit höchster Aufmerksamkeit behandeln. Bedenke er . . . daß die Ehre seiner Majestät unseres erhabenen Kaisers dabei auf dem Spiele steht!“

Der Koch antwortete mit einer ehrfurchtsvollen Neigung seines Rückens.

„Weiter!“

Er las:

„**Filets de chevreuil aux champignons. Pâte de . . .**“

„Halt!“ — gebot gräfliche Gnaden — „wir haben den Wein zu den letzten Gängen vergessen.“

Er sann einige Minuten; dann rief er mit Würde und stolzer Haltung:

„Hochheimer Dom-Präsenz Nr. 1. Einen solchen Wein führt kein anderer der Herren Reichsabgeordneten in seinem Keller! . . . Er dürfte auf der Tafel seiner kaiserlichen Majestät stehen.“

In gleicher Weise ging nun die diplomatische Berathung zwischen dem Herrn Grafen, dem Koch und dem Kammerdiener noch eine gute halbe Stunde fort. Manches ward noch verworfen, manches geändert; . . . auch waren noch gefüllte Zungen von **Troies**, Kapaunen **à la Fontanges** — der Graf lächelte wohlgefällig so oft er an diesen Witz dachte — und Rothkelchen von Metz erwartet, die hochgräfliche Gnaden selbst bestellt; deren Nochnichteingetroffensein Excellenz jetzt ungemein beunruhigte.

Aber die Zeit für Toilette und häusliche Berathung war um. Die verschiedenen Gesandten fuhren vor.

Jetzt gab es neue große und gewichtige diplomatische Schwierigkeiten zu lösen.

Die Sitzungen — sie galten nur als vorbereitende, einmal, da die französischen Gesandten noch in Höchst weilten und dann, weil man ja noch lange nicht mit der Art und Weise, wie die Herren sitzen sollten, im Reinen war — die Sitzungen hatten ebenfalls in dem Hause „zum Braunfels" statt, in welchem auch der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Rosenberg, wohnte, und zwar in dem Saale, den schon Kaiser Friedrich III. bei seinem Aufenthalt in Frankfurt und später das Kammergericht inne hatte.

Aber was war nun der Inhalt dieser diplomatischen Sitzungen an dem eben bezeichneten historischen Orte?

O! es bleibt ja unglaublich, so wahr es auch ist!

Während Ludwig XIV. und Louvois handelten; .. während sie Deutschland ein Stück des Elsasses nach dem anderen entrissen; ... während Straßburg laut und eindringlich um Hilfe rief und jeden Augenblick in seiner Existenz bedroht war; ... während es sich um eine der wichtigsten Gränzfestungen, ja um den Schlüssel Deutschlands handelte — — — stritten hier die Herren Gesandten des deutschen Reiches um ... den

Excellenztitel, welchen nicht nur der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf von Rosenberg, beanspruchte, sondern auch die kurfürstlichen Gesandten den fürstlichen gegenüber forderten! . . . stritt man über die Reihenfolge der gegenseitigen Besuche! . . . debattirte man bereits schon in achtzehn Sitzungen über die Plätze am Sitzungstisch; . . . unterhielt man einen schriftlichen Notenwechsel zwischen Höchst und Frankfurt, indem man den französischen Gesandten nicht länger einräumen wollte, ihre Erklärungen in französischer Sprache abzugeben — was Colbert in Nimwegen aufgebracht — sondern den Gebrauch der lateinischen Sprache verlangte, da der deutsche Kaiser mehr als der König von Frankreich sei!*)

Das waren die Dinge, mit welchen sich die Gesandten des Kaisers und des deutschen Reiches bereits in achtzehn Sitzungen befaßt hatten und heute wieder befaßten.

Nach vierstündiger, sehr ernster, ja zum Theile heftiger Debatte kam endlich als „Vorfrage“ an die verschiedenen Absender der anwesenden Diploma-

*) Friedrich von Raumers historisches Taschenbuch: der Verrath Straßburgs an Frankreich v. H. Scherer IV. T. Neue Folge. (S. 120.)

ten, folgendes, auf achtundzwanzig Seiten modifirtes Actenstück zu Stande:

Die anwesenden Herren Abgesandte haben an ihre resp. Regierungen die Fragen zu richten und die betreffenden Regierungen um die gefällige Rückäußerung ihrer Meinung in Beziehung auf die nachfolgenden Fragen zu bitten:

1) Ob dem kaiserlichen Bevollmächtigten allein, oder auch den kurfürstlichen Gesandten, gegenüber den fürstlichen und städtischen, das Prädicat: „Excellenz" zukomme?

2) In welcher Reihenfolge die gegenseitigen Besuche der Herren Gesandten untereinander abzustatten seien?

3) In welcher Rangordnung die Herren Abgeordneten den Ein- und Vortritt zu nehmen hätten?

4) In welcher Reihenfolge dieselben am Sitzungstische Platz nehmen sollten?

5) Ob es zu genehmigen sei, daß bei den ordentlichen Sitzungen des Congresses — sobald derselbe erst einmal eröffnet — der kaiserliche Gesandte einen Sessel mit Rück- und Armlehnen und einem Ueberzug von rothem Sammt, nebst Fußdecke von gleichem Stoff und gleicher Farbe beanspruchen könne? Während:

6) Die kurfürstlichen Gesandten sich grün-sammtener Sessel mit Rück- und Armlehnen und grüner Fußdecke,

7) Die fürstlichen grün-sammtener Sessel ohne Armlehnen und Fußteppich,

8) Die städtischen nur Tuchsessel ohne Rück- und Armlehne und ohne Teppich zu bedienen hätten?

Sodann:

9) Ob bei den Gastmählern der kaiserliche Gesandte von Edelknaben zu bedienen sei, und mit goldenen Messern und Gabeln essen solle, ... während die fürstlichen Gesandten sich nur mit Lakaien und silbernen Messern und Gabeln zu begnügen hätten? *)

10) Ob es überhaupt zulässig, daß sämmtliche Abgeordnete an einer Tafel speisen könnten, oder mehrere Tische nach Rangordnung zu bestellen seien?

11) Ob — bei einer Tafel — man im Cirkel, Oval oder Quadrat zu sitzen habe? *)

Endlich:

12) Wie es bezüglich der Geschäftssprache bei

*) „Elsaß und Lothringen" von Ad. Schmidt. (Leipz. 1859). S. 48.

**) „Elsaß und Lothringen." S. 49.

Eingabe der Noten u. s. w. der französischen Gesandten zu halten sei?

Es war ein Glück, daß, nach dieser Körper und Geist anstrengenden Arbeit, ein wahrhaft lucullisches Diner bei seiner hochgräflichen Excellenz, dem Herrn Grafen von Rosenberg, k. Plenipotentiarius, die Herren Diplomaten wieder stärkte und einigte. Man speiste und trank auf das Wohl Deutschlands von vier bis zehn Uhr.

Das Gespenst.

Die Nacht war bereits weit vorgerückt. Es war eine schöne warme Sommernacht; . . . aber auch zugleich eine Nacht, die nicht nur halb Paris und Versailles, sondern wohl auch einen großen Theil der Bewohner von ganz Europa auf den Füßen hielt, . . . denn . . . jener große und gewaltige Komet, der das Jahr 1680 kennzeichnete, stand wie eine ungeheure feurige Ruthe an dem Himmel.

Heute erst war er vollkommen sichtbar geworden, da ihn die Nächte vorher Wolken verbargen; aber wie entsetzte nun auch sein Erscheinen die ganze Welt!

Zeigte er sich doch so groß, daß, selbst wenn sein Kopf schon untergegangen, man dennoch die ganze Nacht hindurch einen Theil seines über 70 Grade langen und sehr breiten Schweifes über dem Horizonte sehen konnte.

War es da ein Wunder, daß man diese seltene feurige Erscheinung in jenen Zeiten des tollsten Aberglaubens mit Schaudern und Entsetzen anstaunte? . . . War es ein Wunder, daß vor dieser ausgesteckten Zuchtruthe Gottes alle Welt erbebte? die ganze Bevölkerung Europas in eine fast unglaubliche Aufregung versetzt wurde?

Die Menschen zitterten, beteten und drängten sich in die Kirchen, denn: Weltuntergang, Erdbeben, Krieg und Pestilenz wurden prophezeit; während in Deutschland der Schreckensruf erschallte: „die Türken! die Türken! . . . das bedeutet den Untergang des Reiches durch die Türken!“

Auch in Versailles an dem Hofe Ludwig's **XIV.** war die Aufregung in Folge dieser imponirenden Himmelserscheinung eine ungemein große; obgleich sich — bei dem hier herrschenden gränzenlosen Leichtsinne und der unglaublichen Frivolität — der geheimen Angst nach Außen hin ein philosophisch sein sollendes Höhnen und Spötteln über diese Angst selbst bei Vielen beigesellte.

Der Herzog von Saint-Aignan ging, wie natürlich, auch hier mit gutem Beispiele voran. Im Inneren still erschüttert und in der That peinlich an die Legion seiner Sünden erinnert, war er doch nach Außen hin voll Witz und Laune über den ungebe-

tenen Gast und sein anecdotensüchtiger Mund kam über Kometen, Gespenster, Teufels-Erscheinungen und derartige Geschichten gar nicht mehr zur Ruhe. An ein Insichgehen dachte dabei ein Saint-Aignan natürlich nicht; im Gegentheil, seinem Charakter gemäß suchte er jede bessere Regung durch ein noch tolleres und ausschweifenderes Leben zu übertäuben.

O es gab ja damals mit ihm noch Tausende und Abertausende, an deren Gewissen der Aberglaube, an Weltuntergang und Weltgericht mahnend pochte, und die — sich gerade darum betäubend — jetzt erst noch recht den Becher des Lebens in wildem Rausche zu schlürfen suchten.

In noch größerer Aufregung befand sich aber die Herzogin von Fontanges — in einer Aufregung, die sie heute Nacht noch nicht einmal ihr Lager hatte suchen lassen.

Sie war längst ausgekleidet und im tiefsten Negligé; . . . sie hatte längst ihre Damen und selbst ihre Kammerfrauen entlassen . . . aber zu Bette gehen konnte sie noch nicht.

Bei Gott! es war ein eigenes unübertrefflich schönes Bild, als sie jetzt an dem geöffneten Fenster ihres Schlafgemaches stand . . . hinaufschauend — halb voll Schauder, halb voll Staunen und Entzücken — zu dem nächtlichen Himmel, an den der

Ewige die große, die gewaltige Erscheinung des flammenden Kometen gestellt hatte.

Es war ein eigenes, ein unübertrefflich schönes Bild!

Angeline glich einem Engel, der bei dem Anblick des Unendlichen in sich zusammenschauert.

Ihr wunderbar herrliches Haar war unbedeckt — in dichten Flechten den Hinterkopf wie mit einer Krone von röthlichem Golde zierend.

Ein leichtes weißes Battistgewand mit zierlichen Stickereien hüllte kaum die zauberhaften Formen ihres Körpers ein, und ließ zwischen den — wie Nebelwölkchen sie umfließenden ächten Spitzen, die die nackten Arme, den reizenden Nacken, den aus dem feinsten Leinen hervorquellenden untadelhaften Busen sehen. Leicht nur und gefällig hielt dabei der Gürtel das leichte Gewand.

Und waren denn nicht alle diese untadelhaften Formen von höchster Künstlerhand aus blendend weißem Marmor hervorgezaubert?

O ja! ein Künstler hatte sie geschaffen . . . diese Zauberformen . . . diese Engelsgestalt . . . und zwar ein Künstler, dem keines Sterblichen Hand jemals nachzuschaffen vermag; . . . derselbe Künstler, der dort in des nächtlichen Himmels unendliche Tiefe den flammenden Kometen gestellt!

Den flammenden Kometen, der alle Welt in Aufregung gebracht, . . . auch Angeline, die stolze schöne Herzogin von Fontanges. Und doch war es nicht dieser Komet allein, der in ihr die Aufregung bis zu fieberhaften Erschütterungen trieb . . . sondern . . . jene gespensterhafte Erscheinung, die sich ihr auf Loches . . . und — das war ja das Entsetzliche — in der letzten Zeit auch hier in Versailles gezeigt.

Der König, der ganze Hof hatte von dem Gespenst gehört; . . . gesehen worden war es aber nur von einzelnen Wachen . . . freilich wieder in der Nähe der Gemächer der Herzogin.

Und diese . . . hatte sie denn nicht in Loches sein bleiches, erdfahles Antlitz geschaut? . . . das Antlitz eines Todten, das ihr Mark und Bein erschütterte und dessen Andenken ihr mit der Posaune des jüngsten Gerichtes in die Seele und in das Gewissen schmetterte?!

„Ja! es war *sein* Geist!“ — rief es in Angelinen — und dieser Geist verfolgte sie nun auch *hier*!

Lächeln wir, Kinder des 19. Jahrhunderts, nicht! Gerade jene Zeit des äußersten Leichtsinnes und der unerhörtesten Frivolität erstickte ja auf der anderen Seite in Pfaffenthum und Aberglauben.

Ist doch der Aberglaube — oder Ueber-

glaube — der ächte Waffenträger der Pfäfferei und des Despotismus!

Der Glaube an Geister ist übrigens so alt als die Welt. Indier und Egypter, Griechen und Römer, Hebräer und Christen — Völker der Kultur und Unkultur haben von jeher Geister gesehen, und sehen sie noch; Dämonen, Geister, Gespenster, stille und friedliche (lares) böse Poltergeister (larvae, lemures), reine und unreine, Engel und Teufel, weiße, schwarze und graue Gespenster, mit Wohlgerüchen im Himmelsglanz, und mit Höllengestank in scheußlichen Gestalten. Noch heute macht der Geist im Hamlet, der steinerne Gast oder die Ahnfrau in den Gallerien und im Paradies der Theater seine Wirkung, während der Philosoph etwa nur an ein Gespenst glaubt, das in seinem eigenen Leibe spuckt, den Geist oder die Seele. Dieser allgemeine Gespensterglaube lehrt, komisch genug, was der Satz auf sich hat: Alle Völker glauben das, folglich ist es wahr!

Geisterglaube scheint einmal für die Neugierde für Gefühl und Phantasie vom höchsten Interesse zu sein, überall neigt sich das Gemüth zu dem Unbekannten und Unsichtbaren, und das Schauerliche hat eigene Reize, namentlich in der Jugend. Hesekiels weites Feld voll verdorrter Gebeine, die auf des Herrn Wort rauschten, sich regten, sich zusam-

menthaten, jedes Gebein zu dem seinigen, Fleisch und Haut bekamen und wieder lebendig auf den Füßen standen, wie ein großes Heer — macht gewiß auf jeden Menschen von Phantasie einen tiefen Eindruck. Alt ist der Glaube, daß die nicht zur Ruhe kommen, die nicht begraben sind. Vergrabene Schätze, nicht gehaltene Versprechungen und nicht gebüßte Verbrechen lassen eben so wenig ruhen, und an diesem Glauben mag Plato Schuld haben, der in seinem Phädon unreine Seelen sichtbar um ihre Gräber irren läßt zur Strafe eines übelgeführten Lebens. Die Poesie benützte dann diesen Aberglauben zu Gespenstermährchen. So kam es denn, daß es in der Blüthe der Mönchswelt im ganzen abergläubischen Mittelalter nirgendswo mit rechten Dingen zuging: Kirchhöfe wimmelten voll Geister, keine alte Burg und kein Kloster war ohne unterirdische Bewohner, die bald Schätze oder freundliche Hülfe gaben, bald zwickten und prügelten nach Laune. Selbstmörder und Gemordete kehrten regelmäßig wieder, um Mitternacht gingen die Todten in den Kirchhöfen aus ihren Gräbern, hielten Kirche, oder zogen gar als Todtenheer aus. Wenden sich doch noch Lebende erschrocken von den langen Fenstern der stillen Kirche, und den verfallenen Mauern des Gottesackers, nicht

wissend, ob ihr Abendglanz von den Todten, oder vom Monde herrühre.

Wann und wo aber wäre dieser Aberglaube mehr zu Hause gewesen, als gerade am Ende des siebzehnten Jahrhunderts und in dem katholischen, leichtgläubigen Frankreich.

Wie viel hatten dazu auch die berühmten Feenmärchen, Fabliaux et Contes,*) von den Kreuzrittern nach dem Abendlande verpflanzt, und die Spiritus familiares berühmter Männer, von Plotinus an bis auf Cardanus, Scaliger, Bodinus und Tasso herab, beigetragen.

Glaubte denn nicht der ganze Hof Ludwigs XIV. an Liebes- und Zaubertränke? an Wahrsagerinnen und Geisterbeschwörungen? Hatte nicht der Herzog von Saint-Aignan an der Seite eines höchstgestellten Priesters, des Cardinal-Groß-Almosenier, selbst einer solchen Teufelsbeschwörung beigewohnt und die Entdeckung eines Schatzes von ihr erwartet?

Mit einem Worte: der fürchterlichste Aberglaube war es ja allein, der damals die Welt bei dem unerhörtesten Despotismus und der schmählichsten Pfaffenwirthschaft zusammenhielt!

---

*) Alte französische Gedichte vom 12. bis 15. Jahrhundert.

Ja! der König, der Hof, die Herzogin von Fontanges glaubten an das Gespenst! . . . und diesen Glauben befestigte jetzt noch die Aufregung, welche die Erscheinung des großen Kometen hervorgerufen. Man schrie von Weltuntergang! . . . man hätte sich nicht gewundert, wenn ganze Kirchhöfe auferstanden wären.

Warum auch nicht? . . . Predigte denn nicht die Geistlichkeit von allen Kanzeln davon? Verkündete sie nicht selbst diesen Weltuntergang? . . . Stellte sie nicht Gebete aller Art an? . . . Rief sie nicht, auf dieses Zeichen des Himmels hin, alle Seelen zur Buße?

O! Angeline büßte bereits in ihrem Gewissen für das, was sie gethan! Sie war die angebetete Geliebte des Königs; . . . sie war Herzogin geworden; . . . sie war reich, mächtig, fast einer Königin gleich; . . . sie blühte in der Fülle strahlender Schönheit und Jugend; . . . die kühnsten Wünsche ihrer Eitelkeit waren längst erreicht und übertroffen; sie hatte sich bis dahin unendlich glücklich gefühlt . . . und jetzt? . . .

Seit sie der gespenstischen Erscheinung von Loches in das bleiche, erdfahle Antlitz geblickt, war ihre Ruhe dahin . . . schrie ihr Gewissen auf: du bist von dem Pfade der Tugend gewichen! . . . du

hast deine arme Mutter, deinen treuen Lehrer vergessen! . . . du hast ihn, der dich so redlich, so innig, geliebt, in den Tod gesandt, . . . du bist . . . Gauthier's Mörderin! — — denn Gauthier's Züge trug das Antlitz jener unseligen Erscheinung!

Der Eindruck war damals ein fürchterlicher . . . und doch verwischten ihn schon die nächsten Tage wieder: mit ihren Abwechslungen, mit ihren rauschenden Freuden, mit ihren Huldigungen und ihrem Glanz, ihrer Pracht und Herrlichkeit.

Angelinen's Charakter war eben ein unendlich leichtfertiger. Sie hatte ja keinen Begriff von Tiefe des Geistes oder des Gemüthes. Sie hatte ein ganz gutes Herz . . . aber dies kleine Ding beherrschte die unbegränzteste Eitelkeit und die unersättlichste Genußsucht. Sie konnte sinnlich schön erglühen . . . aber sie war wie Marmor gegen Alles was nicht ihr eitles Ich betraf und tiefer ging, als die leicht aufschäumende Oberfläche.

Und hatte sich denn nicht Saint-Aignan — die schleichende schmeichelnde Schlange — gleich von Anfang an dieses schwachen Charakters bemächtigt? Hatte er durch sein leichtsinniges frivoles Wesen nicht den Rest des Guten vergiftet, das in Angelinen lag . . . nur, um sie vollständig — und durch sie den König — zu beherrschen?

Frevelnd, und mit kaltem Blute, mit Hohn in der Seele hatte er dies Werk begonnen; aber auch hier fehlte die Nemesis nicht. Das Herz, das er lediglich mit seinen Schmeicheleien bestricken wollte, um es zu seinen ehrgeizigen Plänen zu benutzen . . . kostete ihm das seine. Wenigstens entzündeten die Reize Angelinen's eine solch' allgewaltige Leidenschaft in ihm, daß er sie nicht mehr — wie er als kluger Höfling gern gethan — zügeln konnte.

Noch war er nicht erhört; . . . aber . . . was wäre einem Saint-Aignan unerreichbar gewesen, wenn ihn sein leidenschaftliches, verwildertes Herz dazu trieb? „Mit lächelndem Munde über Leichen hinweg zum Ziele!" war sein geheimes Motto . . . und . . . mit solchen Grundsätzen läßt sich allerdings viel erreichen!

Sonderbar! . . . es war ordentlich, als ob ihn mit der Grauen erregenden Erscheinung am Himmel . . . die Hölle noch mächtiger erfasse. Es durchzuckte ihn mit diabolischer Lust jetzt gerade den Becher der Freude und der Sünde — gleichsam Himmel und Hölle zum Hohn — noch mit einem gewaltigen Zuge zu leeren!

Einem Spieler gleich, der in Verzweiflung mit wahnsinniger Lust sein letztes Geld auf einen Satz setzt . . . bereit, im unglücklichen Falle sein Leben

mit Verachtung wegzuwerfen, stand auch er da, dasjenige zu wagen, von dem ihn bis dahin Klugheit und kaltblütige Berechnung abgehalten. Sein sollte die Geliebte des Königs werden, . . . in seinen Armen wollte er sie, die himmlisch schöne Angeline, wissen, . . . und dann! . . . dann! . . . nun dann mochte der flammende Gast da oben Recht behalten . . . und . . . die Welt in Trümmer gehen. — —

Angeline stand noch immer an dem geöffneten Fenster ihres Schlafgemaches.

Es war ein eigenes, ein unübertrefflich schönes Bild!

Sie glich einem Engel, der bei dem Anblick des Unendlichen in sich zusammen schauert.

Ihr wunderbar herrliches Haar war unbedeckt — in dichten Flechten den Hinterkopf wie mit einer Krone von röthlichem Golde zierend. Ein leichtes weißes Battistgewand mit zierlichen Stickereien, hüllte kaum die zauberhaften Formen ihres Körpers ein, und ließ zwischen den — wie Nebelwölkchen sie umfließenden — ächten Spitzen, die nackten Arme, den reizenden Nacken, den aus dem feinsten Leinen hervorquellenden untadelhaften Busen sehen. Leicht nur und gefällig hielt dabei der Gürtel das leichte Gewand.

Und waren denn nicht alle diese untadelhaften

Formen von höchster Künstlerhand aus blendend weißem Marmor hervorgezaubert?

O ja! ein Künstler hatte sie geschaffen . . . diese Zauberformen . . . diese Engelsgestalt . . . und zwar ein Künstler, dem keines Sterblichen Hand jemals nachzuschaffen vermag; . . . derselbe Künstler, der dort in des nächtlichen Himmels unendliche Tiefe den flammenden Kometen gestellt!

O unübertrefflich schönes reizendes Wesen, — — du, mit dem Gepräge der Engel, . . . mit dem Glanz einer Fürstin . . . wie weit ist jetzt dein Herz davon entfernt, den Engeln gleich, den Frieden der Unschuld in sich zu tragen!

Nur auf kurze Zeit hatte ja der Leichtsinn die Erinnerung an jene unselige Erscheinung in dir verwischt; da rüttelte die Nachricht, das Gespenst zeige sich jetzt auch in Versailles, dein Gewissen wieder auf.

Daß sie die Geliebte des Königs sei, beunruhigte die reizende Angeline von Fontanges wenig. An solche Dinge war man damals — besonders am Hofe Ludwig's XIV. — gewöhnt. Die Majestät hatte ja schon eine Reihe von Geliebten gehabt, . . . liebte dabei auch alle schönen Damen des Hofes, . . . selbst seine eigene Schwägerin. Alle Prinzen und Prinzessinnen, alle Großen des Reiches, der ganze Hof — ob verheirathet oder nicht —

hatten ja ihre Liebes-Intriguen und Liebesverhältnisse mit und unter einander. Ja! die Begriffe von Sittlichkeit und Ehre waren in jenen Tagen und am Hofe Ludwigs's XIV. so eigenthümlich, daß es sogar für eine Schande galt, kein solches Liebes-Verhältniß zu haben.

Ihr Verhältniß zum Könige beunruhigte daher Angeline wenig; . . . hätte sie nur nicht bei Tag und bei Nacht die Angst vor der gespenstischen Erscheinung verfolgt. O! es war ja Gauthier's Geist, davon blieb sie überzeugt; . . . und daß sie den Geliebten ihrer Jugend geopfert, war es vorzüglich, was jetzt ihre Seele beunruhigte. Natürlich steigerte dabei die Erscheinung des Kometen ihre Angst und Bestürzung nur noch mehr.

Und doch war diese Erscheinung wieder so großartig erhaben und schön, daß sie Angeline wie mit magischer Gewalt anzog. Sie hatte, wie von einer höheren Macht getrieben, das Fenster ihres Schlafgemaches noch einmal öffnen . . . sie hatte noch einmal mit Schaudern und Entzücken zu dem Flammenzeichen des Himmels aufblicken müssen.

Da stand er, der gewaltige Komet von dem Niemand wußte woher er so plötzlich gekommen und wohin er gehe! Vor dessen räthselhafter Bedeutung alle Welt erbebte . . . der sich vielleicht gar in der

nächsten Zeit auf die Erde stürzen und sie zertrümmern konnte!

Groß, herrlich, erhaben stand er da in der schweigenden Tiefe des nächtlichen Himmels, seinen flammenden Schweif drohend über den unendlichen Raum hinziehend, . . . den erschütterten Gewissen der Menschen eine furchtbare Mahnung.

Angeline bebte. Ihr Geist hatte ja nicht die Kraft, sich über den allgemeinen Aberglauben zu erheben — nicht den ruchlosen Leichtsinn eines Saint-Aignan: mit diabolischem Entzücken daran zu denken, im Rausche der Sünde, im Rausche der süßesten Lust mit einer ganzen Welt unterzugehen.

Angeline bebte. Ihre Seele war voll Unruhe, voll Angst. Eine, ihr bis dahin ganz fremde Unbehaglichkeit erfaßte ihr Inneres.

O! sie sah' in dieser Verwirrung noch reizender aus, als sonst.

Jetzt schloß sie das Fenster und ließ den schwerseidenen faltenreichen Vorhang nieder. Ein Seufzer hob ihre Brust: er galt der Nacht, die sie vor sich hatte. Wäre es Morgen gewesen, sie würde auf der Stelle zur Beichte geeilt sein, ihr Gewissen zu erleichtern. Dann . . . dann hätte sie ja wieder ruhig sein können.

Sie beschloß wirklich mit dem frühesten Morgen

diesen unseligen und unbequemen Zustand im Beicht-stuhle abzuschütteln.

Angeline näherte sich jetzt dem Bett. Leise löste ihre Hand den Gürtel . . . da . . . da kam es ihr vor . . . als habe sie ein Geräusch vernommen.

Rasch zog sie das zierliche Battistgewand wieder um sich . . .

Alles blieb still.

Und doch! . . . und doch! . . . jetzt hörte sie es wieder . . .

Es schienen leichte Tritte zu sein . . .

Tritte, auf dem geheimen Gange, der von den Gemächern des Königs zu ihren Zimmern führte.

Sie erbebte . . . sollte es . . .

Da öffnete sich unhörbar — durch den Druck einer Feder — die Tapetenthüre . . .

Aber in demselben Augenblicke entfuhr auch Angelinen ein halblauter Schrei . . . auf der Schwelle stand . . . die weiße gespenstische Erscheinung.

Schon wollte sich ein Hülferuf auf die Lippen der Herzogin drängen, . . . da sollte dem Schreck eine neue Ueberraschung folgen.

Das Gespenst war eingetreten . . . sein weißes, faltenreiches Gewand fiel . . . und vor der entsetzten, an allen Gliedern zitternden Herzogin stand — — — Saint-Aignan.

Der Herzog — hoch aufgerichtet, ein triumphirendes Lächeln in den schönen Zügen, — Blitze leidenschaftlichen Entzückens in den schwarzen feurigen Augen, — gehüllt in eine von Edelsteinen und Gold strotzende Kleidung, glich in diesem Augenblicke einem Göttersohne.

Die Herzogin stand verwirrt, . . . ihren eigenen Augen nicht trauend, . . . wie in Stein verwandelt.

Da ließ sich Saint-Aignan auf ein Knie vor ihr nieder und sagte mit dem ihm eigenen einschmeichelnden Tone:

„Vergebung, himmlische Angeline, zweifache Vergebung! einmal dafür, daß ich Dich, Du Zauberhafte, erschreckt, und dann . . . daß ich es gewagt . . .“

„Gerechter Gott!“ — stotterte die Ueberraschte, glühend in dem Purpur der höchsten Verlegenheit, — „gerechter Gott! wenn der König . . .“

„Vor ihm sind wir sicher!“ — entgegnete lächelnd der Herzog, immer noch in Entzücken verloren, vor Angelinen knieend. — „Der König hat sich unwohl gefühlt und zu Bette begeben.“

„Aber wer berechtigt Sie hier einzudringen?“

„Wer? Angeline?“ — rief Saint-Aignan leidenschaftlich und seine Blicke trafen jene der reizenden Fontanges mit einem eigenthümlichen bestrickenden Zauber, den man der Klapperschlange zuschreibt,

und der ihr Opfer zwingt, sich in ihren Rachen zu stürzen, — „wer anders, als mein liebeglühend Herz! Himmlische, vergieb, ich kann nicht anders! die glühendste, die leidenschaftlichste Liebe zu Dir verzehrt mich. Laß mich glücklich sein . . . oder . . . zu Deinen Füßen untergehen."

Angeline bebte wie Espenlaub. Ihr Herz pochte wie ein Hammer, . . . ihr Busen wogte stürmisch. Wie hatte sie ein einziger Moment aus einer Stimmung in eine andere so ganz entgegengesetzte geworfen. Es flimmerte ihr vor den Augen.

„Angeline!" — flehte der Herzog wieder, und suchte ihre Kniee wie bittend zu umfangen.

„Stehen Sie auf!" — bat jene zurücktretend.

„Nicht eher, als bis ich weiß, daß Du mir meine Kühnheit vergeben."

„O Gott! o Gott!" — stammelte die Herzogin — „wenn uns Jemand hörte! . . . wenn der König davon erführe . . ."

„Er wird es nicht. Höchstens hat man das Gespenst wieder gesehen."

„Und Sie . . .?"

„Ja, ich . . . ich, der ich mit diesem Gang vertraut bin, habe es diesmal gespielt; aber es ist kein böser Geist, der in dieser Stunde zu Dir, Schönste der Schönen, gekommen, sondern der Geist

der Liebe. O laß ihn einziehen in Dein Herz, . . .
laß ihn aufflammen in Dir selbst. Sieh! dort draußen
kündet ein furchtbares Gestirn den Untergang der
Welt! — Heißgeliebte, laß uns glücklich sein . . .
und die Welt und Alles mit ihr dann in Trümmer gehen!"

„Freveln Sie nicht!" — rief hier Angeline. —
„Lassen Sie uns an unsere Sünden denken und
nicht neue begehen. Stehen Sie auf!"

Der Herzog erhob sich. Angeline zog ihr leichtes
Gewand dichter an sich; aber es vermochte den lüsternen
Blicken Saint-Aignan's nur wenig zu verhüllen.
Glühend und leidenschaftlich streckte er seine Arme
nach ihr aus und wollte die Reizende eben umfassen
und an sich ziehen — als beide — wie von einem
Donner gerührt — auseinanderfuhren.

Abermals ließ sich Geräusch vernehmen.

„Gerechter Gott!" — hauchte Angeline leichenblaß — „wir sind verloren! . . . der König!"

Aber jetzt deckte auch des Herzogs Antlitz Todtenblässe. Einen Moment weiter . . . und ihr
Leben war verwirkt! Die Erinnerung an des Grafen
von Maulevrier's Schicksal auf Loches zuckte wie
ein Blitz durch beider Seele; — einen Moment
später und ihr Todesurtheil war gesprochen; . . .

es mußte sie erreichen, gleichviel ob rasch durch blutige Gewalt oder in gräßlicher Langsamkeit in der Tiefe eines . . . sich nie mehr öffnenden Kerkers.

Aber dies hatte auch Saint-Aignan sofort begriffen.

Rasch flog sein Blick durch das Zimmer . . . und im nächsten Moment barg ihn der schwerseidene, faltenreiche Vorhang, der das nächstliegende Fenster verhüllte.

Angeline hielt sich zitternd an der Lehne eines Sessels.

Da öffnete sich abermals die geheime Thüre . . . und abermals — die Herzogin brach fast zusammen — stand die weiße gespenstische Erscheinung auf der Schwelle.

Diesmal aber war es die rechte; . . . denn Angeline starrte entsetzt in das bleiche, erdfahle Antlitz Gauthier's.

Und — „Gauthier?!“ — entschlüpfte es in dem Tone des Schreckens und des Erstaunens ihren Lippen.

„Ja!“ — antwortete eine hohle Stimme langsam und feierlich — „ich bin Gauthier!“

Angeline griff nach ihrer Stirne, auf der dicke Tropfen kalten Schweißes standen. Dann durchzuckte es sie, als wolle sie sich ermannen, und mit dem

Aufgebot aller ihr noch innewohnenden Kraft rief sie, mit der Hand ein Kreuz schlagend:

„Im Namen Gottes, des Dreieinigen, bist du ein Geist . . . so . . . hebe dich weg von mir!"

Aber die Gestalt verharrte ruhig und unbeweglich. Eine Pause entstand.

Die Herzogin kämpfte mit einer Ohnmacht. Sie schwankte; . . . die Arme glitten wie erstarrt an den Seiten herab.

„Frau Herzogin!" — sagte jetzt die Gestalt mit zitternder Stimme, aber scharfer, schneidender Betonung — „Sie täuschten sich. Nicht ein Geist steht vor Ihnen, sondern nur ein Mensch."

„Unmöglich!"

„Wunderbar mag es sein; aber daß es möglich ist, sehen Sie!"

„So hat man mich belogen! . . . Gauthier von Montferrand hat sich nicht . . ."

„Als ihm Ihre Untreue, Ihre Schandthat, Frau Herzogin, das Herz gebrochen, suchte er das seine unter Ihrem Fenster durch eine Kugel zu durchbohren . . ."

Angeline hatte sich abgewandt und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht. Die Gestalt kehrte der Thüre, durch die sie eingetreten und die offen geblieben, den Rücken.

Niemand im Zimmer bemerkte, daß jetzt der König, — daß Ludwig XIV. unter ihr stand.

Die Nachricht: das Gespenst habe sich wieder zweimal im Schlosse gezeigt, hatte ihn — obgleich unwohl — bestimmt, das Bett zu verlassen, um, in der Ferne von Bewaffneten gefolgt, in eigener Person den Spuck zu untersuchen.

„Die Kugel“ — fuhr die Erscheinung ruhig fort — „tödtete mich nicht, obgleich man mich für todt vom Platze trug . . . sie tödtete mich nicht; aber die Wunde war doch so gefährlich, daß ich Monate lang in Gefahr schwebte.“

„O, Gott sei Dank, Gauthier!“ — rief hier Angeline — „Ihr Tod war mir gräßlicher Vorwurf.“

„Beruhigen Sie sich, Frau Herzogin!“ — sagte kalt und schneidend die Gestalt mit dem bleichen erdfahlen Gesichte — „beruhigen Sie sich . . . ich nehme Ihnen diesen Vorwurf nicht vom Herzen. Die Wunde zwar ist geheilt . . . aber der Schuß kostet doch mein Leben . . . meine Gesundheit ist zerstört . . . ich wanke dem Grabe entgegen.“

„Sprechen Sie nicht so, Gauthier!“ — flehte hier Angeline — „erhalten Sie sich Ihrer Mutter!“

„Meine Mutter ist todt!“

„So denken Sie an sich selbst!“

„Auch ich bin todt für die Welt, wenngleich ich

noch ein elendes Dasein friste. Was hätte auch die Welt noch für mich ... da das, was mein Höchstes, mein Heiligstes, mein Liebstes war ... in dem Staube liegt."

„Gauthier?!"

„Ich sterbe bald ... und sterbe gern! Aber bevor ich mein müdes, mein armes gebrochenes Herz zur letzten Ruhe legen darf, habe ich mir noch eine Aufgabe gestellt ... und diese Aufgabe zu lösen, stehe ich hier! ... diese Aufgabe ist: Ihnen, Frau Herzogin! ..." Gauthier unterbrach sich, dann sagte er in unendlich schmerzlichem Tone ... „Dir, Angeline, noch einmal entgegenzutreten; ... Dich noch einmal anzuflehen ... umzukehren von der Bahn der Sünde auf den Weg des Rechtes und der Tugend. Zu diesem Zwecke trieb ich das Larvenspiel; — denn wie, wie hätte ich mich sonst auch Dir nähern können."

„Unmöglich! in Loches war es ..."

„Gauthier von Montferrand, wie hier."

„Aber der König selbst verfolgte ja die Erscheinung bis an das Grabmal Agnes Sorel's, wo der Geist ..."

„Dank der Vorsicht der Kanonici der Kirche von Loches ... spurlos verschwand, und zwar durch einen, hinter dem Mausoleum befindlichen

Beichtstuhl, der den Eingang in die Crypta der Kirche verbirgt. Sie werden fragen, Frau Herzogin, wie ich überhaupt nach Loches, . . . wie ich zu diesem Geheimnisse kam? . . . Ich will es Ihnen sagen. Als meine Mutter gestorben und meine Wunde soweit geheilt war, daß ich mit hinwelkendem Körper wieder wandeln konnte, hatte ich nur noch einen Gedanken, einen Entschluß: Diejenige zu retten, die — mir verwandt — die glücklichen Tage der Jugend mit mir getheilt, . . . die einst, in stiller keuscher Liebe, mein Glück, mein Alles war."

Angeline war in den Sessel gesunken und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht.

„Aber wie sollte nun der arme Gauthier bis zu der schönen, stolzen, in Lust und Leichtsinn, in Glanz und Pracht schwelgenden Herzogin dringen?"

„Gauthier!"

„Bis zu den Stufen des Thrones, wo — die Mahnungen der armen verlassenen Mutter, die frommen Lehren des greisen treuen Erziehers, Gott, Tugend und das eigene Heil vergessend — Angeline von Fontanges in den Armen eines Königs. . ."

Ludwig XIV. zuckte zusammen. Zorn blitzte in seinen Augen, gewaltsam trieb es ihn vorwärts; . . . aber . . . er faßte sich wieder und bezwang sich, bis er alles gehört.

„Ich mag es nicht aussprechen!“ — fuhr Gauthier finster fort. — „Mag Ihr Gewissen statt meiner reden. Ich wollte, ich mußte also zu Ihnen gelangen, Herzogin. Geld aber, soviel hatte ich bereits am Hofe gelernt, . . . Geld ist der Schlüssel zu Allem in der Welt. Ich verkaufte daher, was ich besaß . . . selbst unser kleines Stammschloß und machte mich, in Begleitung Pater Hilaires auf, meine letzte Lebensaufgabe zu lösen.“

„Ja!“ — sagte Ludwig XIV. vor sich hin — „deine letzte Lebensaufgabe soll es gewesen sein.“

„Wir bemühten uns lange umsonst,“ — fuhr Gauthier fort — „da begab sich der Hof nach Loches, und . . . hier hatte Pater Hilaire einen alten Bekannten unter den Kanonici. Was brauche ich mehr zu berichten, ich erlangte dort wie hier durch verschwenderische Bestechungen, die Möglichkeit, . . mich Ihnen, Frau Herzogin, zu nahen. O, die Menschen thun ja alles für das Geld! Sie verrathen Gott und ihren König, . . . ja! . . . sie verkaufen sich selbst!“

„Gauthier! Gauthier!“ — rief die Herzogin, noch immer mit bedecktem Gesichte, schmerzlich.

„Auch den Schlüssel zu dem geheimen Gange, der von dem Flügel des Königs hieher führt . . . auch dieser kostbare Schlüssel . . war zu erkaufen . . .“

Der König knirschte mit den Zähnen; dann murmelte er:

„Aber er wird den Schuldigen nachträglich noch theuer zu stehen kommen. Der Preis ist . . . die Bastille!“

„Aber der Schlüssel war es nicht allein, auch die Wachen mußten beseitigt werden. Hier aber waren keine Bestechungsversuche zu wagen . . . und so mußte mir . . . Furcht und Aberglauben den Weg bahnen. Jetzt, Herzogin, wissen Sie wie und warum ich als Geist zu Ihnen kam. Wäre es anders möglich gewesen, so würde ein Mann, wie ich, der schon mit einem Fuße im Grabe steht, den Mummenschanz verachtet haben.“

Gauthier schwieg einen Augenblick . . . Angeline weinte leise . . . hinter dem Vorhange regte sich nichts . . . der König stand unbeweglich, hochaufgerichtet unter der Thüre . . . Zorn und Verderben thronten auf seiner Stirne.

„Und nun!“ — fuhr Gauthier nach einer kleinen Pause fort — „nun, Frau Herzogin! . . . nun ruft Ihnen der Sterbende in die Seele, was Sie einst Gott, ihrer armen verlassenen Mutter und Vater Hilaire gelobt! Nun ruft er Ihnen den Traum in die Seele zurück . . . den Ihnen der Ewige einst gesandt!“

Angelinen's Haupt ruhte tief niedergebeugt in ihren Händen.

Sie schluchzte laut.

Gauthier sank ihr zu Füßen.

„Angeline!" — rief er dabei, und seine Stimme zitterte in tiefstem Seelenschmerze. — „Höre die Stimme eines Sterbenden! Nichts, nichts will ich ja für mich . . . nur deine Seele möchte ich retten, . . . nur deine Zukunft vor Entsetzlichem bewahren. Kehre zurück, Angeline, . . . kehre zurück auf den Weg der Tugend! . . . zurück in die Arme Deiner verlassenen Mutter, die sich blind weint über ihr verlorenes Kind! . . . Kehre zurück, Angeline, in die stillen, freundlichen Thäler der Limagne, wo wir einst, in unserer Jugend, so unendlich glücklich waren. Du bist tief, tief gefallen . . . aber der unendlich gütige Gott ist gnädig!"

Gauthier hielt inne . . . Angeline weinte, aber sie regte sich nicht.

„Angeline!" — rief der Jüngling abermals und seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung — „Angeline! wirf den eitlen Tand von Dir! der König . . ."

„Er liebt mich!" — rief Angeline unter Thränen — „und ich liebe ihn wieder!"

„Aber eure Liebe ist Sünde, der König ist verheirathet!“

„Und sollte sie Schmach sein . . . sie ist immer Liebe! . . .

„Nein!“ — rief hier Gauthier, sich erhebend, und seine Augen leuchteten jetzt aus dem bleichen erdfahlen Antlitze mit wirklich geisterhafter Unheimlichkeit hervor — „nein! nicht Liebe verbindet Sie, Frau Herzogin, mit dem Könige, sondern eine auf Eitelkeit gegründete Leidenschaft. Der König liebt Sie? . . . o ja! . . . heute . . . morgen . . . vielleicht auch noch übermorgen! . . . Aber bald wird der Unersättliche Ihrer überdrüssig sein, . . . wie er schon so Vieler überdrüssig wurde . . . und dann . . . dann, Herzogin, wird er sie wegwerfen, wie die Anderen auch, und in Nacht und Elend und Verzweiflung werden Sie Ihre Thorheit und Schwäche bereuen und beweinen.“

„Nein! nein! nein!“ — rief hier Angeline — „das ist der König gegen mich nicht fähig!“

„Nein!“ — rief jetzt mit einemmale eine gewaltige Stimme — „das ist er nicht fähig!“

Angeline schrie auf . . . Gauthier zuckte zusammen und wandte sich um: der König stand vor ihnen.

Ein tiefes Schweigen folgte . . . es war ein furchtbares Schweigen . . . das Schweigen . . .

welches der Verkündigung eines Todesurtheiles vorausgeht.

Der König winkte nach der Thüre; Hauptmann von Torcy mit der Wache trat ein.

Verhaftet diesen Mann!" — befahl der König — „und liefert ihn in die Bastille!"

Torcy stand vernichtet.

„Euer Kopf haftet Uns dafür!" — setzte der König streng hinzu. — „Er steht, wie er selbst sagt, mit einem Fuße im Grabe, nun ... dann wird er ja den anderen leicht nachziehen."

Torcy trat vor; ... aber der alte Krieger wankte.

Gauthier stand hoch aufgerichtet. Noch einen ernsten bedeutsamen Blick warf er auf Angeline, — einen Blick der Mahnung ... ewigen Scheidens ... dann folgte er ruhig und festen Schrittes der Wache.

„Angeline!" — sagte jetzt der König sanft — „Ich habe alles gehört. Du bist unschuldig, mein Kind; Du liebst mich treu und aufrichtig und treu wird Dir Dein König bleiben. Vergiß den Schwärmer und lege Dich zur Ruhe, ... Du bedarfst ihrer nach dieser stürmischen Stunde ... und wenn Du je über mich zu klagen haben solltest ... dann ... erinnere mich an sie!"

Und der König küßte Angeline auf die Stirne ... und ... verließ das Zimmer.

In der Verbannung.

Die Entdeckung.

Eine wundervolle Sommernacht lag über der Erde. Die Luft war warm und weich. Von den Wäldern aus Nadelholz stiegen köstliche Düfte auf ... harzig und würzig zugleich. Dabei schien der Mond so klar und hell, daß die prächtige Landschaft weit aufgedeckt vor den Blicken des nächtlichen Wanderers lag, der eben, von der Höhe eines Berges herab, still in sich gekehrt über sie hinschaute.

Und tiefe lautlose Stille lag ja auch über der Welt!

Wie sie ruhten und schlummerten alle diese Berge und Wälder und Thäler und mit ihnen die Burgen und zerfallenen Klöster auf den einsamen dicht bewaldeten Höhen.

Sie war wildromantisch diese Gegend: Berge reihten sich hier an Berge, ... steil aufsteigend,

bald bedeckt mit zahllosen schwarzen riesigen Tannen, die dicht gedrängt, wie zum Kampf bereite Heere standen, . . . bald kahl und steinig, nur von wunderlichen Felsmassen gekrönt, die wie finstere Geister unheimlich hinausstarrten in die ernste, schweigende Nacht.

O! es war kein Wunder, daß der einsame Wanderer hier träumerisch stille stand; . . . schien doch auch die ganze Umgebung hier zu träumen von längst vergangenen Zeiten, von längst erblaßten Jahrhunderten.

Dort über das tiefverfallene Stift und den prächtigen Hochwald hinaus glitt der Blick an der Ruine eines Klosters vorüber, die ferne ruhende Ebene hinab oder heftete sich sehnsüchtig an den vom Monde sanft beglänzten Schwarzwald.

Und wehte es denn nicht von den ringsum im Dickicht versteckten Waldschlössern herüber wie leiser Harfenklang und Minnesang? wie Klagen und Sagen der Vergangenheit? Und wahrlich! sie kann viel erzählen, diese Vergangenheit, von dem was sich seit Jahrtausenden hier zugetragen . . . hier . . . zwischen Jura, Schwarzwald und Wasgau.

O stille! stille! . . . da flüstert's ja gar wunderbar um die Mauern und Zinnen des uralten Klosters St. Odilien, das dort den hohen waldigen Berg krönt.

Wie ernst, wie feierlich liegt es da, vom Monde überglänzt!

Aber horch! . . . es flüstert wieder!

Ob irgend ein Stück dieser Mauern stand, als der böse Austrasier Attich, der erste Herzog des Elsasses, hier hauste und sein sanftes frommes Töchterlein zur Heiligen, zur gesegneten Schutzpatronin des Landes mißhandelte?

Zwölfhundert Jahre sind es nun — so spricht die Sage, daß dem harten Gemahl der weichen Bereswinde ein Mägdlein geboren wurde; das Mägdlein aber . . . war blind. Darüber entbrannte Herzog Attich in wildem Zorne. Einen Knaben hatte er gehofft und . . . nun war es nur ein Mädchen, dem noch dazu das Licht der Augen verschlossen!

Da gedachte der tyrannische Vater in seinem leidenschaftlichen Ingrimme: es tödten zu lassen; doch Mutterliebe rettete im Geheim das Kind nach Kloster Palma in Hochburgund.

Dem frommen Bischof Erhard zu Regensburg aber sagte eine Stimme vom Himmel: „Pilgere hin nach Hochburgund, und siehe, du wirst im Kloster Palma ein Kindlein finden, das blind ist. Taufe es im Namen des dreieinigen Gottes auf den Namen Odilie . . . so wird ihm der Augen Licht aufgethan."

Und der Mann Gottes that, wie ihm geheißen

war, und siehe da, während der Taufe blickte ihn die Kleine sonnenhell an. Da begab sich der fromme Bischof Erhard zu Herzog Attich, die Wiederaufnahme des Kindes von dem harten Vater zu erflehen. Attich aber hatte kein Herz für die Unglückliche. Trotzig und mit harten Worten wies er den Mann Gottes zurück. Odilie aber wuchs als Waise im Kloster auf.

Einst — sie war unterdeß eine liebliche Jungfrau geworden — erfuhr sie, daß ihr daheim ein jüngerer Bruder, mit Namen Hugo, lebe. Da zog sie die Sehnsucht gar sehr zum Vaterhause . . . so sehr, daß sie dem Bruder schrieb, er möge den Vater zur Milde stimmen, auf daß sie heimzukehren vermöge. Der Vater indeß war taub für alle Bitten des Sohnes. Aber auch Hugo sehnte sich jetzt nach der Schwester und ließ sie heimlich nach dem Schlosse bringen.

Sie kam. „Wer naht da?“ rief der Vater, als er ihrer ansichtig ward. „Deine Tochter!“ — erwiederte der Sohn. „Wer rief sie?“ — donnerte Attich ihn an, und als Hugo's zitternde Stimme antwortete: „Ich that es, dein Sohn!“ erhob der Wütherich einen schweren Stab und schmetterte den Jüngling nieder. Der Knabe war todt. Die sanfte liebliche Odilie aber ward von jetzt an von dem grau-

samen Vater wie eine elende Magd gehalten . . . ja, es war Attich, dem finsteren Tyrannen, eine Lust, die zarte Jungfrau bis auf das Blut zu peinigen.

Odilie aber litt in stiller Ergebung. Und siehe, sie ward mit jedem Tage lieblicher und frommer. Bis in die weiteste Ferne drang ihrer Schönheit und Güte Ruf. Da strömten — wie einst um Hagen's Tochter Hilde — die Freier aus allen Landen herbei. Ritter und Grafen, Herren und Fürsten. Odilie aber, die sich den Heiland zum Bräutigam erkoren, wies Alle zurück. Herzog Attich schäumte vor Wuth.

„So will ich Dich zwingen, Elende!“ — rief er . . . und er befahl der Tochter, einem burgundischen Fürstensohne ihre Hand zu reichen. Odilie aber entfloh' in ärmlichem Gewande.

Eben hatte sie sich im waldigen Thalgrunde niedergesetzt, um auszuruhen, als Hufschlag und Waffengeklirr ihr die Nähe ihrer Peiniger verkündete.

Rasch springt sie auf; geflügelten Schrittes eilt sie den Berg hinan; . . . da schwinden ihr die Kräfte. Angst und Entsetzen erfaßt sie . . . nur noch wenige Schritte entfernt sind Vater und Bewerber und vor ihr gähnt eine hohe Felsenwand.

„Rette mich! rette mich, mein Gott!“ — ruft sie mit emporgestreckten Armen. Und, . . . o Wunder! . . . die Felsenwand öffnet sich wie ein Thor, nimmt

die Jungfrau auf und schließt sich wieder hinter ihr, daß keine Spur der Oeffnung übrig bleibt.

Das trifft den verstockten Alten wie Wetterschlag! Urplötzlich erweicht, jammert er, einem Kinde gleich, ruft die Tochter bei Namen und gelobt, ihr nie mehr Gewalt anzuthun, sie nie mehr zu mißhandeln ... wenn er sie nur wieder habe.

Und abermals klafft die Wand, der Fels giebt seinen Schützling heraus und mit ihm eine Quelle, die heute noch unter der Odilienkapelle sprudelt und blinde Augen sehend macht.

Herzog Attich aber schenkt der frommen Dulderin das Schloß Hohenburg und läßt sie dort ein Kloster bauen, wo sie — nun eine Heilige — ihn selber, nachdem er gestorben, so unermüdlich aus dem Fegefeuer herausbetet, daß die Spuren ihrer Knice noch jetzt in einem Steine vor dem Altar der „Zährenkapelle" zu sehen sind. — — —*)

Und Hohenburg, das Kloster sammt Johannes- und Zährenkapelle, wo ist es?

O, schau doch auf, du ernster Wanderer in stiller Mitternacht!

---

*) Sagen aus der Geschichte des deutschen Volkes, von F. Bäßler. — Albert Grün. „Bilder aus den deutschen Gauen." Das Elsaß.

Siehst du denn nicht im Mondenscheine die beiden gewaltigen Ruinen? Es sind die Ueberbleibsel der Schlösser Lützelburg und Rathsamhausen; . . . links aber auf dem mächtigen Felsrücken die düstere Mauermasse mit der uralten Linde . . . das ist . . . St. Odilien.

So murmelt und flüstert es von jenen Mauern und Zinnen herüber, dem müden nächtlichen Wanderer zu, der sich erschöpft auf das Moos niedergelassen hat und nun gedankenvoll in die mondbeglänzte Ferne schaut.

Es ist ein hübscher kräftiger junger Mann, in die einfache Bauerntracht jener Gegend gehüllt; aber die Tracht widerspricht, bei schärferer Beobachtung, den Zügen seines wohlgebildeten Gesichtes, die Geist und feinere Bildung verrathen.

Und sie lügen nicht, denn der einsame nächtliche Wanderer ist Hugo von Zedlitz, der edle junge Mann, den Straßburg . . . den seine eigene Vaterstadt . . . in die Verbannung gesandt!

O! er hat viel, sehr viel gelitten, seit jener unglücklichen Nacht, in der er sich aus den Armen Alma's gerissen und Straßburg unfreiwillig den Rücken gekehrt.

Verbannung ist ein schweres Wort, das manchem kräftigen Mann schon das Herz gebrochen

... und Heimweh — dies tiefe, still verzehrende Gemüthsleiden — ist seine tödtliche Frucht.

Hugo hatte freilich diese Frucht nicht aufkommen lassen, dafür war er ein zu thatkräftiger Mensch. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging ja seit dem ersten Tage seiner Verbannung dahin: der geliebten Vaterstadt so bald als möglich zu beweisen, wie schreiend Unrecht sie ihm gethan, wie ihr Glück, ihre Freiheit und Selbstständigkeit sein höchster, sein innigster Wunsch, ... das Ziel seines Strebens sei!

Aber, wie konnte er denn in der Verbannung, in der Ferne für Straßburg wirken? Er versuchte es auf alle Weise; es bot sich keine Gelegenheit. Da zog ihn der inwohnende Thatendurst, da zog ihn die Sehnsucht nach der Vaterstadt und der Geliebten wieder nach dem Elsaß ... nach den Ufern des Rheines.

Nach den Ufern des Rheines! ... O! es ist ein eigenes Ding, welche Anziehungskraft der edle majestätische Rheinstrom auf ein deutsches Herz auszuüben vermag.

Versteht denn eine andere Nation den alten Vater Rhein, wie die deutsche? — So ganz und gar, so tief und mächtig durchdrungen von seiner Schönheit und Herrlichkeit, wie das deutsche Volk, ist kein anderes. Kein deutscher Dichter, der nicht

den Rhein besungen, dem nicht ein Lied für ihn im tiefsten Herz erklungen.

Seht den Franzosen, wenn er den Rhein befährt! Flüchtig blickt er hin, aber wie schnell und wie leicht ziehen ihn andere Dinge ab: Gesellschaft, Conversation, Witz, Scherz . . . und allenfalls der Gedanke: der gehört doch eigentlich uns . . . der großen Nation . . . und muß auch noch unser werden!

Und der Engländer? . . . ja! er beschaut ihn, den großen herrlichen Strom . . . er beschaut ihn ernst, durch Gläser und Fernröhren sogar, aber kalt und gleichgültig, wie es dem Weltmann, dem kalten Sohne Albion's, eigen ist. Seine Blicke ruhen dabei mehr in dem Reisehandbuch und auf der Karte . . . als auf der göttlichen Natur. Er kann doch sagen: „Ich habe den Rhein gesehen."

Nur der Deutsche schwärmt mit ganzer Seele auf der Fahrt am Rhein; nur er ist ganz Aug', ganz Herz, ganz hingerissen, nur Anschauung, nur Andacht. Darum aber auch spricht Vater Rhein mit dem Deutschen am aufrichtigsten; darum vertraut er sich auch nur diesem, wie einem alten Freunde, ganz und gar; läßt er nur ihn die ganze Fülle seiner Schönheit finden und würdigen. Und ist es denn nicht so? Sieht der Deutsche diesen prächtig und stolz dahinfließenden Strom, mit seinen grünen Reben,

mit seinen anmuthigen Hügeln, mit den schönen friedlichen tief-schattigen Wäldern, die seine blauen Berge umwallen, mit seinen an Vorzeit und Vergänglichkeit mahnenden Burgen, mit seinen lieblichen Dörfern, geheimnißvollen Auen, seinen ernsten gothischen Kirchen und Domen, . . . dann geht ihm Herz und Seele auf. Schlägt dann aber auch noch plötzlich tiefer Glockenklang an sein Ohr, mahnend zur Andacht, dann ist er ganz hingerissen, ganz deutschselig. Und nun ächten Johannisberger und alle Schleußen des Geistes und der Poesie sind geöffnet!

Ach, und wenn das Schicksal mit Adlerklauen ihn vom Rhein hinwegreißt, welche Sehnsucht hat er dann stets zurück nach dem lieben heimathlichen Strome!

Auch der kältere Norddeutsche, obschon er den Rhein nie geschaut, hat eine Ahnung von seiner Schöne, und er ruht nicht, bis er endlich den Langersehnten gesehen hat, und das Bild nimmt er mit nach Hause — es verwischt sich nie — ja es beherrscht sein Herz und die Sehnsucht, das Heimweh, das „Rheinweh" erwacht noch manchmal, — ja, ehe er stirbt muß er, wenn möglich, noch einmal hin, dem alten Vater Rhein den stillen, wehmüthigen Abschiedsgruß zu bringen.

O! auch jetzt in der stillen einsamen Nacht —

hoch oben auf seiner Bergeshöhe — sandte Hugo über die ferne mondhelle Ebene hinaus die Blicke nach jener Gegend, wo der geliebte heimathliche Strom dahinzog; . . . nach der Gegend, wo Straßburgs alt-ehrwürdiger Dom, wie ein ferner, ferner Riese ernst und schweigend sich hob, — und wo das holde liebe Wesen athmete, für das sein Herz so warm, so treu, so innig schlug.

Monate waren ja vergangen, seit er Alma nicht mehr gesehen.

Und wie viel hatte er in dieser Zeit gelitten, körperlich und geistig.

Erst war er gen Heidelberg gezogen, in der Hoffnung, seinen Aufenthalt für einige Zeit bei Verwandten nehmen und, von dieser nicht allzuweit von Straßburg entfernten Stadt aus, für die Vaterstadt selbst wirken zu können. Auf welche Weise er dies bewerkstelligen wollte, war ihm damals freilich noch nicht klar. Aber auch diese dunkele Hoffnung ward ihm gleich von vornherein abgeschnitten, da die Verwandten — seinen Angaben nicht trauend und seiner Flucht übele Dinge unterstellend — ihn so kalt und zurückstoßend empfingen, daß ihnen Hugo mit gekränktem Stolze sofort wieder den Rücken wandte.

Jetzt war freilich seines Bleibens in Heidelberg

nicht mehr, da seine schwachen Geldmittel hierzu nicht ausreichten. Weit wollte er sich dabei von Straßburg nicht entfernen. Er sann und sann . . . da erinnerte er sich, daß ihm im Breisgau ein Jugendfreund wohne, der als Jurist bereits eine Anstellung gefunden.

War das nicht vortrefflich? Konnte er dem Freunde nicht an die Hand gehen und auf diese Weise seinen Unterhalt, wenigstens für die nächste Zeit ehrenhaft verdienen? Während dessen fand sich dann wohl auch der Weg, der zur Ausführung seines Vorhabens, in Betreff seiner Rechtfertigung, führen konnte.

Hugo von Zedlitz machte sich also auf den Weg. Da er aber unerkannt bleiben wollte — es konnten ja von seinen Feinden Späher ausgeschickt sein, um ihn aufzufangen und an Frankreich abzuliefern — behielt er die Elsaß'sche Bauerntracht bei, zu der ihm Meister Wenck bei seiner Flucht verholfen.

Auch konnte er so seinen Weg — er mußte ihn ohnedem zu Fuße machen — allein zurücklegen, da seine kleine Kasse bereits fast auf nichts zusammengeschmolzen war, und ihm sein Ehrgefühl nicht erlaubte, von seinen unwürdigen Verwandten etwas zu verlangen.

Und wahrlich! seine Verkleidung erwies sich als=

bald für streng geboten; denn schon in den nächsten Tagen kam ihm das Gerücht zu Ohren, daß französische und elsässische Spione auf einen jungen flüchtigen Straßburger — der Hochverrath und Empörung gegen Frankreich gepredigt — in der ganzen Gegend fahndeten.

So trieb denn den Verbannten vernünftige Vorsicht dem Schwarzwalde zu; ja er mußte sich zumeist während des Tages verborgen halten, um in nächtlicher Weile so unbemerkt als möglich fort zu kommen.

Welche Gefahren, welche Anstrengungen und Entbehrungen waren da zu überwinden und zu tragen! Hugo that es mit der Kraft und dem Muthe eines ungeschwächten jugendlichen Körpers, eines frischen kräftigen Geistes und eines reinen und guten Gewissens. Und doch litt er geistig unendlich mehr als körperlich, da sein Ehrgefühl und seine Vaterlandsliebe gekränkt, sein liebendes Herz tief niedergebeugt und bekümmert war.

Aber das Schicksal sollte seine Hand noch schwerer auf Hugo's Nacken legen. Als er in Freiburg angekommen, den Jugendfreund aufsuchen wollte, erfuhr er . . . daß derselbe vor kurzer Zeit gestorben.

So war denn auch diese Hoffnung zerstört und in Nichts zusammengebrochen!

Wohl fand Hugo für einige Zeit Unterkommen bei einem Advokaten; wenn er sich dabei aber auch nichts daraus machte, oft mit wirklicher Noth zu kämpfen, so ertrug er doch den Gedanken nicht: auf diese Weise ganz von der geliebten Vaterstadt abgeschnitten und jeden Versuches, sich durch eine patriotische That rechtfertigen zu können, beraubt zu sein.

So vergingen für ihn Monate wirklicher Seelenqual.

Endlich aber vermochte es Hugo nicht mehr in solcher Entfernung von Straßburg — dessen Freiheit und Existenz er ja fortwährend bedroht wußte — nicht mehr in dieser unseligen politischen Unthätigkeit auszuhalten. Rasch war sein Entschluß gefaßt, . . . rasch ausgeführt . . . und . . . in dieser Nacht war er dem Ziele bereits so nahe gekommen, daß er mit stürmischem Herzklopfen in der Ferne die Gegend erkennen konnte, in der die geliebte Vaterstadt liegen mußte.

O! wie wunderbar war es ihm da zu Muthe, wie freudig und wie schmerzlich bewegt zugleich. Welch' eine Masse aufregender Gedanken und Gefühle stürmten auf ihn ein. Alles kochte, wogte und gährte in ihm, und so müde und so erschöpft er auch von der langen Wanderung war, er konnte hier nicht länger liegen bleiben.

Nicht hörte er mehr das Flüstern der Mährchen und Sagen, nicht sah' sein Auge mehr die finsteren Ruinen der Burgen und Klöster, nicht mehr die dunkel bewaldeten Berge, die stillen friedlichen Thäler, die prachtvolle vom Monde zauberhaft überglänzte Nacht!

Mit einemmale von wunderbarer Sehnsucht erfaßt, von dem alten, mit doppelter Kraft erwachten Thatendrang durchströmt, sprang Hugo auf und rief:

„Ja! ich will der Verbannung selbst ein Ende machen! Ihr sollt nicht mich, und vielleicht in kurzer Zeit alle die treuen patriotischen Bürger hinwürgen wie wehrlose Tauben vom Marder gewürgt werden, und Lämmer sich vom Wolfe zerfleischen lassen! Jeder Gefahr zum Trotz, will ich mich Mitten unter euch stürzen . . . und habt ihr mich auch gebrandmarkt, und sollte ich auch untergehen, . . . o! . . . ihr schlagt der Geschichte doch nicht in das Antlitz; die Nachwelt setzt doch Jeden in sein Ehrenrecht; . . . denn . . . Gott ist gerecht und das Endurtheil der Geschichte verjährt nicht, . . . es wird auch für mich die Freisprechung in seinem Schooße tragen!"

Und mit diesem Trost, der ja eines jeden unschuldig Verkannten Zuversicht sein muß, wandte sich jetzt der Jüngling der Gegend zu, in welcher

die Vaterstadt — wenn auch noch in weiter, weiter Ferne — lag.

„Nicht ich bin ja von dir abgefallen!" — sagte er dabei vor sich hin — „sondern du von mir. Nicht ich bin ein Abtrünniger der guten Sache, noch ein Verräther an ihr, sondern diejenigen sind beides, die mich verbannt. Noch aber wandle ich als freier Mann, als ächter treuer Sohn des alten biederen Argentoratum, und als solcher . . . ich schwöre es bei Gott . . . will ich mich bewähren . . . will ich leben und sterben!"

Und von diesem Hochgedanken beseelt, gehoben und getragen, schritt der Jüngling rasch und kräftig weiter.

Indeß . . . die Natur hat ihre Gränzen. Auch die Kräfte des stärksten Mannes erliegen mit der Zeit anhaltenden Anstrengungen.

Hugo von Zedlitz war bereits seit zwei Tagen und zwei Nächten auf den Beinen. Nur wenig hatte er dazwischen auf seiner Wanderung geruht. So war es denn natürlich, daß ihn nachgerade Müdigkeit überwältigte, zu der sich jetzt auch noch die schlimmen Gefährten, Hunger und Durst, gesellten.

Was aber war in der Einsamkeit und tiefen Nacht zu machen?

Mit Riesenanstrengung überwand sich der Wan=

derer. Die Willenskraft ließ ihn auch jetzt noch dem Körper gebieten; wie aber sollte es werden, wenn nun der Tag kam, der sich bereits mit dem ersten leisen Dämmerscheine ankündigte. Für den Verbannten war er ja um so gefährlicher, je mehr sich dieser Straßburg näherte.

Und doch war jetzt kaum mehr an ein Weiterschreiten zu denken.

Da . . . o welche freudige Ueberraschung! . . . da zeigte sich im Morgengrau bei der Biegung des Weges ein kleines ärmliches Wirthshaus, vor welchem faul und schläfrig ein Knecht die Pferde eines mit Güter beladenen Wagens fütterte.

„Guten Morgen, mein Freund!“ — sagte der Jüngling, bleich und schwach vor Hunger, indem er müde heranschwankte.

Der Knecht schaute ihn mit halbgeschlossenen Augen an; aber der Dank war seiner schläfrigen Seele noch zu viel.

„Kann ich einen kleinen Imbiß haben?“ — frug der Jüngling weiter.

„Schläft noch Alles!“ — meinte der Knecht mürrisch.

Hugo suchte in seiner Tasche die letzten kleinen Münzen zusammen und warf sie auf den steinernen

Tisch, der sich vor dem Hause befand, daß sie laut klangen.

Der Schläfrige schaute um.

Hugo wiederholte seine Frage.

„Wenn's Brod und Käse thut?" — meinte der Knecht.

„Wohl!" — entgegnete der Ermattete, der sich auf die Steinbank, die neben dem Tische stand, niedergelassen — „und ein Trunk frischen Wassers."

Jetzt war Hugo bald bedient. Wie labte ihn das karge Mahl! Nur ließ es ihn die Müdigkeit kaum genießen . . . seine Augen sanken ihm fast zu.

Auch der Knecht, der unterdessen den Fuhrmann und seinen Wagen befördert hatte, bemerkte es.

„Seid wohl müde und möchtet etwas ruhen?" — frug er daher.

„Wohl möcht' ich das!" — meinte Hugo — „aber es ist wohl noch alles im Hause geschlossen."

„Der Heuschoppen daneben nicht!" — meinte der Knecht lakonisch und ging, die Mütze tiefer herunterziehend in das Haus.

Für Hugo aber war die Andeutung genug. Rasch entschlossen und gewandt wie die Jugend, stieg er der Leiter, die außen an dem freistehenden Schoppen hing, hinauf, und warf sich — unbekümmert um die frisch durchziehende Morgenluft — in das Heu.

Wenige Minuten später lag Hugo von Zedlitz in tiefem Schlafe.

Aber, Himmel! war das auch ein Schlaf. Die Natur forderte ihre Rechte und der jugendliche Körper gewährte sie ihr im vollsten Maße. Und wer hätte den sanft Ruhenden auch stören sollen?

Der Knecht war schon am Morgen mit Aufträgen nach der Stadt gezogen und da er Niemanden etwas von dem jungen Bauern, der auf dem Heuschoppen schlief, gesagt, . . . so wußte auch Niemand ein Wort von ihm. Am Tage aber war der Zuspruch nicht groß gewesen und erst mit dem Nachmittage trafen — wie zufällig — einige Mönche und Söldner hier zusammen.

Schon senkte sich die Sonne ihrem Untergange entgegen, als Hugo durch lauten Gesang aus seinem tiefen Schlafe erwachte.

Erstaunt schlug er die Augen auf, ohne im ersten Augenblicke begreifen zu können, wo er sich befinde? wie er hierhergekommen? und was das wilde Getöne aus rauhen Kehlen bedeute? Doch blieb ihm Klugheit genug, um sich regungslos zu verhalten. Hatte er sich doch seit Monaten an die größte Vorsicht gewöhnt.

Bald kehrte ihm auch das Gedächtniß zurück und mit ihm alle Erinnerungen, an das, was in

der letzten Nacht und diesen Morgen mit ihm hier vorgegangen.

Richtig! . . . durch eine Spalte der Bretterwand erblickte er ganz nahe das alte ärmliche Wirthshaus. Dort auch befand sich der steinerne Tisch, an dem er sein frugales Frühstück eingenommen . . . und . . . hier? . . . hier lag er noch oben im Heuschoppen . . . wo er, bei Gott! . . . bis zur sinkenden Sonne geschlafen hatte.

Das war nun alles ganz gut und schön — er hätte ohnedem zu viel gewagt, am hellen Tage weiter zu wandern; — was aber ging denn jetzt da unten, dicht neben dem Schoppen vor?

Wem gehörten die rauh gestimmten, sicher etwas zu stark befeuchteten Kehlen an? — Es waren Soldaten- und Schelmenlieder, die man unter Lachen und Jubeln sang . . . und . . . mitunter sogar in französischer Sprache.

Teufel! da hieß es doppelt vorsichtig sein.

Aber wissen mußte Hugo doch das Genauere.

Leise kehrte er sich um . . . leise schob er seinen Körper der alten durchbrochenen Bretterwand näher.

Jetzt hatte er sie erreicht und fand zwischen zwei Balken einen hinlänglich großen Raum, um alles was zwischen dem Wirthshause und hier vorging

genau sehen und hören zu können, ohne dabei selbst bemerkt zu werden.

Da erblickte er denn eine Scene, die zwar heiter und originell genug, aber für ihn gar nicht beruhigend war.

Dicht neben dem Schoppen stand nämlich ein großer gewaltiger Lindenbaum, unter welchen man Tische und Bänke gerückt hatte.

An diesen aber ging es ungemein lustig her.

Zechend und singend saßen hier Söldner und Mönche bei einander, welchen eine von Gesundheit strotzende rothwangige Kellnerin Wein in großen Krügen zutrug.

Das Mädchen war wirklich hübsch, nur war ihre Schönheit von etwas derber Natur, wie auch ihr ganzes Wesen. Lachend setzte sie den derben Späßen der Soldaten und Mönche noch derbere Antworten entgegen, und als sie jetzt zum allgemeinen Jubel einer der Mönche auf seinen Schooß zog, ließ sie sich auch dies laut lachend gefallen, ja sie wehrte seine Küsse nur scherzend ab.

Ein neues Jauchzen aber erschallte, als einer der Söldner — er war augenscheinlich und wie seine französisch-deutsche Aussprache beurkundete, ein Elsäßer von der französischen Gränze her — den Krug hob, und mit rauher Stimme zu singen anfing:

„Ich sing' euch ein artiges Stückchen, ihr Lieben,
Womit ich schon mancherlei Kurzweil getrieben.
Es wird euch gefallen, mir ist d'rob nicht bang,
Es ist euch ein lust'ger, ein heit'rer Gesang.

Ich war eine Wittwe kaum zwanzig an Jahren,
Doch hatt' ich im Leben schon manches erfahren;
Da nahm mir, als gerade der Krieg jetzt begann,
Der leidige Tod den bravesten Mann.

Er ließ mir zwei Kinder und mancherlei Schulden.
Ich konnte nicht länger die Leiden erdulden,
Verließ meine Hütte mit männlichem Sinn,
Und ward in dem Krieg Marketenderin!

Ein allgemeines Hallo erschallte, die Weinkrüge klangen gegen einander und Mönche und Söldner wiederholten im Chor:

„Verließ meine Hütte mit männlichem Sinn,
Und ward in dem Krieg Marketenderin!"

Als wieder Ruhe eingetreten, fuhr der Sänger fort:

Das war mir ihr Freunde, ein glückliches Leben,
Ich wußte zu nehmen, ich wußte zu geben.
Ich leistete gern den willigsten Dienst,
Für jeden für mich erlaubten Gewinnst.

Lustig wiederholte der Chor die zwei letzten Zeilen. Der Sänger fuhr fort:

„Zwei Jahre, da hatt' ich an goldenen Stücken,
Zweihundert, die band ich wohl fest auf den Rücken,
Im Kätzlein und schlich mich zum Lager hinaus,
Wollt' sehen die Welt auch, die weite da drauß.

Doch sang' ich zu früh' mir ein lustiges Stückchen;
Kaum nahm ich zum Frühstück ein kräftiges Schlückchen.
So sah' ich in schimmernder Ferne: hop! hop!
N'en Reiter hersprengen in vollem Galopp.

„„Hurrah!"" — tönte es in die Lüfte —

„„N'en Reiter hersprengen in vollem Galopp!""

„Der Krieg soll leben und Reiter und Fußmann dabei!" — rief einer der Söldner.

„Der Krieg und Fußmann und Reiter!" — schallte es aus allen Kehlen, . . . und abermals klangen die Krüge und Becher, daß es eine Lust war.

Nach einigen derben Zügen fuhr der Sänger mit weingrüner Stimme fort:

„Ha! dacht' ich: nun bist du um all' die Pistolen;
Was fang ich jetzt an? mir brannt' es wie Kohlen
Am Herzen! O Himmel! ich sah' es ganz klar,
Es war Euch ein hübscher, ein rascher Husar!"

Der Chor wiederholte:

„Es war Euch ein hübscher, ein rascher Husar!"

„Ein Bächlein und drüber ein Brückchen am Wege,
Das machte in mir den Gedanken gleich rege:
Du solltest hinunter an's Bächlein dort gehn,
Die Börse verstecken, . . . er wird es nicht seh'n.

Kaum kam ich am Ufer herauf jetzt gegangen;
So ward' ich auch gleich mit den Worten empfangen:
„Was thatest denn unter der Brücke du dort?
„Fein Liebchen, das Geld her! und weiter kein Wort!"

„Ich ging nur, mein Herr, um den Durst zu vertreiben.
Und Geld? . . . ach! . . . wie sollte mir solches verbleiben?
Da! seht nur! . . . hier schüttelt die Taschen ich aus:
Da fielen nur wenige Groschen heraus.

„Ei Possen! Du sollst mich gewiß nicht beluchsen!"
Da mußt' ich, ich Arme, ohn' Murren und Muchsen,
Sogleich bis auf's Hemdchen mich auszieh'n . . . und dann . ."

„„Holla! hurrah!"" — jauchzte der Chor der Mönche und Söldner durch die Lüfte.

„Und dann" — fuhr der Sänger fort — „So hört doch, Cameraden, was weiter begann!"

„Hören! hören!"" — riefen Alle und das Lied ging weiter:

„Daß Gott dich verdamm! da steh' nun und friere,
Und halt' mir den Zügel von meinem Thiere!"
Er nahm meine Kleider, daß Gott es erbarm'!
Mit schnaubendem Grimme und Fluchen in Arm.

Und ging hin zum Bächlein und unter die Brücke:
Da sah' er hell blinken, o traurig Geschicke!
Das Geld in dem Beutel und zog es heraus;
Da war es mit meinem Geduldigsein aus.

Ich schwang mich auf's wiehernde Rößlein behende
Und klatschte im vollen Galopp in die Hände!

Und lachte und jauchzte und sang: trallara!
Als ich ihn so hinter mir herlaufen sah'.

„„Sie lachte und jauchzte und sang: trallara;““

wiederholte der Chor:

„„Als sie ihn so hinter sich herlaufen sah!““

„Ja, lauf' du, so dacht' ich, du sollst mich nicht kriegen;
Die Weiberlist wird stets die Männer besiegen.
Lauf Männlein, lauf immer, du sollst es hier seh'n,
Wie ich dir im Hemdchen weiß Nasen zu dreh'n!“

„„Hurrah! hurrah!““ — schallte es —

„„Wie ich dir im Hemdchen weiß Nasen zu dreh'n!““

„So kam ich in's Dörfchen, ein Glück war's bei Tage:
Sonst hätt' mich gewiß in der schnakischen Lage,
Ein Jeder, unwissend was mit mir gescheh'n,
Mit Schrecken für einen Geist angeseh'n.“

„„Mit Schrecken für einen Geist angeseh'n!““

„Und als ich die Wirthin um Kleider gebeten,
Da gab sie mir willig, was mir jetzt von Nöthen;
Dann ging ich zum Pferde und als ich's besah':
So fand sich ein schöner Mantelsack da.

Ich ließ ihn sogleich auf mein Kämmerlein bringen;
Der Hausknecht, er trug's kaum. — Nebst andere Dingen,
Befanden sich — Himmel! mir schwand fast der Sinn —
Ein Tausend der schönsten Dukaten darin!“

„„Bravo! bravo!"" — ertönte es —
„„Ein tausend der schönsten Dukaten darin!""

Der Söldner fuhr fort:

„Ich freute mich jetzo der Beute von Herzen,
Ha! siehst du, Husar, das mußt' nun verschmerzen!
Geh' hin mit dem Raube und trink dir n'en Rausch,
Und sag' mir aufrichtig: gefällt dir der Tausch?

Bekenne, daß Weiberlist, wer sie versteht,
Weit über der Männer Verschlagenheit geht,
Ich bin ein lebendiges Beispiel davon:
D'rum bitt' ich, man spreche den Weibern nicht Hohn!"

Ein allgemeiner Applaus lohnte die Anstrengung des Sängers. Von allen Seiten reichte man ihm Krüge und Becher zum Trinken hin. Einer der Mönche aber rief, indem er die rothwangige Kellnerinn fest umschlungen hielt:

„„Drum bitt' ich, man spreche den Weibern nicht Hohn!""

Neues Gelächter erschallte, neuer Wein kam herbei; die lustigen Scenen erneuten sich, . . . als sich mit einemmale — unbemerkt von den Zechenden — etwas zutrug, was Hugo nicht wenig erschreckte und in die größte Gefahr brachte.

Einer der Mönche, der sich augenscheinlich vom Trinken so viel als möglich fern gehalten, hatte nämlich einem der Söldner — wohl dem einflußreichsten unter ihnen — einen Wink gegeben.

Nach ein paar heimlich gewechselten Worten, wandten sich nun beide leise der Seite des Heuschoppen zu, an welcher die Leiter zum Emporsteigen angebracht war.

Hugo erschrack zum Tode.

Wenn sie heraufstiegen! . . . wenn sie ihn entdeckten! Er war ja verloren, mochte er nun seinen Landsleuten oder den Franzosen in die Hände fallen!

Hugo lauschte . . . .

Richtig . . . sie gingen leise und von den Anderen unbemerkt auf die Leiter zu . . .

Des Jünglings Herz klopfte zum Zerspringen.

Der Mönch deutete nach dem oberen Theile des Schoppens, in dem sich der Verbannte befand.

Nickend gab der Söldner ein Zeichen der Zustimmung.

Hatten sie von ihm gehört? hatte ihn der Knecht verrathen?

Aber er war ja noch gar nicht sichtbar gewesen.

Oder war es Zufall, der die beiden hierher führte?

Einerlei! . . . wie sollte ihnen Hugo entgehen?

Er durfte sich nicht zeigen, und dann . . . es war ja auch nur eine Möglichkeit hinunter zu kommen . . . und dies war vermittelst der Leiter, auf

welcher die Beiden eben Anstalten machten . . . heraufzusteigen.

Gerechter Gott! . . . wenn man ihn am Ende gar für einen Spion hielt . . . für einen ehrlosen Spion!

Mußten das seine Feinde in Straßburg nicht gleich mit der vermeintlichen Verschwörung, wegen welcher er verbannt worden, in Zusammenhang bringen?

Wo war alsdann noch ein Schimmer für seine Unschuld?

Kalter Schweiß trat auf seine Stirne.

Aber horch! . . .

Wahrhaftig sie kamen . . .

Hugo hörte schon den Einen auf die Leiter treten . . .

Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren . . .

Rasch wie der Blitz schlüpfte er unter das Heu, welches in der einen Ecke noch hoch aufgethürmt lag, während sich in der anderen nur einige zusammengeknüpfte Bündel desselben befanden.

Kaum blieb ihm noch die Zeit, zwei derselben über sich herzurollen, um seinen Kopf — ohne Gefahr ersticken zu müssen — verbergen zu können.

Eben war es geschehen, . . . als der Mönch einstieg . . . der Söldner folgte ihm.

„So!“ — sagte jetzt der Mönch — „da können wir ungenirt das übrige noch besprechen.“

„Meinethalb!“ — entgegnete der Söldner.

„Laßt uns hier auf diesen Heubündeln Platz nehmen.“

„Es geschah’.

„Und . . . was soll’s nun geben? — frug der Soldat, dessen Sprache ebenfalls den von der französischen Gränze stammenden Elsässer verrieth.

„Ihr seid hierher beordert.“

„Ja!

„Nun, an Pünktlichkeit hat es Euch nicht gefehlt.“

„Daran ist der Soldat gewöhnt.“

„Und an Gehorsam,“ — meinte der Mönch — „wie wir auch.“

„Gehorsam unseren Vorgesetzten.“

„Ist auch unsere Pflicht. Wir auch bilden eine Armee.“

Der Söldner lächelte verächtlich, dann sagte er: „Ja! eine Armee Kutten!“

„Wir sind die Krieger Gottes, die Kämpfer der Kirche.“

„Mag sein!“ — rief der Andere — „mir ist, was das betrifft, das Schwert lieber als das Kruzifix!“

„Am besten ist es: Schwert und Cruzifix kämpfen mit und neben einander für eine und dieselbe gute Sache, d. h. für unsere heilige Mutterkirche."

Der Mönch bekreuzte sich fromm, der Söldner folgte seinem Beispiele; aber er schien mit der eben geäußerten Meinung nicht ganz einverstanden.

„Ich denke!" — sagte er daher — „es ist doch besser, wenn jeder auf seinem Platze steht. Unser Einer weiß mit dem Schwerte drein zu schlagen . . . Ihr, frommer Pater, wißt mit dem Gebet, mit Beicht und Messe umzugehen; aber — den Teufel auch! — wie sollte es aussehen, wenn man mich in die Kutte und Euch in den Rock des Königs steckte!"

„Vielleicht nicht so schlecht, wie ihr denkt!"

„Ihr scherzt Pater!"

„Es käme auf eine Probe an!"

Der Söldner sprang mit finsterer Miene auf: „Wollt ihr mich bekehren?"

„Möchte schwer halten."

„Glaub's auch."

„Und doch müssen wir darüber reden."

„Worüber?"

„Ueber das . . . in die Kutte fahren."

„Schwerenoth . . ."

„Ruhig!"

„Was soll das ganze Geschwätz!"

„Ihr seid hieher commandirt.“

„So ist es.“

„In Eurer Ordre an mich gewiesen.“

„Ja! unbegreiflich genug.“

„Nicht so ganz.“

„Nun so redet einmal von der Leber weg. Was soll all' das Geheimnißvolle mit dem wir hieher beschieden sind . . . heimliche Wege . . . dies Nest von einem Wirthshaus . . . Zusammentreffen mit Pfaff . . . mit Euch . . .“

„Seid Ihr und Eure Leute gute katholische Christen?

„Ja!“

„Seid Ihr brave Soldaten?“

„Donnerwetter! . . . ja!“

„Dient ihr seiner Majestät dem großen König von Frankreich?

„Ja!“

„Nun, so werdet Ihr auch gern — abgesehen von Eurer Dienstpflicht — als gute katholische Christen, als brave Soldaten und als Franzosen thun, was der König, Euer Kriegsherr und was die heilige Mutterkirche von Euch verlangt!“

„Zu was die Umwege! stellt uns hin, wo es dreinzuschlagen gilt und wir werden unsere Fäuste zu gebrauchen wissen. So ein Bischen Blut kümmert uns nicht, und wenn es in Strömen fließt . . .

sein Leben achtet der Soldat auch nicht . . . also . . . was soll's?"

Der Mönch griff in seine Brust und zog unter der Kutte ein Pergament hervor.

„Lest!" — sagte er dabei, indem er es dem Söldner hinhielt.

„Der Teufel lese!" — meinte dieser — „wenn er keinen Buchstaben kennt."

„Aber die Unterschrift kennt Ihr doch?"

„Ja! Saperment, wer kennt die nicht . . . es ist die Unterschrift des Herrn Kriegsministers, Marquis von Louvois."

„Nun, so hört, was in der Ordre steht."

Und der Mönch las einen Befehl Louvois vor, nach welchem die hieher beorderten Soldaten dem vorlesenden Pater René, dem Abgeordneten des Herrn Bischofs von Straßburg, unbedingt gehorchen sollten.

Des Kriegers Stirne zog sich in düstere Falten.

„Beruhigt Euch!" — sagte jetzt Pater René, als er den unangenehmen Eindruck bemerkte, den diese Mittheilung auf seinen Gesellschafter gemacht. — „Ich werde nichts von Euch verlangen was Eure kriegerische Ehre antastet. Im Gegentheil, Ihr und die Eurigen sollt ein Werk verrichten, durch das Ihr Euch den Dank eures Königs und der Kirche verdienen werdet."

„Und das wäre?“

„Ihr sollt seiner allerchristlichsten Majestät . . .

„Nun?“

„Straßburg, das Ketzernest, erobern helfen.“

„Wir?“

„Ja, Ihr!“

„Und wie? ich wäre begierig, das zu erfahren . . . wir sind hier zu sechs.“

„Habt Ihr noch nicht gesehen, wie es Nacht wird?“

„Tausendmal.“

„Nun, da habt Ihr auch bemerkt, daß, wenn es dunkelt, erst ein Sternlein kommt“ . . .

„Ja!“

„Und dann noch ein's . . .“

„So ist's!“ . . .

„Und dann zehne und zwanzig.“

„Gewiß!“

„Und am Ende?“

„Zahllose!“

„Nun . . . so kann's mit den Truppen des Königs in Straßburg auch gehen.“

„Verstehe!“

„Nun hört, wie der fromme und heilige Mann, der Herr Bischof von Straßburg, Fürst Franz Egon von Fürstenberg, dieser fromme Streiter der heiligen Mutterkirche, alles angeordnet hat, und wie es der

Herr Minister, Monseigneur Louvois, pünktlich auszuführen befiehlt."

„Ich höre!"

„Seid Ihr in Straßburg bekannt?"

„Nein!"

„Nun, das thut nichts . . . ich selber werde Euch führen."

„Nach Straßburg?"

„Ja! Aber hört mich erst an."

„Sprecht."

„Wir sind Barfüßermönche, wie Ihr uns ansehen werdet."

Der Andere nickte.

„Nun, unser Kloster — eines der ältesten in Straßburg und jetzt noch das einzige, das in dem verfluchten Ketzerneste existirt, — liegt mitten in der Stadt."

„Gut! und was soll es mit dem Kloster?"

„Hier werden nach und nach — im Stillen und Geheimen — die Sternlein aufgehen, die zu dem Falle Straßburg's leuchten sollen."

„Wie so?"

„Ei! ich sagt es ja vorhin: hier in dem Barfüßerkloster, das unter der alleinigen Aufsicht des Herrn Bischofs steht, läßt sich von unserer Seite alles machen. Hier werden also nach und nach Trup-

pen eingeschmuggelt, von welchen Ihr die Ehre habt, die ersten zu sein. Sind deren genug vorhanden, dann . . . nun das werdet Ihr später erfahren."

„Aber man wird uns an den Thoren der Stadt nicht passiren lassen?"

„Als französische Truppen gewiß nicht!"

„Aber wie kommen wir hinein?"

„Durch List: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! sagt der Apostel und dessen Worte weiß unser Herr Bischof vortrefflich auszulegen."

„Aber ich weiß immer noch nicht wie?"

Der Mönch lächelte pfiffig, während er den Finger auf den Mund legte. Dann neigte er sich zu dem Söldner und sagte ihm halblaut ins Ohr:

„Drunten im Wirthshause liegt ein großer Sack, den wir mitgebracht haben. Rathet was darin steckt?"

„Wie kann ich das?"

„Ich wills Euch sagen."

„Nun?"

„Sechs Kutten für Barfüßer-Mönche."

„Und was soll's mit diesen?"

„In diese schlüpft Ihr hinein . . ."

„Nimmermehr!" — rief jetzt der Andere auffahrend, indem er sich trotzig den Bart strich. —

„Pest und Teufel! glaubt Ihr, Herr Pater, wir kröchen in Kutten?“

„Wohl glaub ich es.“

„Dann täuscht Ihr Euch. Wir sind Soldaten und keine Pfaffen.“

„Ihr seid“ — sagte der Mönch ganz ruhig — „Ihr seid gute katholische Christen, brave Soldaten und habt Eurem Kriegsherrn den Eid der Treue geschworen. Wollt Ihr durch Widerstreben den Fluch der Kirche auf Euch laden? werdet Ihr diesem Befehle des Herrn Kriegsministers — also auch Eures Herrn und Königs — den Gehorsam verweigern?“

Und der Mönch hielt dem finsterblickenden Kriegsmann das Pergament vor die Augen.

Der Mann schwieg; aber man sah, wie es in seinem Inneren kämpfte.

Der Mönch hatte die Hand mit der Rolle wieder sinken lassen. Jetzt sagte er freundlich:

„Seht, lieber Freund, wie Euere Leute da unten singen und zechen und schwelgen. Sie sind nichts . . . denn . . . Ihr seid Ihre Seele. Darum habe ich mich an Euch gewandt. Ihr müßt für diese da denken und sie zum Handeln bestimmen. Seine Majestät und der Herr Bischof würdigen Euch deß!“

„Aber . . .“

„Die Verkleidung ist ja nur für kurze Zeit.

Seid Ihr einmal im Kloster, dann wird man euch verbergen und Ihr werft die Kutten weg . . ."

„Aber . . ."

„Und der hochwürdige Pater Guardian wird trefflich für Euch sorgen . . ."

„Ganz recht, aber . . ."

„Beruhigt Euch nur!" — fuhr der Mönch lächelnd fort und neigte seinen Mund wieder zu dem Ohre des Andern — „ich sage Euch im Vertrauen . . . wir haben einen trefflichen Keller im Kloster und eine Küche . . . eine Küche sage ich . . ."

Die Züge des Kriegers ließen etwas in ihrem finsteren Ausdrucke nach.

„Und wenn es uns gelingt, Straßburg dem Könige in die Hände zu spielen . . ."

„Nun?"

„Dann seid Ihr gemachte Leute. Ablaß für alle Sünden Eures ganzen Lebens . . . und das will viel sagen . . ."

„Hm! hm!" — brummte der Söldner.

„Und Geld und . . ."

„Wird geplündert?"

„Versteht sich! die Einwohner sind ja Ketzer."

„Wohl!"

„Und Ehrenstellen . . ."

„So mag's denn sein!" — rief mit einemmale

entschlossen der Kriegsmann. — „Wir fahren in die verdammten Kutten, aber nur so lange . . .“

„Bis Ihr im Kloster seid.“

„Und wann brechen wir auf?“

„Noch diese Nacht, wenn alles schläft.“

„Zusammen?“

„Behüte Gott! das würde Aufsehen erregen. Sie halten uns in dem Ketzernest den Daumen scharf auf's Auge.“

„Und wie denn?“

„Immer zwei und zwei. Und zwar so, daß immer einer von uns wirklichen Mönchen, einen von Euch verkappten an die Seite nimmt. So nähern wir uns auf verschiedenen Wegen der Stadt und treten, wenn's morgen dunkelt, zu verschiedenen Stunden und Thoren ein.“

„Abgemacht!“ — rief der Söldner und schlug kräftig in die Hand ein, die ihm der Mönch hinhielt.

„So kommt jetzt herab!“ — sagt der Pater — „und macht die Sache mit den Euren in Ordnung.“

Bald sah man die Mönche aufbrechen; einer von ihnen trug einen großmächtigen Sack auf seinem Rücken.

Eine viertel Stunde später zogen auch die Soldaten singend ab.

Aber auch ein junger Bauer schlich sich aus

dem Heuschuppen davon . . . und . . . den Soldaten nach.

Er war blaß und sah aufgeregt und erschüttert aus.

Plötzlich hielt er an.

Auf einer Lichtung des Waldes, die jetzt schon vom Monde erleuchtet war, ging es lustig her . . . schier, als ob der Fasching im Anzug sei.

Aus einem Sack zog man Mönchskutten, die alsdann unter Lachen und Jubel, wohl auch unter Fluchen, von den Kriegsleuten übergeworfen wurden. Es gab der drolligen Scenen viele, bis man sich endlich theilte und paarweise die Lichtung verließ.

Nur der junge Bauersmann blieb noch lange, vorsichtig lauschend, stehen; dann wandte auch er sich rasch Straßburg zu.

Im Schnakenloch.

Jede Zeit hat ihre eigene Aufgabe zu lösen.

Am besten wird dies gelingen, wenn sie sich selbst im Spiegel der Vergangenheit begreifen lernt, und von blinder Nachahmung wie von Hochmuth und Ueberschätzung gleich ferne hält.

Wer hätte dies mehr zu berücksichtigen, als das deutsche Volk?

O möchten doch die Deutschen, anderer Länder und Völker Geschichte nicht weniger, wohl aber die ihre genauer kennen lernen und sich überzeugen, daß hier der reichste und anwendbarste Quell ächter politischer Weisheit fließt.

Zu der Zeit, von welcher wir schreiben, lag — zur allgemeinen Warnung — der Raub der Bisthümer Metz, Tull und Verdun vor. Vergebens! Kaiser und Reich blieben blind. Wird nun diese

Warnung und das weitere Auftreten Frankreichs gegen Straßburg, wie es aus unserer Erzählung hervorgeht, auch für unsere Zeit verloren sein?

Napoleon I. trug sich mit der Idee einer Universal-Monarchie, die schon in Ludwig XIV. vollständig Platz gegriffen hatte.

Richelieu, Mazarin und Louvois streckten die Hand so gut nach der Rheingränze aus, wie die Herrscher und Minister Frankreichs in unserem Jahrhundert.

Die Politik unseres westlichen Nachbars — Deutschland gegenüber — ist 1862 dieselbe, die sie 1681 war!

Heute, wie damals, sucht sie Deutschland in einem zerissenen Zustande zu erhalten, damit es, Frankreich gegenüber, schwach und ohnmächtig bleibe; — heute, wie damals, befördert sie im Stillen jede religiöse Reibung, um Deutschland wo möglich in zwei feindliche Lager: ein katholisches und ein protestantisches, zu theilen; — heute, wie damals, bietet die Politik Frankreichs im Geheimen alle nur erdenklichen Mittel auf: die Einheit Deutschlands zu verhindern.

Aber die Deutschen haben gelernt, über ihre ver-

schiedenen Landesgränzen hinaus zu denken und zu empfinden; es gibt eine Einheit Deutschlands, und eine solche, welche noch mehr werth ist, als die politische Einheit, die wir vermissen. Deutschland ist ein natürliches und geistiges Ganzes. Ein natürliches Ganzes ist aber ein Volk vornehmlich durch seine Sprache; und von der Ostsee bis zur Schweiz herrscht sie ja, diese kräftige deutsche Ursprache, welche zwar einzelne Wörter in sich aufgenommen, nie aber ihr ursprünglich Wesen verloren hat. Nicht Berge oder Flüsse oder Schlagbäume, sondern die Sprache bildet die natürliche Gränze eines Volkes. Mag man Deutschlands Karten malen buntscheckig, wie sie sind, wir erkennen unsere Brüder, wo wir sie reden hören. Ein Volk, welches einig redet und sich versteht, muß auch, aller Hindernisse ungeachtet, einig denken lernen. Zwar sind die Deutschen getrennt in Protestanten und Katholiken; allein dieser Unterschied, so alt er sei, ist dennoch nur vorübergehend, ein Unterschied, welcher durch die wachsende Macht der Vernunft allmälig aufgehoben wird, und der im Volke selbst seine Härte längst verloren hat. Wie das deutsche Volk über seine inneren Landesgränzen deutsch zu denken lernt, so lernt es über seine

Confessionsgränzen hinaus auch vernünftig denken. Mächtiger als Jesuiten und Genossen ist die deutsche Wissenschaft. Mögen sie im deutschen Volke den alten Glaubenshaß von Neuem anzufachen suchen: schon sind die Zeichen zahlreich und deutlich genug, die uns die unzerstörbare Geisteseinheit des deutschen Volkes verkünden. Wir wissen wohl, was unserem Volke fehlt; es hat uns oft betrübt, wenn wir sahen, wie Deutschland als solches, das große mächtige Deutschland, in Weltangelegenheiten ohne Stimme war; wenn wir sahen, wie dieses Volk in seinen äußersten Gliedern von dem übermüthigen kleinen Nachbar verhöhnt und gedrückt wurde; wie die Deutschen im Auslande ohne diplomatischen Schutz gestoßen und verletzt wurden, wo ein solches Verfahren gegen Franzosen oder Engländer alsbald seine Strafe gefunden hätte; allein wir haben über diesem äußeren Mangel unseres Volkes niemals dessen innere Würde und Größe verkannt. Der Werth deutschen Wesens ist uns stets im Auslande am fühlbarsten geworden. Die politische Einheit, so werthvoll sie sei, ist dennoch nur Form, die geistige Einheit eines Volkes ist Wesen, und darum eben begrüßen wir jedes neue Zeichen der geistigen Einheit Deutschlands mit Freuden. Diese geistige Einheit muß einstweilen die politische ersetzen, aber diese einst noth-

wendig auch zur Folge haben. In dem Maße, als wir Deutschen lernen, uns einig zu fühlen, in dem Maße sind wir es und werden in demselben Maße, auch ohne unsere Diplomaten, politisch mächtig. Was dem deutschen Volke bisher am Meisten mangelte, war das Volksgefühl, das deutsche Bewußtsein. Und Schuld an diesem Mangel waren nicht allein unsere politischen Zustände, sondern selbst viele unserer Volksverbesserer, unserer Schriftsteller. Statt das Volk in seinem äußeren Mangel hinzuweisen auf seinen inneren Reichthum, hatten sie nur Hohn und Spott über deutsche Zerrissenheit und deutsche Machtlosigkeit. Und doch hätten sie bei richtiger Betrachtung erkennen müssen, daß selbst diese Zerrissenheit auch ihr Gutes gehabt hat. Frankreich hatte nur eine Hauptstadt und in dieser zog sich Kunst, Wissenschaft und Geist zusammen. Deutschland hatte viele Hauptstädte, an vielen Punkten sammelte sich Kunst, Wissenschaft und Geist; überall Schulen, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Bildungsanstalten. Genug, das deutsche Volk besitzt eine über alle Stände und Landestheile verbreitete Geistesbildung, wie sie kein anderes Volk besitzt; an Geistesbildung ist das deutsche Volk das erste der Welt. Und Geist ist Macht, eine Macht, die in dem Maße steigt, als die Macht der

Menschen von den Fäusten in den Kopf übergeht Konnte Deutschland nicht politisch mitränsonniren, so hat es desto mehr geistig studirt; konnte es keinen Volksstolz gewinnen, so ist es auch frei geblieben von französischem oder englischem Volksdünkel; es hat desto mehr weben müssen an weltbürgerlichen allgemein menschlichen Gedanken, und diese sind es doch zuletzt allein, welche allen Völkern gerecht sind, allen Heil und Frieden bringen. Aber — sagt man — das ist ja eben der Fehler, daß die Deutschen nur ein Volk der Denker, der Philosophen, daß sie ein unpraktisches, ein studirendes Volk sind. Wir sagen dagegen: dieses Urtheil über Deutschland ist ein überlebtes, durch die That widerlegtes. Die neueren Weltausstellungen haben gezeigt, daß die Deutschen auch ein praktisches Volk sind. Unter den ungünstigsten Verhältnissen, gehemmt durch innere Gränzen, ohne die so wichtige Stütze einer Centralmacht, hat sich der deutsche Gewerbfleiß dennoch den Weltmarkt erobert, . . . hat er in vielen Dingen die höchstbegünstigten Engländer erreicht, ja in einigen Erzeugnissen sogar übertroffen. Deutschland hat wie schon längst durch seinen Geist und sein Wissen, so auch jetzt durch seinen Gewerbefleiß die Achtung der anderen Völkern erobert. Die Zeit ist vorüber, wo deutsche Waaren nur unter englischem oder franzö-

sischem Namen ihren Käufer finden konnten. Mag das deutsche Volk als solches auf Diplomaten-Congressen, wo es politischen Worten und Satzungen gilt, nicht vertreten sein, auf dem Weltschauplatze, wo es Volkesthaten gilt, kriegerische oder friedliche, da wird dies Volk stets eine gewichtige Vertretung finden und seine Stimme Achtung erwerben. Mögen andere Völker sich größerer politischer Freiheit rühmen; wir rühmen uns größerer Geistesfreiheit, größerer Freiheit von religiöser Unmündigkeit und nationalem Vorurtheil; wir sind in weniger freien Formen, dennoch innerlich und wahrhaft freier als die Schweizer und die stolzen Engländer. Die gebildeten eingewanderten Deutschen in Amerika sind es, welche die dortige Freiheit am beßten verstehen, welche ihre festesten Träger und Stützen bilden. Die Deutschen sind dort, wie überall, nicht nur die besten Denker, sondern auch die besten Arbeiter. Nur als die Deutschen sich selbst nicht kannten, wurden sie von anderen Völkern verkannt; je mehr sie sich selbst erkennen und achten lernen, desto mehr werden sie auch von anderen Völkern Achtung erzwingen. Möge Deutschland auf dem Wege seiner Entwicklung fortschreiten; es wird sein Ziel erreichen. Stolz sind wir, ihm anzugehören, dem

großen schönen Deutschland und seinem gebildeten geistbegabten Volke.

Aber . . . . .!

Ihr Könige und Fürsten! ihr Männer Deutschlands! ihr Alle, durch die das Vaterland zur wahren Größe und weltgeschichtlichen Bedeutung aufsteigen kann, wenn ihr nicht ausziehet mit hohen Gesinnungen, . . . wenn der niedrige Geiz oder die Eitelkeit des Eroberers, wenn Ehrsucht oder der geheime Groll des Neiders nicht ferne von euch sind, so werdet ihr nimmer siegen!"

Zeigt den Franzosen, ihr Deutschen, daß ihr gegen sie, als ein Brudervolk, nichts Böses im Herzen tragt, daß ihr nicht mit ihnen Krieg führen wollt, . . . sondern . . . mit Ihm, wenn er es wagt, seine Hand nach Deutschland und der Rheingränze auszustrecken; — zeigt den Franzosen daß ihr nicht ihr Land wollt, sondern euer eigenes, sammt seinen unangetasteten Gränzen und eure Einheit, Selbstständigkeit und Freiheit!

Aber — wohlgemerkt — selbst Siege retten noch nicht!

Sie können den Augenblick befreien; aber der Zukunft geben sie darum noch keine Dauer.

Nichts wird werden, ihr Fürsten, wenn ihr es nicht wagt, selbst freie Männer

und ächte Söhne des großen deutschen Vaterlandes zu werden; . . . wenn ihr es nicht wagt, euch dem Hochgedanken der deutschen Einheit unterzuordnen; . . . wenn ihr es nicht wagt, trotzige, kühne, tapfere Menschen, die auf Freiheit und Selbstständigkeit stolz sind, um euch her zu erziehen!

In einem kühneren Geiste muß das folgende Geschlecht sich bilden, Tyrannei und Gesetzesungehorsam muß es hassen, — ein nationaler Geist muß es durchglühen, — und an dem Fürsten und Bettler muß es laut und entschieden tadeln dürfen . . . was Unrecht ist.

Es muß stolz leben und glorreich sterben lernen.

So werde unser Geschlecht erzogen und gebildet, so erwachse ein kühner Bürgersinn, ein edler Stolz auf das Vaterland!

Und . . . dieser Sinn und seine Blüthe sei die Schule des Knaben und des Jünglings Zucht.

Rufet wie Hamilkar in Hannibals große Seele die Worte: „Tod oder Freiheit, Stolz und Hoheit des Lebens, . . . oder . . . gar kein Leben!" — — — — — —

Meister Wenck saß auf der Zunftstube der Schneider.

Es fand im Handwerk keine eigentliche Sitzung statt, und doch hatten sich fast alle Mitglieder der Zunft eingefunden und — nach Absprache — sogar auch Abgeordnete der anderen Gewerke.

Die Zusammenkunft hatte nur den Zweck: sich gegenseitig über die kritische Lage der Vaterstadt und über dasjenige zu besprechen, was für die nächste Zukunft zu thun sei.

Freilich war dies eigentlich die Aufgabe des Magistrats; . . . da es in diesem aber über lauter Worte und über das ewige Zanken und Streiten der Partheien zu keinem Handeln kommen wollte, ergriff Ungeduld und Mißbehagen — ja sogar hie und da Mißtrauen — die Bürgerschaft.

Man fing an, sich erst in den Wirthshäusern darüber auszusprechen, . . . dann auf den Zunftstuben Versammlungen zu halten, — und jetzt sah' Stadt- und Rathschreiber Günzer und seine Parthei mit Unruhe, daß man es im Volke sogar schon wagte, Beschlüsse zu fassen, die als sehr ernste Bitten an den Magistrat zu gelangen bestimmt waren.

Eine solche Eingabe an den Magistrat sollte denn auch heute auf der Zunftstube der Schneider berathen und alsdann den übrigen Zünften zur Be-

theiligung vorgelegt werden. Stand doch in Straßburg unbestritten die Zunft der Schneider bei jeder politischen Bewegung an der Spitze der übrigen Zünfte;*) so wie sie es war, die sich namentlich durch Patriotismus und Opferwilligkeit stets und zu allen Zeiten auszeichnete.

Der zu besprechenden Gegenstände waren verschiedene, darunter aber vor allen Dingen ein Gesuch der Bürgerschaft an den Magistrat; eine Verordnung zurückzunehmen, die eine gewaltige Erbitterung in der Stadt hervorgerufen.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: wie es in politisch aufgeregten Zeiten zu gehen pflegt — namentlich wenn die eigene Existenz oder die des größeren oder kleineren Vaterlandes auf dem Spiele steht — waren die Gemüther und Geister in Straßburg für den Augenblick sehr erhitzt. Das Benehmen des Magistrates rief bei einem großen Theile der Bevölkerung böses Blut hervor, während ein anderer

*) Thatsache: „Il est remarquable que 109 ans plus tard, lorsque le Conseil des échevins de la ville de Strasbourg fut exhorté par le Commissaire du Roi, Dietrich, à donner sa démission, pour faire place à la nouvelle administration municipale, ce fut encore la tribu des tailleurs qui s'opposa à cette innovation liberticide, par suite de quoi elle à été remise à plusieurs mois.“

Coste, Réunion de Strasbourg à la France p. 30.

Theil — durch französisches Geld und Günzerische Creaturen aufgehetzt — die Parthei der Französischgesinnten ergriff und somit auch unter die Bürger Uneinigkeit und Partheiung brachte.

Da es nun natürlich dabei nicht an zornigen und heftigen Worten fehlte, die oft genug — namentlich in Weinstuben und bei den Biersiedern — fielen und die Regierung hart trafen, so hatte der Magistrat unter dem Einfluße Günzers und seiner Parthei — auch hier wirkte das französische Geld schon mächtig — ein Decret von 1673 erneuert und in Erinnerung gebracht, in welchem sämmtlichen Wirthen und Biersiedern bei strenger Strafe befohlen wird, dem regierenden Ammeister Alles anzuzeigen und zu hinterbringen, was in den Trinkstuben gesprochen werde.

Die Erbitterung über diese Verordnung war — wie bemerkt — ungemein; man schalt und lärmte gegen die Behörden . . . und doch . . . die richtige Bedeutung jener mißliebigen Maßregel, die von ungemeiner Tragweite war, erkannte Niemand, . . . konnte sogar Niemand so leicht erkennen, weil sie in der That zu perfide war.

Günzer wollte nämlich durch diese Handlungsweise weniger ein System des Spionirens und Angebens einführen, als den Magistrat, und mit ihm

die jetzige Regierungsform, bei den Bürgern Straßburgs . . . verhaßt machen.

Auch auf diese Weise sollte Frankreich und seiner Regierung, als einer weiseren, humaneren und besseren in die Hände gearbeitet werden.

So tief sahen freilich die guten Bürger nicht: sie fühlten nur ihre persönliche Freiheit angegriffen und der Unsittlichkeit und Schlechtigkeit Thür und Thor geöffnet.

Eine gewaltige Agitation entstand. An ihrer Spitze befand sich vor allen Dingen die ehrsame Schneiderzunft, zu deren Seele sich in diesen bewegten Zeiten der kleine Meister Wenck emporgeschwungen hatte.

Auch die heutige Zusammenkunft war eine Folge dieser Bewegung; die jetzt bereits begonnene Berathung aber leitete Meister Wenck. Auf einem Tische stehend — mit dem sonderbaren Gemische seiner komischen äußerlichen Erscheinung und seinem nach Innen doch so tief ernsten und begeistert patriotischen Wesen — gab er allerdings ein merkwürdiges Bild ab, das den Fremden zu einem Lächeln hätte zwingen können, während bei seinen Mitbürgern der hochachtbare Charakter des Mannes bereits entschieden über den drolligen Eindruck seiner äußeren Erscheinung gesiegt hatte.

Einem natürlichen Zuge der Anerkennung und Achtung folgend, gestand man ihm auch heute, wie von selbst, fast die ganze Führung der Debatte zu.

So kam es denn, daß Wenck eben — auf einem Tische stehend — über die entsittlichende Bedeutung jenes Dekretes sprach.

„Aber" — sagte der kleine Mann jetzt — „ich bin auch überzeugt, daß die Wenigsten der hier Anwesenden den Inhalt dieser gehässigen alten und veralteten Verordnung kennen."

„Nur Wenige!" — „Niemand!" — rief es aus der Menge.

„Theilt sie uns mit!" — tönte es von anderer Seite.

„Gut!" — sagte Wenck — „das soll geschehen. Wenn man gegen etwas auftreten will, muß man es auch kennen. Ich habe eine Abschrift der alten Verordnung zu mir gesteckt, dachte: wer weiß wozu es gut ist! . . . und nun trifft es sich vortrefflich. Hört also, lieben Freunde, und urtheilt alsdann selbst."

Und Meister Wenck holte eine Schrift aus der Brusttasche seines Rockes, entfaltete sie, und las:

„Demnach auf eingezogene fleißige Kundschaft sich, wieder bessere Zuversicht, so viel erzeigt und hervor gethan, daß die letzt entstandene Unruh nicht

geringen theils ihren Ursprung daher genommen, und nach der Hand merklich vergrößert worden seyn, daß in denen Wührts- und Bierhäusern, durch allerhand ohngegründete und falsche Gespräche, die Gemüther zu vielerley, ohngleichem Verdacht, und ohnerfindlichen einbildungen, von übelgesinnten, und die zerrüttung gemeinen Wesens suchenden Personen, verleitet und angefrischet worden seynd; Solchem übel aber, dafern allein die Würth und Biersieder, Ihren eydlich gelobten und geschwornen Ordnungen gemäß, dergleichen Gespräch alsobalden gehöriger Orthen angebracht hätten, gar wohl in zeyten vorgebogen, und, durch erstattung bessern und gründlichern berichts, das entstandene Ohnheil hätte verhütet werden können; Als haben Unßere Gnädige Herren die Räth und XXI. eine höchste nohtturfft zu seyn ermeßen, mehrerem Ohnglück in das künfftig zu stewren und vorzubiegen, samptliche Würth und Biersieder Ihrer Pflichten und Eydt uff das ernstliche zu erinnern, und zu befehlen, daß hinanfürter ein jeglicher derselbigen, so balden Er dergleichen nachdenkliche und weytaußsehende reden und Gespräch vernemmen würdt, nicht allein Seine gäst darvon wohlmeinend abmahnen, sondern auch selbige ohngesäumt einem jeweilenden Regierenden Herrn Ammeistern mit allen Umbstän-

den anzeigen und hinterbringen solle: Mit dem Anhang, daß der oder die Jenigen, welche ein solches underlassen, und diesem widerholten Gebott muhtwillig entgegen handeln würden, zu wohlverdienter Straff gezogen, und mit verlust Ihres Burgerrechten, sampt Weib und Kind, zur Statt hinaus geschafft werden sollen. Im übrigen werden auch alle hiesiger Statt Einwohner, Burger und Hintersaßen, bei ihren geleisteten Eyden und Pflichten, nachmahlen erinnert, wann Sie etwas verdächtiges von jemanden, wer der auch seye, mit gutem grund jetztmalen zu wißen vermeinen, oder hiernächst erfahren würden, daß Sie solches, sobalden und ohnverzüglich, entweders dem Regierenden Hrn. Ammeistern, oder sonsten einem vertrawten Herrn des Regiments oder des Raths, hinterbringen und anzeigen, sonsten aber es in höchster geheim halten, und gegen einigem Menschen das wenigste darvon nicht vermelden sollen. Dann sollte dieser widerholten ernstlichen erinnerung zu wider, ein solches nicht geschehen, sondern, wie bißhero, also noch ferners, allerhand ohnnützes ohngegründetes gespräch hin und wider in der Stadt wollen außgestrewt werden, würde auch gegen die, so es nachgesagt und weiter gebracht, mit ernstlicher

bestraffung an leib oder gutt, nach befundenen umbständen, ohnumbgänglich verfahren werden. Wornach sich dann männiglich zu richten und vor Schaden zu hüten wissen wird." *)

Meister Wenck schwieg; die Vorlesung dieses alten Aktenstückes aber hatte eine gewaltige Sensation gemacht.

Der Unwille war allgemein. Die ganze Zunft sprach den Vorsatz aus: sich nicht in die trüben Zeiten des Mittelalters mit seinen Inquisitionen, Spioniercreien und ähnlichen Dingen zurückführen lassen zu wollen.

Es war wirklich eine Freude, welch' entschiedene Gesinnung unter diesen schlichten Bürgern herrschte.

Die Eingabe an den Magistrat ward einstimmig angenommen. Man sah, daß diese einfachen Männer, allen politischen Umschweifen und Kniffen fremd, mit wackerem Sinn das Rechte wollten.

Hier hatte sich der Verrath noch nicht eingeschlichen; deutsch war man, deutsch wollte man bleiben . . . und . . . ein freier Straßburger Bürger dabei.

Und diesen Gesinnungen gab der kleine Meister

---

*) Heitz: Das Zunftwesen in Straßburg." Urkunden und Aktenstücke Fol. 171.

Wenck Ausdruck: nicht in glanzvoller Rede — davon verstand das Schneiderlein nichts — aber in geraden, offenen und schlichten Worten, die bei ihm vom Herzen kamen und daher auch zum Herzen drangen.

Wohl waren diese Worte oft derb und scharf; aber sie trafen zumeist auch den Nagel auf den Kopf. Und der kleine Meister Wenck mochte schon so sprechen: hatte er doch thatsächlich in mancher Schlacht bewiesen, daß ihm der Muth nicht blos auf der Zunge sitze.

„Männern mit feindlichen Waffen“ — rief er jetzt, und seine kleinen Aeuglein blitzten muthig dazu, — „habe ich gar manchmal gegenüber gestanden im offenen redlichen Kampfe; kriegerischen Schaaren in Gefechten und Treffen, im Befreiungskriege von ausländischer Herrschaft. Da dachte ich nicht anders, als ich hätte mich für Freiheit, Vaterland und Ehre gewappnet. Und noch jetzt halte ich meine damalige Meinung nicht für Thorheit und Wahn. Ich bin ihr treu geblieben, gehe gerade aus, mitten hindurch, blicke nicht links, blinze nicht rechts, bin keiner Genossenschaft höriger Mann, der seine „gestimmte“ Stimme zum Frohndienst einer sogenannten Partheifrage hergibt. Wer sich zu solch' nächtlichen Freveln verleiten läßt, wird Meuchelmörder der Freiheit,

führt die Freiheit im Munde, und bringt im Geheimen Knechtschaft und Ketten."

„Wer seine Meinung für richtig hält, seine Ueberzeugung für wahr, und die Vorschrift seines Gewissens für recht, darf abweichende Meinung und Ueberzeugung nicht zum Verbrechen stempeln, nicht den arglosen Andersmeiner in Acht und Bann thun und ihm den tollen Hund der gräßlichsten Mordbrunst an Leib und Leben hetzen."

„Hör's wer Ohren hat, . . . wer weiß, wozu's gut ist."

„Was wollen wir Straßburger Bürger denn? Wir wollen der guten Vaterstadt Freiheit und Selbstständigkeit und Deutschlands Ehre erhalten."

„Aber Deutschlands Ehre? O, armes Deutschland! O, armselige verarmte Ehre! Buben rühmen Dich mit ehrlosem Munde, und Schufte der Ehrlosigkeit wollen Deine Ehrensache führen. Wäre diesen Ehrenschändern doch eher die Zunge verkrümmt, bevor sie das Wort Ehre ausgesprochen. Saubere Ehrenwächter von Deutschlands Ehre, die sie verrathen und verkaufen!"

„Männer von Straßburg! ich frage euch: was sind das für Leute im Magistrate, die da immer Frankreichs Herrschaft preisen . . . und uns unter seinem Schutz — wohlgemerkt, unter dem

Schutz eines Louvois und Colbert — eine plötzliche selige Verjüngung versprechen?"

„Nicht wahr? das ist eine liebe Gesellschaft von Leuten, die Alles allein und eigenköpfig machen wollen, denen jedes Mittel erlaubt ist, wenn es nur ihre unerlaubte Sache fördert. Ein Volk kann sich nur zeitgemäß verjüngen und langsam entwickelnd erneuen, aber nicht wie die alten Weiber im Mährchen zur Mühle trippeln, um sich jung mahlen zu lassen. Ein Volk soll kein Blatt aus seiner Geschichte ausstreichen, und sein Leben knicken. Vielweniger soll es gar gegen seine eigenen Eingeweide wüthen, und sich sein Lebensblut abzapfen, um anderes hinein zu quirlen."

„Ich wenigstens bin deutsch und will deutsch bleiben, ein Bürger der freien deutschen Stadt Straßburg. Und ihr, Männer und Brüder, wollt dies gewiß auch!"

„Ja! ja!" — rief es von allen Seiten. — „Wir wollen deutsch bleiben und Bürger der freien deutschen Stadt Straßburg!"

„Nun!" — fuhr Meister Wenck mit freudestrahlenden Blicken fort — „so laßt uns diese unsere Meinung niederschreiben, damit wir die Schrift dem hochedlen Magistrate einreichen können. Er muß vor allen Dingen in diesen stürmischen Zeiten wissen, wie die Bürgerschaft denkt."

Und dies geschah denn auch.

Der Zunftschreiber schrieb nieder, was an den Magistrat gelangen sollte.

So kam noch eine weitere Eingabe zu Stande, in welcher nicht nur die ächt deutsche Gesinnung der Bürgerschaft ausgesprochen, sondern auch die Regierung aufgefordert wurde, die Bürger wieder zu bewaffnen und in Fähnlein neu aufzustellen, auch auf das Schleunigste neue Truppen anzuwerben.

Die Zünfte seien bereit jedes Opfer zu bringen, was zur Sicherstellung der Stadt nöthig sei: an Geld und Leib und Leben!

Und jeder Einzelne fühlte sich gestärkt und gehoben durch den frischen muthigen Geist, der die Gesammtheit durchdrang. Wußte doch Jeder zugleich, daß es auch bei den anderen Zünften ähnlich wie hier bei der ehrsamen Schneiderzunft aussehen werde.

Die Schneider selbst aber bildeten sich nicht wenig darauf ein: die Muthigsten unter allen Zunftgenossen zu sein, und so nicht nur das Vorurtheil, das gegen ihre Profession herrschte, lügen zu strafen, sondern sogar auch noch den anderen Zünften in Patriotismus und ächt deutschem Bürgersinn voran zu gehen.

So war es schon ziemlich spät geworden, als die Versammlung sich auflöste. Meister Wenck war

überglücklich: er hatte ja als treuer ehrlicher Patriot gewirkt und geschafft und frei und muthig das ausgesprochen, was er und Andere längst auf dem Herzen trugen. Nach solcher Kundgebung der Bürgerschaft stand wohl sicher für die patriotische Parthei der Sieg bevor.

Wie aber staunte Meister Wenck, als ihn beim Heraustreten auf die Straße sein Pathchen aus dem „Schnakenloch“ erwartete.

„Ei sieh doch!“ — rief er überrascht — „Fränzchen! was bringst du mir, mein Kind, zu so später Stunde?“

„Ach, Herr Pathe, ich habe viel gewagt.“

„Gewagt? was denn?“

„Der Vater ist wieder einmal . . .“

„Verstehe schon! . . . in einem ordentlichen Rausch und tobt und wüthet wohl gegen euch arme Würmer . . . es ist doch eine Schmach . . .“

„Nein, Herr Pathe,“ — entgegnete das Mädchen mit gepreßter Stimme — „heute hat er uns nicht geschlagen . . . heute . . .“

„Nun?“

„Schläft er fest.“

„Doch nicht den Schlaf des Gerechten?“ — frug Meister Wenck erschrocken, denn er dachte an

das Haus voll Kinder, die der Wirth zum „Schnakenloch“ sein nannte.

Das Mädcheu aber verstand ihn nicht.

„Fest schläft er, ja!“ — wiederholte sie daher — „darum habe ich es auch gewagt, das Haus zu schließen und zu Euch zu laufen.“

„Und was soll's mit mir?“

„Ich habe Euch etwas ganz im Geheimen auszurichten.“

„Im Geheimen?“

„Ja!“

„Und von wem?“

„Von einem jungen Bauersmann.“

„Von einem Bauersmann? . . . und im Geheimen?“

„Ja!“ — sagte das Mädchen eifrig — „es ist ein recht schöner junger Bauer, . . . und freundlich dazu . . . aber arm scheint er zu sein und weit herzukommen . . . er bat mich nur um ein Stück Brod und einen Trunk frischen Wassers!“

„Weit hergekommen?“ — wiederholte der Schneider und zog erstaunt die buschigen Augenbrauen in die Höhe. — „Ich begreife nicht; aber was sollst du denn ausrichten?“

„Er schien zu wissen, daß Ihr mein Pathe seid.“

„Das schien er zu wissen? . . . und hat er seinen Namen nicht genannt?"

„Nein!"

„Sonderbar."

„Aber . . ."

„Nun?"

„Ich muß die ganze Sache erzählen."

„So sprich . . . aber rasch."

„Es war schon Abend, da saß ich . . ."

„So rede doch!"

„Weinend vor der Thüre."

„Ha ha! Es hat doch etwas abgegeben."

„Ach nein! aber ich war so traurig, daß der Vater . . ."

„Armes Kind! . . . aber ich will nächstens einmal . . . doch zur Sache."

„Ich saß also vor dem Haus und weinte, da kam mit einemmale aus dem nahen Busch ein junger Bauer. Er frug mich, wer ich sei und was mir fehle, und als ich es ihm gesagt, nannte er Euch, als meinen Pathen — meinte, das füge sich mit dem Vater ganz gut, und bat mich: ihm selbst und Euch, Herr Pathe, einen großen Gefallen zu thun."

„Mir einen Gefallen?"

„Ja, und es hänge von der Erfüllung seiner Bitte sehr viel ab, sein und euer und wohl vieler Menschen Glück oder Unglück."

„Ich verstehe kein Wort. Und was solltest du thun?“

„Nun, ich sollte sofort, aber so unbemerkt als möglich, nach der Stadt eilen, . . . Euch um jeden Preis aufsuchen und dann im Geheimen sagen . . .“

Meister Wenck neigte bei diesen Worten sein Ohr dem Mädchen zu, dieses aber flüsterte:

„Ihr sollt doch noch diese Nacht — aber ohne daß irgend Jemand etwas davon erfahre — hinaus zu ihm kommen.“

„In's Schnakenloch?“

„Ja!“

„Und du lief'st auch fort? . . . und der Vater schläft? . . . und der Mensch blieb im Hause?

„Ja!“

„Aber Kind, Kind! . . . wenn das nun ein Dieb ist?“

„Nein!“ — sagte das Mädchen lächelnd und zutrauensvoll — „der ist kein Dieb, das habe ich ihm angesehen.“

„Man kann sich täuschen.“

„Nein! ein Dieb hat kein so ehrliches und gutes Gesicht.“

„Der Schein kann trügen! nun . . . wir wollen hoffen, daß du Recht behältst. Wer weiß, wozu es

gut ist. Aber hat er dir nichts weiter aufgetragen? kein Zeichen, kein Wort gegeben?"

„O ja!"

„Nun?" — rief Wenck gespannt.

„Wenn ihr, Herr Pathe, zweifeln würdet oder nicht kommen wolltet . . ."

„So? . . ."

„Soll ich euch sagen . . ."

Wenck neigte wieder sein Ohr.

„Straßburg ruft!"

Der kleine Schneider fuhr wie elektrisirt empor.

„Straßburg ruft?" — wiederholte er staunend und sein Herz pochte heftig.

„Ja!" — sagte er dann entschieden — „auf diesen Ruf folgt Meister Wenck . . . und . . ." setzte er etwas nachdenklich hinzu — „wäre es selbst auf die Gefahr hin, in eine Falle zu gehen."

Eine viertel Stunde später schlug das Mädchen — einige Laib Brod unter dem Arm — den gewöhnlichen Weg nach dem „Schnakenloch" ein, als ob sie nur zur Stadt gekommen, den Brodeinkauf zu besorgen. Der kleine Schneider hatte es so veranstaltet und ihr das Geld zu dem Einkauf gegeben. Aber auch er verließ zu gleicher Zeit Straßburg, nur durch ein Thor auf der entgegengesetzten Seite.

Freilich mußte er dadurch einen Umweg von

einer ganzen Stunde machen: — „aber“ — dachte er — „wer weiß, wozu's gut ist. Vorsicht kann in unseren Zeiten und bei solchen Angelegenheiten nichts schaden.“

Und erwartungsvoll schritt er vorwärts.

Mitternacht hatte bereits auf den Thürmen der Stadt geschlagen, als sich Meister Wenck dem Wirthshaus zum „Schnakenloch“ näherte.

Sonderbar! hier hatte er schon einmal eine Nacht in großer Aufregung hingebracht: als er die Feinde der Vaterstadt in geheimer Zusammenkunft entdeckte; . . . und heute? . . . heute rief ihn diese Vaterstadt — für deren Glück und Heil sein Herz so warm schlug — selbst hieher an den an und für sich unheimlichen Ort.

Und wirklich unheimlich lag jetzt in der stillen mondlosen Nacht die Spelunke vor ihm, in die er so geheimnißvoll entboten worden war.

Das halb zerfallene Haus, die sumpfige Umgebung, die nahgelegenen elenden Hütten, der kleine Busch, aus dessen niederem Gestrüpp die Weidenbäume sich in den seltsamsten und gespensterartigsten Formen und Gestaltungen erhoben, machten einen eigenen, fast beklemmenden Eindruck auf den nächtlichen Wanderer.

Meister Wenck war gewiß weder furchtsam noch

abergläubisch; die Aufregung aber, in welche ihn erst die patriotische Zusammenkunft und dann die räthselhafte Botschaft gesetzt, gab für den Augenblick seiner Stimmung etwas gespanntes.

Er konnte doch auch durchaus nicht wissen, ob seine Feinde ihn nicht hier in eine Schlinge lockten. Und Feinde hatte er ja eine Menge und zwar obendrein sehr mächtige und einflußreiche, wie den Rathsschreiber Günzer, die Magistratsherren Zedlitz, Obrecht, Hecker und Andere von dieser Parthei. All' diesen Leuten — das wußte er recht gut — war er ein Dorn im Auge, und sein Auftreten heute Mittag und Abend war nicht geeignet gewesen, das Racheschnauben der Gegenparthei zu besänftigen.

Fiel er diesen Menschen unbemerkt in die Hände, war er sicherlich unrettbar verloren.

Und das verhängnißvolle Wirthshaus lag es denn nicht vor ihm, wie ein wirkliches Räuberneſt?

Konnte . . . durfte er selbst dem Wirthe — wenn er auch dessen Verwandter und Wohlthäter war — trauen, ihm, der auch Günzer und dem Bischof von Straßburg zu verrätherischen Zusammenkünften die Thüre geöffnet?

Wohl wußte Wenck, daß ihn das Kind nicht betrüge und belüge; aber . . . konnte Fränzchen

nicht selbst hintergangen und in ihrer kindlichen Unschuld zu einer Verrätherei benutzt worden sein?

Wenck hielt an. Es galt ja nicht seine Freiheit, sein Leben allein; . . . wenn er von der Welt verschwand, fehlte der Vaterstadt immer ein reges patriotisches Element innerhalb der Zünfte . . . und . . . er wußte, wie sehr es auf ein solches, und wenn es auch unbedeutend, wie er, war, ankam.

So ward es ihm immer ernster, finsterer, aufgeregter zu Muthe.

Dort! . . . dort! . . . lag einsam und unheimlich das Ziel seiner nächtlichen Wanderung.

Fast wie drohend und warnend schaute ihn das ruinenhafte Gebäude an.

Todtenstille herrschte dabei rings umher; . . . mit kaltem Glanze leuchteten die Sterne; . . . und als sich nun der Mond drüben über dem Gebirge zu erheben begann, da war es, als ob die nah und ferne aus dem sumpfigen Boden aufsteigenden Nebel sich zu gespenstischen Gestalten bildeten, . . . zu Geistern, die in lang hinter ihnen nachziehenden weißen Todtengewändern einen Unglücklichen verfolgten.

Und die Weiden nahmen ebenfalls menschliche Gestalten an — nein! fratzenhafte, geisterartige!

Die knorrigen runden Ausläufer der dicken untersetzten Stämme wurden zu gräßlichen Gesichtern,

die Aeste aber zu weit ausgestreckten, drohend erhobenen Armen. Selbst die Wurzeln und die umgesunkenen Stämme schienen Leben zu gewinnen. Wie Gerippe von Selbstmördern, die seit Jahrhunderten ihren Tod hier gesucht, — wie die Schatten Derjenigen, die räuberische Fäuste hier erschlagen und in dem Moor und Sumpf versenkt, schauten sie aus demselben heraus, mit großen Augen, mit geöffnetem Munde hinausstarrend, als hätte Reue und Verzweiflung sie erweckt, oder der Schrei um Rache sie aus der langen Ruhe aufgeschreckt.

Wenck bebte zusammen; . . . aber . . . es war doch nur für einen Moment, daß die überreizte Phantasie ihm diese Scenen vorgaukelte.

Rasch fuhr er jetzt mit der Hand über die Stirne, und an die Worte gedenkend: „Straßburg ruft!" war er der Wirklichkeit zurückgegeben und jede Unschlüssigkeit überwunden.

Als er an das Haus herangetreten, öffnete sich leise ein Fensterladen im oberen Geschoß.

„Parole!" — flüsterte es von oben herab.

„Straßburg ruft!" — entgegnete Meister Wenck.

Dann ward eine Leiter geräuschlos dem Fenster, das nicht hoch gelegen war, hinausgeschoben. Als sie die Erde erreicht, stieg der Meister an ihr hinauf,

schlüpfte durch das Fenster, die Leiter glitt zurück und der Laden schloß sich wieder.

Nach einigen Secunden hörte man einen halblauten Schrei der Ueberraschung . . . war es der einer freudigen oder . . . einer furchtbaren? . . .

Wer konnte es da außen wissen?

Dann ward wieder Alles still.

Langsam stieg der Mond empor; ruhig funkelten die Sterne; geisterartig zogen die Nebel; wie finstere Gespenster blickten die Weiden; . . . wie ein großer, weiter, unendlicher Kirchhof lag die Welt.

Der Guardian der Franziskaner.

Ernst, ruhig, wie ausgestorben lag das Franziskanerkloster mitten in dem vielbewegten Straßburg. Der Lärm des Tages brauste um es her, aber er brach sich an seinen alten grauen, wie in Sack und Asche trauernden Mauern gleich der lärmenden Meeresbrandung, wenn sie an die Steinriesen eines gewaltigen Felsengestades schlägt.

Das alterthümliche Gebäude sah' wirklich selbst wie ein graubärtiger verwitterter Franziskanermönch aus, der in seinem schmutzigen groben härenen Kleide Buße thut.

Ja, ja! hier war das weltliche Leben abgeschlossen; hier drang keine fröhlich übersprudelnde Weltlust ein; — hier mußte ein stilles beschauliches Leben zu Hause sein, ein Leben in Armuth, Demuth, in Buße und Gebet zugebracht . . . dies alles kündete ja

schon das ernste schweigsame Aeußere des Klostergebäudes.

Hoch ragten die Mauern empor, nur von wenigen kleinen, mit Eisenstangen vergitterten Fenstern durchbrochen, deren Scheiben längst erblindet waren und hinter welchen sich niemals eine menschliche Gestalt zeigte. Auch das große eisenbeschlagene Thor mit den aus Eichenholz geschnitzten, durch die Länge der Zeit fast schwarzbraun gewordenen Aposteln, ließ kaum einmal im Tage durch seine kleinere Pforte eine menschliche Gestalt ein und ausschlüpfen, und wenn dies geschah, so war es ein schmutziger Bettelmönch, in härener Kutte, den Strick um den Leib und Sandalen an den nackten Füßen . . . ein Bruder Franziskaner, der nach der Regel seines Ordens betteln ging.

Denn die Regel des Franziskaner-Ordens war streng: sie schrieb unbedingten Gehorsam, gänzlichen Mangel alles Eigenthums, strenge Keuschheit, geduldige Ertragung des Unrechts, Demuth und Selbstverachtung vor.

Und wer das alte finstere Gebäude ansah, der wurde wahrlich an alle diese Dinge erinnert; — scheu wich er wohl aus, . . . zurückgeschreckt durch die Kirchhofsstille die über dem weiten, mit Höfen versehenen Kloster lag, und durch den Gedanken:

daß hier Menschen ihr ganzes Leben unter ununterbrochenem Beten, Fasten, Wachen und Geißeln zubrachten.

So auch dachte ein kräftiger Bursche, der eben — einen großen versiegelten Brief in der Hand — an das Thor des Klostergebäudes trat. Er mußte viel Ehrfurcht vor dem Hause und den heiligen Männern darinnen haben, denn er nahm — ehe er noch die Glocke zog, die neben dem Eingang angebracht war — seine Mütze schon ab.

Jetzt erklang der dumpfe Ton der metallenen Anmelderin, und wenige Augenblicke später öffnete sich vorsichtig ein kleines Schubfensterchen. Der kahlgeschorene Kopf eines Mönches erschien und eine heißere Stimme frug nach dem Begehren des Außenstehenden.

„Ei!" — sagte der Bursche und schaute dabei den Pförtner mit eben nicht allzukluger Miene an — „ich soll dem hochwürdigen Bruder Guardian den Brief da bringen."

„Und von wem kommt der Brief?"

„Da soll's zu seh'n sein!" — entgegnete der Bursche, indem er den Brief dem Pförtner hinreichte und auf das Siegel deutete.

Die Bewegung zeigte dem Mönch ein Paar muskulöse Arme und ein Paar Hände, die für

Hammer und Ambos; . . . überhaupt zum Drein-schlagen wie gemacht waren.

Der Bruder Pförtner lächelte wohlgefällig bei diesem und dem Anblick des Siegels.

Dann öffnete sich die kleine Pforte, die sich in dem einen Flügel des mächtigen Thores befand, und der Bursche schlüpfte auf einen Wink des Paters, durch dieselbe in das Innere des Klosters.

Er stand jetzt in einem ziemlich dunkelen, durch das Vordergebäude führenden Thorgang, von dessen Seitenwänden ihn steinerne Heiligen ernst und streng anstarrten. Ein leiser Schauer überkam ihn. Er fühlte sich halb wie in einer Kirche, halb wie in einem Gefängnisse, und unwillkürlich schlug die Hand das übliche Kreuz über Stirne und Brust.

Die Mütze in der Hand, mit scheuem Blick — als fürchte er mit jedem Schritt auf einen Mönch zu stoßen, der sich, halb nackt, blutig und bis auf den Tod geißele — folgte er dem Pförtner.

Der dunkele Thorweg wurde durchschritten. Ein zweites Thor öffnete sich an dem Ende des Ganges und die Beiden traten in einen geräumigen Hof, der in seiner Mitte das eigentliche Klostergebäude mit der Kirche zeigte. Auch diese Gebäude waren aus gewaltigen Quadern massiv aufgeführt, dunkel-grau von Zeit und Witterung, und hätten eher das

Ansehen einer mittelalterlichen Festung, als das eines Klosters gehabt, wenn sich nicht über der Hauptpforte die steinerne Bildsäule des heiligen Franz von Assisi und auf dem Gipfel ein gewaltiges Cruzifix gezeigt.

Auf dem Hofe selbst herrschte dabei eine wahrhaft erschreckende Oede und Stille, so daß die vernehmbaren Tritte der darüber Hinschreitenden in einem lauten Echo wiederhallten.

Zwischen den Steinplatten aber wucherte Gras empor, so daß das Ganze einem Friedhofe nicht unähnlich sah.

Jetzt war das Hauptgebäude erreicht. Auf ein von dem Pförtner mit der Klinke gegebenes Zeichen wurde von Innen ein schwerer Riegel zurückgeschoben, die Thüre öffnete sich halb, der Bruder Pförtner übergab den Burschen einem zweiten Pater, wechselte mit diesem einige Worte und zog sich dann auf seinen Posten im Vorderhause zurück, während der Pförtner des Hauptgebäudes die Thüre hinter dem Eingetretenen wieder verriegelte und dem Burschen zu folgen winkte.

Jetzt ging es durch lange Kreuz- und Bogengänge; dann über breite steinerne Treppen, durch dunkele Corridors, an deren Seitenwänden rechts und links in gleichmäßigen Entfernungen die zu den

Zellen der Brüder führenden Thüren angebracht waren.

Wieder überlief den Burschen — den draußen auf seinem Dorfe bei einer blutigen Schlägerei sicher Lust und freudiger Muth durchzuckt hätten, — hier ein kalter Schauer. Glaubte er doch oft ein fernes Tönen, wie leises Wimmern, zu hören; kam es ihm doch vor, als vernehme er hie und da aus den Zellen ein tiefes Seufzen.

Aber die erregte Phantasie täuschte ihn, die früher allerdings bewohnten Zellen standen jetzt zu meist leer. Das Kloster war in der protestantischen Stadt nur durch ein besonderes Vorkommniß geduldet. Die Mönche aber waren zum größten Theile ausgestorben, während keine neuen aufgenommen wurden.

Endlich hielt der Pater vor einer der Thüren, hieß den jungen Mann warten und trat ein.

Der Bursche betete ein Paternoster. Da kam der Franziskaner wieder und hieß ihn bei dem hochwürdigen Pater Guardian eintreten.

Der Guardian der Franziskaner war eine ächte Mönchsfigur: nicht groß, aber von gedrängtem Körperbau, derben Formen und einem wohlgenährten fleischigen Gesicht, in welchem sich der Ausdruck einer gewissen widerlichen Sinnlichkeit mit demjenigen geheuchelter Frömmigkeit eigenthümlich mischte, wäh-

rend die schlaff herabhängenden faltenreichen Wangen, so wie der in den Winkeln herabgezogene Mund seinem Antlitz das Gepräge endloser Langweile gaben. Nur zuweilen zuckte dabei etwas aus den glanzlosen wäßrigen Augen, das ein Dolchstich gemeiner Bosheit . . . oder auch . . . ein Echo längst verschwundener Thatkraft und Energie sein konnte.

Auch ihn umhüllte das härene Ordenskleid, gehalten von dem Stricke; . . . auch er trug an den nackten Füßen alte unreinliche Sandalen; . . . auch seine Atmosphäre athmete jenen absonderlich widerlichen Mönchsgeruch, aus Schweiß, Unreinlichkeit, und ekelhafter Ausdünstung zusammengewoben, der jeder anständigen Nase ein Gräuel, dem gemeinen gläubigen Volke aber . . . der Geruch der Heiligkeit ist.

Er war dies auch für den Burschen, der jetzt vor dem Guardian stand und — mit frommer Demuth Mütze und Brief in den Händen haltend — ehrerbietig zu dem heiligen Manne aufblickte.

„Der Herr segne dich, mein Sohn!“ — sagte jetzt der Guardian salbungsvoll.

Der Bursche verneigte sich mit heiliger Scheu.

„Und was bringst du uns?“ — frug der Franziskaner weiter.

Der junge Mann überreichte den Brief.

Pater Bartholomäus — der Guardian — nahm ihn in Empfang; statt ihn aber zu öffnen, schaute er den frischen lebenskräftigen Burschen mit wohlgefälligem Lächeln an.

„Wie alt?" — frug er dann.

„Sechsundzwanzig!" — antwortete jener.

„Bauer?"

„Ja!"

„Nun!" — meinte der Pater — „die Arme sind stark genug zum Dreschen."

Der Bursche lächelte wohlgefällig.

„Schlägst wohl gern drein?"

„Wenn's sein muß, ja!" — meinte der junge Bauer und zeigte lachend zwei Reihen prächtiger Zähne.

„Und was denkst du denn dabei, wenn du dreschend auf das Korn schlägst?"

Der Bursche schüttelte mit dem Kopfe, als wolle er die Zumuthung des Denkens bei einer solchen Beschäftigung als einen Spaß von sich abweisen.

„Nun!" — meinte der Pater Guardian, indem er ihm freundlich auf die Achseln klopfte — „ich will dir sagen, was ein guter katholischer Christ dabei denken muß. Er muß dabei denken: die Fruchthalme, die da vor ihm liegen, . . . das seien dickköpfige Ketzer und er habe sie, im Namen seiner

heiligen Mutterkirche zu vertilgen. Holla! da wird ihm die Kraft in die Arme fahren und das piff, paff, puff! . . . piff, paff, puff! wird noch einmal so gut gehen!"

Ein grinzendes Lächeln stand wieder in den Zügen des Burschen, während er freudig zustimmend mit dem Kopfe nickte.

Pater Bartholomäus öffnete jetzt den Brief, sah' flüchtig hinein und steckte ihn dann in seine Kutte.

„Und was wirst du jetzt thun?" — frug der Guardian.

„Heimkehren, hochwürdiger Herr!" — antwortete jener.

„Wohin?"

„Nach Illkirch."

„Und wieder pflügen, säen, dreschen?"

„Ja!"

„Wenn dich der Herr aber zu etwas Größerem bestimmt hätte."

Der Bursche sperrte Mund und Augen auf. Er begriff nicht, was der Mönch meinte.

„Wenn dir nun die heilige Mutterkirche und dein hochwürdigster Herr Bischof befehlen, eine Ernte heimzuthun, die dich Gott dem Herrn vor allen seinen Knechten wohlgefällig macht . . . wirst du da als treuer Knecht und frommer Christ gehorchen?"

„Wenn's Erntezeit ist und unsere Frucht zu Haus . . . warum nicht!" — meinte der Bauer.

„Vor dem Herrn ist die Ernte immer reif!" — sagte der Guardian mit Ernst und Würde — „die Ernte des Herrn aber ist die Vernichtung der Ketzer."

„Aber, hochwürdiger Herr! . . ."

„Du verstehst mich nicht, nun, das ist natürlich und wird sich geben. Jetzt höre, was ich dir sage: die heilige Mutterkirche verlangt von dir einen Dienst."

Der Bursche nickte, begleitet von einem fast simplen Gesichtsausdruck.

„Es wird in wenigen Tagen nöthig sein, daß du für sie deine Fäuste gebrauchst."

Der junge Mann nickte abermals mit einem zustimmenden Lächeln.

„Und zwar — bedenke deine heilige Sendung — gegen Ketzer!"

„So! so!" — meinte der Bursche, in dessen Kopf es, durch das Anschüren des anerzogenen Fanatismus zu dämmern anfing, und dessen Fäuste sich nachgerade ballten.

„Du bleibst also jetzt hier."

„Hier?" — rief der Bauer sichtlich erschrocken.

„Ja!" — entgegnete der Guardian — „dein hochwürdigster Bischof, der fromme Herr Franz

Egon, Fürst von Fürstenberg, gebietet es dir im Namen Gottes!"

„Aber . . ."

„Du sollst kein Mönch werden, beruhige dich."

„Aber . . ."

„Es soll dir auch gut gehen . . ."

„Aber . . ."

„Du sollst Speise und Trank und Lust und Freude im Ueberfluß haben."

„Aber . . ."

Jetzt aber verfinsterten sich die Mienen des Franziskaners, ein eigenthümlicher Blitz schoß aus seinen Augen; dann sagte er fest und befehlend:

„Kein aber mehr! Bei deiner ewigen Verdammniß! du bist auserwählt von dem Herrn mit anderen getreuen Knechten zu einer großen, Gott wohlgefälligen That. Worin sie besteht und wie sie ausgeführt werden soll, wirst du erfahren, wenn es Zeit ist. Jetzt verlangen Gott und die heilige Kirche, dein hochwürdigster Bischof und ich . . . unbedingten Gehorsam von dir. Willst du ihn leisten? . . . oder willst du von der Kirche verflucht und auf ewig verdammt sein?"

„Gnade, Barmherzigkeit!" — rief jetzt der Bursche vor dem Guardian auf die Knie fallend, und Angst und Entsetzen malten sich in seinen Zügen.

„Also willst du gehorchen?“

„Ja!“

„Und schwörst mir unbedingten Gehorsam?“

„Ja!“

„So schwöre!“

Und der Franziskaner nahm dem vor Schrecken am ganzen Leibe zitternden Bauer mit Ernst und Feierlichkeit und unter Androhung aller erdenklichen höllischen Strafen den betreffenden Eid ab.

„Oremus!“ — sagte er sodann, und, die Hände faltend, sprach er rasch und in dem gleichförmigen Gebettone der katholischen Kirche die Worte:

„Omnipotens sempiterne Deus! qui dedisti famulis tuis in confessione verae aeterne Trinitatis gloriam agnoscere, et in potentia majestatis adorare unitatem, quaesumus, ut ejusdem fidei firmitate ad omnibus semper muniamur adversis.“

„Deus, cujus misericordiae non est numerus et bonitatis infinitus est thesaurus, piissimae majestati tuae pro collatis donis gratias agimus, tuam semper clementiam exorrantes, ut qui petentibus postulata concedit, eosdem non deserens, ad praemia futura disponas. Per Christum dominum nostrum.“

„Amen!“ — sagte der Mönch, der den Burschen gebracht, und der bei dem Oremus wieder eingetreten war.

„Divinum auxilium maneat semper nobiscum!“ — endete der Guardian und der Pater sagte abermals „Amen!“

„So!“ — fuhr nun Pater Bartholomäus, zu dem Mönche gewandt, fort, — „jetzt nimm ihn mit dir, er ist zum Streiter des Herrn geweiht und soll sich stärken zur großen That durch die Tröstungen des Lebens.“

Und der Pater winkte und der Bursche folgte ihm.

Aber es war dem armen Teufel hier in dem finsteren Kloster keineswegs wohlgemuth. War es ihm gleich beim Eintritt halb wie eine Kirche, halb wie ein Gefängniß erschienen, so nahm es jetzt in seinem Kopfe und in seiner aufgeregten Phantasie ganz und vollkommen den Charakter eines Gefängnisses an.

Trotz allen Versicherungen des hochwürdigen Pater Guardian trat ihm dabei immer wieder der Gedanke vor die Seele: man wolle ihn am Ende gar selbst zu einem Mönche machen, und um diesen Gedanken gruppirten sich in seinem Geiste die Bilder einsamer dunkler Zellen fastender Brüder und aller Marterwerkzeuge, von welchen er jemals gehört, oder die er auf dem großen Gemälde in seiner Dorfkirche gesehen.

Und wahrlich! der Weg, den er geführt wurde, war nicht der Art, ihn von diesen Schrecken abzubringen. Ging es doch abermals durch lange finstere Gänge, dunkelen steinernen Treppen hinab, als wolle man in die Tiefen der Erde steigen.

Und wie?

War das nicht ein fernes Tönen?

Vielleicht gar das Jammern eines Eingekerkerten ... oder ... eines sich geißelnden Bruders?

Doch nein!

Aber was war denn das?

Das klang ja fast ... wie lustiger Gesang?

Lächelnd sah sich der stumm voranschreitende Pater nach dem staunenden Burschen um.

Bei Gott! das klang wie ein munteres Trinklied ... und ... der Gesang ward immer lauter.

Da ertönte plötzlich ein vielstimmiges lustiges „Hurrah!"

In demselben Augenblicke aber öffnete der Franziskaner eine schwere Eisenthüre und er und sein Begleiter traten in ein gewaltiges Kellergewölbe.

Doch wie? ... Welches Bild ... war man denn hier in einem Kloster?

In einem weiten ungeheueren, auf kurzen aber dicken steinernen Säulen ruhenden Keller, dessen Seitenwände und Hintergrund den Augen der Ein-

tretenden nicht mehr erkennbar waren, da die matte Beleuchtung der wenigen hier brennenden Lichter sich in den weiten Räumen bald in völlige Dunkelheit verlief — befanden sich in bunter Mischung Soldaten und Mönche.

Der *wirklichen* Mönche waren es allerdings nur wenige; viele der Soldaten aber staken, wie zum Scherze, in Franziskanerkutten, die sie nur leicht übergeworfen hatten, so daß hier die mit Lederhosen und mächtigen Stiefeln bekleideten Beine, dort der soldatische Wamms, bei jenem ein Theil des Schwertes, bei diesem ein breites Bandelier herausblickten, während Andere bei den mönchischen Kutten den runden breitkrämpigen Soldatenhut jener Zeit aufgestülpt hatten.

Mitten unter ihnen bewegten sich aber auch sechs bis acht wirkliche Franziskaner, die — gewaltige Weinkannen im Arme — mit ihren weinglühenden Gesichtern und ihrer ausgelassenen Lustigkeit, den härenen Kutten, welche sie trugen, dem Strick und den Barfüßen, alle Ehre machten.

In dem Augenblicke, in dem der junge Bursche von seinem Begleiter durch die Eisenpforte dieses geheimen mönchischen Paradieses hereingeschoben worden war, und nun so starr vor Staunen dastand, wie die Salzsäule von Loths Weib . . . in diesem

Augenblicke bildete ein gewaltiges, man konnte sagen, ein riesiges, von den umstehenden Lichtern hell überstrahltes Weinfaß den Mittelpunkt des Bildes. Vor ihm saß zapfend, mit Blicken, die vor Seligkeit strahlten, der Bruder Kellermeister. Sein üppiges Gesicht übergoß ein dunkeles Purpurroth, die kleinen Augen waren zusammengekniffen, aber die Lust, die in ihnen lag, war eine unaussprechliche.

Hätte statt der Mönchskutte ein Pantherfell den schwammigen Leib umschlossen, es wäre kein schönerer Bachus zu finden gewesen. Die ganze Figur war ja ein Urbild schwellender Lebensfülle, die begeisternden Genuß und süßen Taumel aus ihrem schäumenden Becher schenkt.

Und seine Becher, das heißt gewaltige Kannen, füllte der würdige Bruder Kellermeister fleißig genug, sie den anderen frommen Brüdern oder den Söldnern hinreichend, die ringsum theils auf dem Boden, theils auf anderen kleineren Fässern saßen und lagen. Und der durstigen Soldatenkehlen waren hier nicht wenige. Prächtig machten sich dabei die einzelnen Gruppen, in welchen Mönche und Krieger auf umgestülpten Fässern Landsknecht spielten.

Wie lagerte sich doch das unsicher flackernde Licht — das sich in den weiten dunkelen Räumen fast zu fürchten schien — so wunderbar abenteuerlich

auf den braunen bärtigen Gesichtern der Krieger, deren Ausdruck zumeist kecke Lebenslust und frischer Muth war; während in den noch bärtigeren Gesichtern der schmutzigen Mönche bei aller bachantischen Lust doch immer etwas Unheimliches lag.

Das war überall eine derbe kräftige Färbung; helle scharfe Lichtreflexe bei dicht herantretenden schneidenden Schlagschatten.

Und welches Leben in dem Bilde!

„Hurrah!“ — rief eben einer der Söldner, der etwas mehr als die anderen zu sein schien, und hob seinen Weinkrug in die Höhe — „Hurrah! so lob' ich mir das Leben! Hätt' ich gewußt, daß der heilige Franz von Assisi ein so guter Wirth sei, ich hätte bei allen Heiligen auch die Kutte statt des Schwertes genommen.“

„Ob der wohl auch einen so guten Keller führte?“ — rief lachend ein Anderer.

„Dem heiligen Franz von Assisi sei Ehre in Ewigkeit!“ — sagte einer der Mönche, indem er den Weinkrug, den er in dem linken Arm hielt, gegen sein Herz drückte und mit der rechten Hand sanft streichelte, wie eine Mutter wohl ihrem Kinde zu thun pflegt, — „dem heiligen Franz von Assisi sei Ehre in Ewigkeit. Arm war er und nackt, wie wir, seine Schüler, es sind.“

Ein lautes Gelächter hallte durch die Wölbungen und kehrte in vielfachem Echo wieder.

„Lacht nur!" — fuhr der Pater Franziskaner ruhig fort — „wir sind an den Spott gewohnt und tragen ihn in Demuth, wie unser großes Vorbild der heilige Franz selbst. Was heute hier vorgeht, geschieht nur Eurer ungewaschenen Mäuler und durstigen Kehlen wegen."

„Bravo!" — tönte es heiter.

„Ja!" — nahm ein Anderer das Wort — „wir leben sonst immer streng nach unserem heiligen Vorbilde."

„Und wie lebte der?" — frug lachend einer der Söldner, indem er sich seine Kanne neu füllen ließ.

„Er vertheilte seine Güter an die Armen" — fuhr der Mönch fort — „trug, wie wir, ein härenes Kleid auf bloßem Leibe, wachte, betete und fastete . . ."

Wieder dröhnte das allgemeine Lachen.

„Sprang oft nackt in den Schnee" — fuhr der Mönch fort — „sein Fleisch zu züchtigen, und geißelte sich in jeder Nacht dreimal: einmal für sich selbst, einmal für die sündige Mitwelt und einmal für die armen Seelen im Fegefeuer."

„Teufel!" — rief der erste der Söldner wieder — „ich hätte mit einmal genug gehabt."

„Und das thut Ihr alles wohl auch?" — frug ein Anderer in spöttischem Tone.

„Gewiß!"

„Aber!" — rief es aus einer Ecke her — „heißt man denn das bei Euch Armuth, wenn man solche Keller voll der prächtigsten Weine hat? Schwert und Spieß, ich verstehe nicht, wie das heißt, sein Gelübde der Armuth halten?"

„Ganz einfach!" — sagte der Pater Kellermeister, und zwickte selig mit den Aeuglein. — „Jeder von uns hat für sich selbst das Gelübde der Armuth abgelegt und das halten wir auch streng; . . . aber, Ihr Schaafsköpfe, das schließt ja nicht aus, daß die Klöster für sich Güter besitzen können."

„Donnerwetter!" — rief der erste der Söldner — „das heiß' ich pfiffig auslegen!"

„Gar nicht, die Sache ist ganz einfach."

„Und da sauft Ihr heiligen Väter denn auch all' den herrlichen Wein nicht für Euch . . . sondern . . . für das Kloster!"

Ein neuer Halloh entstand.

„Der Herr sei Euch Sündern gnädig!" — sagte hier der Kellermeister, sein Lächeln schwer verbergend. — „Uns armen demüthigen Patres kommt sonst nie ein Tropfen Wein über die Zunge. Heute nur und in diesen Tagen regaliren wir Euch sündige Menschen im Namen des Klosters und der heiligen Mutter-Kirche, deren Dienst ihr Euch geweiht."

„Ja!“ — sagte jetzt der Pater, der den Burschen im Auftrag des Guardian hiehergeführt, — „und hier ist ein neuer Zuwachs. Heute soll er sich hier stärken und morgen soll man ihn militärisch einschießen! das Dreinschlagen versteht er schon.“

„Bravo!“ — riefen alle Anwesenden.

Der arme Bursche aber wußte vor Verlegenheit nicht, wo hinaus noch wo hinein. Er war noch so überrascht, so erstaunt, so ganz betäubt von alledem, was er hier sah, hörte und erlebte, daß er sich geradezu willenlos leiten ließ. Erst als er — fast gezwungen — eine halbe Kanne Wein hinunter gegossen, erwachte er aus seiner Betäubung und fühlte andere Geister in sich aufsteigen.

Das wilde, lustige Durcheinander war unterdessen fortgegangen. Wohl prießen die Söldner dabei den Klosterkeller und seine Weine; aber sie waren doch zufrieden, daß sie die Waffen und nicht die Kutten trugen.

Dem lustigen freien Leben in der weiten lustigen Welt schallte manches „Lebehoch!“ ... ja man prieß selbst — im Gegensatze zu dem einförmigen Klosterleben — die Gewerbe.

Da ergab es sich denn im Gespräche, daß der eine der Söldner in seinem früheren Leben dies, der andere jenes Gewerbe getrieben hatte.

Die Köpfe erhitzten sich: man stritt über den Vorzug des einen und des anderen Gewerbes; aber die rohen, ungebundenen und leidenschaftlichen Menschen, von dem Weine erhitzt, kamen bald in einen so ernstlichen Streit, daß es nahe daran war, ihn mit den Klingen auszufechten. Bei rohen und wilden Naturen liegen Scherz und Todtschlag nebeneinander. Die Sache ging weiter und weiter, bis der Pater Kellermeister den Streit damit schlichtete, daß er — bei Verweigerung seiner ferneren Dienste — gebot, den tollen Zank zu lassen. Er schlug dabei einen anderen Wettstreit vor. Jeder, der ein Gewerbe geführt, kenne doch gewiß ein Loblied desselben . . . und . . . das solle er der Gesellschaft vorsingen.

Der gute Bruder versprach zur Belohnung: dann ein noch besseres Faß anzustechen.

Himmel! das wirkte!

Sogleich flogen die Klingen in die Scheiden; der erste der Söldner aber ergriff das Wort und rief:

„Ja!“ so soll's sein! Der ehrwürdige Bruder Kellermeister hat recht! . . . und . . . da ich in meiner Jugend ein Waffenschmied war, so sollt ihr sofort von mir ein Liedchen auf dies Gewerbe hören!“

Und mit einer mächtigen und gewaltigen Baßstimme, die weithin voll und rund die Räume füllte, sang er:

„Kling und klang!
Mit Hochgesang
Will ich mein Handwerk preisen.
Thubalkain war der Mann,
Der die große Kunst ersann,
Brod zu zieh'n aus Eisen.

Kling und klang!
Zieht rasch den Strang,
Blas' tapfer liebe Käte!
Schmieden will ich, weil es glüht,
Daß es helle Funken sprüht;
Nachmals ist's zu späte.

Kling und klang!
Und kling und klang!
Nur lustig nach dem Takte!
Schlagt das harte Eisen weich:
Wißt wie manches Königreich
Schon das Eisen packte.

Kling und klang!
Bei munterem Sang:
Es soll ein Schwert mir werden;
Klirrt es an der Seite mir,
Dann im Krieg' — mir oder dir —
Den schönsten Tanz auf Erden.

Kling und klang!
Der Funke sprang
Wohl auch aus Liebchens Herzen.

Wer Stahl und Eisen zwingt und biegt
Wohl auch der Weiber Herz besiegt
Mit Kosen und mit Scherzen.

Kling und klang!
Der Tag entsprang,
Jetzt ist es Zeit zum Trinken!
Nach der Arbeit Lieb' und Lust
Und ein Lied aus voller Brust
Bis die Sterne sinken!"

Der Sänger hatte geendet; jubelnd aber schallte es im Chorus nach:

„Kling und klang!
Der Tag entsprang,
Jetzt ist es Zeit zum Trinken!
Nach der Arbeit Lieb' und Lust
Und ein Lied aus voller Brust
Bis die Sterne sinken!"

Wie aber klangen da die Becher und Kannen... und mit welch' noch köstlicherem Weine füllte sie jetzt der hochwürdige Pater Kellermeister.

Da rief ein anderer der Söldner:

„Aufgepaßt! jetzt kommt die Reihe an mich. Ich war ein Seiler . . ."

„O ho!" — schrie es lachend und lallend von vielen Seiten.

„Nur Geduld!“ — rief Jener — „und erst mein Lied angehört, ehe Ihr räsonnirt!“

Und er sang:

„Wo ist ein fromm'rer Mann, als ich
Auf dieser Welt zu sehen?
Den „Kummer“*) weiß ich meisterlich
Mit Hanf zu überdrehen;
Durch mich wird jene Regel wahr,
Bei mir kann man sie finden:
Man muß das Böse immerdar
Mit Gutem überwinden!

Auch bin ich stolz d'rauf, wenn ich seh',
Wie manche wack're Dirne
Strickt Netzarbeiten von Filee,
Von Silber, Gold und Zwirne.
Strickt immerhin! denn theils geschieht's,
Um Männer drin zu fangen;
Und theils ist mir dadurch noch nichts
Bisher am Brod entgangen.

Es sind der Stände mancherlei,
Die meine Waaren schätzen:
Dem Fischfang und der Jägerei
Dien' ich mit Garn und Netzen;
Der Schieferdecker steigt mit Macht
Auf Kloben in die Lüfte;
Den Bergmann laß' ich in den Schacht,
Die Todten in die Grüfte.

*) „Kummer“ heißt bei den Seilern der „schlechte Hanf“ . . . Werrig.

Soll Glockenklang gehöret sein,
So zieht man sie mit Stricken:
Mit ihnen läßt man Bier und Wein
In kühle Keller rücken.
Dem Gärtner, Bauer, Zimmermann
Dien' ich, dem Arm' und Reichen . . . . .
Der strenge Franziskaner kann
Durch mich sich weidlich streichen!

Ein lautes „Halloh!" jauchzte durch die Räume und in wildem Chore von rauhen lallenden Stimmen tönte es nach:

„Der strenge Franziskaner kann
Durch mich sich weidlich streichen!

Eben aber war das Jauchzen, Lachen und Singen ein wenig verhallt, und ein dritter wollte sein Lied beginnen, . . . als man das Läuten der Klosterglocke vernahm, das die Patres täglich zu dieser Stunde zum Abbeten der Litanei der Heiligen aufforderte.

Da veränderte sich die Scene wie durch Zauberschlag.

In einem und demselben Momente waren die Krüge der frommen Brüder zur Seite gesetzt, während sie selbst auf die Kniee sanken und mit gefalteten Händen und tiefgebeugten Häuptern — auch die Söldner folgten ihrem Beispiele — laut und unisono beteten.

Und durch die Wölbungen, die eben noch von Lachen und Singen und Jauchzen widergehallt, tönte es einförmig:

„Herr, erbarme dich unser!
Christus, erbarme dich unser!
Herr, erbarme dich unser!
Christus höre uns!
Christus, erhöre uns!
Gott Vater vom Himmel, erbarme dich unser!
Gott Sohn, Erlöser der Welt, erbarme dich unser!
Gott heiliger Geist, erbarme dich unser!
Heiligste Dreifaltigkeit, erbarme dich unser:
Heilige Maria, bitt' für uns!
Heilige Gottesgebärerin, bitt' für uns!
Heiliger Michael,
Heiliger Gabriel,
Heiliger Raphael,
Alle heiligen Engel und Erzengel, bittet für uns!
Heiliger Joseph,
Alle heiligen Patriarchen und Propheten, bittet für uns!
Heiliger Petrus,
Heiliger Paulus,
Heiliger Andreas,
Heiliger Jacobus,
Heiliger Johannes,
Heiliger Thomas,
Heiliger Philippus,
Heiliger Bartholomäus,
Heiliger Matthäus,
Heiliger Simon,

Heiliger Thaddäus,
Heiliger Matthias,
Heiliger Barnabas,
Heiliger Lukas,
Alle heiligen Apostel und Evangelisten, bittet für uns!
Alle heiligen Jünger des Herrn, bittet für uns!
Alle heiligen unschuldigen Kinder, bittet für uns!
Heiliger Stephan,
Heiliger Laurenzius,
Heiliger Vinzenzius,
Heiliger Kosmos und Damian,
Heiliger Gervasius und Protasius,
Alle heiligen Märtyrer, bittet für uns!
Heiliger Silvester,
Heiliger Gregorius,
Heiliger Ambrosius.
Heiliger Hieronymus,
Heiliger Martius,
Heiliger Nikolaus,
Alle heiligen Bischöfe, bittet für uns!
Heiliger Antonius,
Heiliger Benedikt,
Heiliger Bernhard,
Heiliger Dominikus,
Heiliger Franziskus, bitt für uns!
Alle heiligen Mönche und Einsiedler, bittet für uns!
Heilige Magdalena,
Heilige Agatha,
Heilige Luzia,
Heilige Agnes,
Heilige Cäcilia,

Heilige Katharina,
Heilige Anastasia,
Alle heiligen Jungfrauen, bittet für uns!
Alle Heiligen Gottes, bittet für uns!
Sei uns gnädig: verschone uns, o Herr!
Von allen Uebel: erlöse uns, o Herr!
Von aller Sünde: erlöse uns, o Herr!
Von deinem Zorne: erlöse uns, o Herr!
Durch das Geheimniß deiner heiligen Menschwerdung,
Durch deine Ankunft,
Durch deine Geburt,
Durch deine Taufe und dein heiliges Fasten,
Durch dein Kreuz und Leiden,
Durch deinen Tod und dein Begräbniß,
Durch deine Auferstehung,
Durch deine Himmelfahrt,
Durch die Ankunft des heiligen Geistes, des Trösters,
Am Tage des Gerichtes,
Wir armen Sünder: wir bitten dich, erhöre uns!
O du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst die
Sünden der Welt:
Verschone uns, o Herr!
O du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst die
Sünden der Welt:
Erhöre uns, o Herr!
O du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst die
Sünden der Welt!
Erbarme dich unser, o Herr!
Christus, höre uns!
Christus, erhöre uns!
Herr, erbarme dich unser!

Christus, erbarme dich unser!
Herr, erbarme dich unser!
Vater unser .....

und das Gebet verlief sich in ein unverständliches Murmeln, das mit dem Ave Maria schloß.

Als diese Gebet-Arbeit vorbei, sprang Alles wieder auf . . . und . . . fünf Minuten später schallten wieder bei heiterem Becherklang die lustigsten Lieder durch die dunkelen Kellerhallen.

Die Stimmen aber wurden immer rauher, die Lieder immer freier, die Späße immer toller.

Nicht der neuangekommene Bursche war es allein, der jetzt — mit dem Rücken an ein Faß gelehnt, steif an allen Gliedern, mit starren Augen vor sich hinblickend — regungslos dasaß, ein Opfer des schweren trefflichen Weines, den der Bruder Kellermeister so freigiebig in großen Kannen umreichte; auch ältere Männer — Krieger, die Länder und Völker gesehen, und mit dem Schwerte so gut als mit dem Becher Schlachten die Menge geschlagen — auch solche bärtige, beim Trinken bewährte Kumpane waren bereits der Allgewalt des Weingottes verfallen.

Und zwischen den jetzt immer wüster werdenden Gesängen hörte man das Rollen der Würfel, das Fluchen der bei'm Landsknecht verlierenden Spieler.

— — — — — —

Während es aber hier in dem unterirdischen Paradiese der Mönche lustig genug herging, beschäftigten den frommen Pater Guardian ganz andere Dinge.

Er stand eben — die Hände wie zum Gebet über dem Bauche zusammengelegt — in einem zweiten, an seine Zelle gränzenden Gemache, und sah mit wohlgefälligem, behaglichem Lächeln dem Treiben eines jüngeren Franziskanermönches zu.

Freilich war dies zweite Gemach schon ein Verstoß gegen die Ordensregel: denn jeder Bruder durfte nach dieser eigentlich nur eine Zelle bewohnen und zwar eine Zelle, die außer den vier nackten Wänden — deren einziger Schmuck ein Cruzifix — nichts enthielt, als eine hölzerne Britsche um darauf zu schlafen.

Auch dem Bruder Guardian war hierin keine Ausnahme gestattet — denn der heilige Franz von Assisi hatte in seiner fast übermenschlichen Strenge alle Brüder gleichgestellt und sie eben darum — und um der Demuth willen — als fratres minores, als „kleine Brüder" bezeichnet. War doch seine erste Ordensregel so scharf, so alles Menschliche abstreifend gewesen, daß Papst Innocenz III., als sie ihm zur Bestätigung vorgelegt wurde, ausrief: „das ist

eine Ordensregel für Schweine . . . nicht aber für Menschen!“

Der gute Pater Guardian des Franziskanerklosters in Straßburg mochte nun dieser Meinung auch gewesen sein, und so hatte er sich denn schon längst im Stillen eine kleine Thüre in die Nebenzelle brechen lassen, seine eigene Zelle aber — die der Zelle jedes anderen Bruders auf ein Haar glich — nur durch ein schlecht gemaltes lebensgroßes Bild des sich blutig geißelnden heiligen Franziskus ausgeschmückt — ein schrecklich anzusehendes Bild, das freilich aber geschickt genug angebracht war, um die geheime Thüre zu der anstoßenden Zelle zu verbergen.

Und diese anstoßende Zelle war gar so übel nicht.

Vor allen Dingen stand in ihr ein recht gutes, weiches und einladendes Bett. Wollene Decken waren auf dem Steinboden ausgebreitet; auch ein behaglicher Lehnstuhl befand sich hier neben einem Tische . . . und . . . in der Wand ein Wandschrank, mit Bechern und Kannen, Schüsseln, Tellern und manch' leckerem Bissen.

Das war denn, für einen Franziskaner-Mönch, allerdings eine luxurieuse Ausstattung, zu der der heilige Franziskus — der stets auf nackter Erde schlief — sonderbare Augen gemacht haben würde; dem frommen Guardian aber sagte sie recht zu, und

da er eben einen Theil derselben — nämlich den Inhalt des Wandschrankes — benutzt hatte, räumte der jüngere Bruder die leeren Gefäße ab.

Ihm aber sah' bei diesem Geschäfte der Guardian, die gefalteten Hände auf den Bauch gelegt, so freundlich und wohlgefällig zu.

Und man mußte sagen, es war ein hübscher Bursche, dieser Bruder. Gewiß noch sehr jung, denn sein Gesicht — von dem man freilich nicht viel sehen konnte, da er die Kapuze seines härenen Kleides über den Kopf gezogen — hatte fast etwas mädchenhaftes. Es war frisch und rothwangig, ja die freundlichen Augen schauten lebenslustiger aus der dunkeln Kopfumhüllung hervor, als man es von einem angehenden armen Franziskaner-Bruder hätte erwarten sollen, der die häßliche härene Kutte trug, nur mit einem Strick umgürtet, . . . dessen Füße nur Sandalen schützten, . . . der fasten, beten und sich nächtlich dreimal geißeln mußte.

Aber dies alles schien dem jungen Bruder ganz gut anzuschlagen, da nicht nur sein Gesicht — wie schon gesagt — frisch und blühend, sondern auch sein Körper von kräftigen Formen war.

Kein Wunder, daß sich der fromme Guardian dessen freute und mit solchem Behagen der Geschäftigkeit zusah, mit welcher Bruder Stephan eben die

leergewordenen Eß- und Trinkgeschirre vom Tische ab und in den Wandschrank einräumte.

Pater Bartholomäus schien nach denselben nicht ganz allein bei seinem geheimen Schmause gewesen zu sein.

Vielleicht hatte ihm der junge Mönch Gesellschaft geleistet; . . . worauf wohl auch dessen glühende Wangen hindeuteten.

„So recht, mein Sohn!“ — sagte jetzt der Guardian mit freundlicher Stimme und pfiffig lächelnder Miene — „ich sehe, Du verstehst Deine Sachen trefflich. Es ist nur Schade, daß ich Dich jetzt wichtiger Dinge halber, verlassen muß.“

„Ich werde meinen Rosenkranz beten!“ — entgegnete eine jugendliche, fast mädchenhaft klingende Stimme in heiterem Tone.

„Thue dies, mein Kind!“ — versetzte der Guardian — „aber vergiß vor allen Dingen nicht, Dich hier ruhig zu verhalten. Jeder Ton, den man in meiner Zelle hören könnte, wäre mir peinlich.“

„Ich werde mich so still halten, wie eine Kirchenmaus.“

„Gut!“ — sagte der Guardian lächelnd — „dafür soll Dir auch mein Segen und Absolution für alle Deine Sünden werden.“

„Auch für die, die ich noch zukünftig begehe?“

„Auch für diese . . . doch . . . nur bedingungsweise.“

„Wie so!“

„Nur für diejenigen, die Du hier im Kloster und mit meinem Wissen begehst.“

„Seid nicht so geizig mit Eurer himmlischen Gnade!“ — meinte der junge Mönch spöttelnd.

„Dein Betragen, mein Sohn, wird mir dabei zur Richtschnur dienen.“

„Und was muß ich thun, Euer Wohlgefallen zu erringen, hochwürdiger Herr?

„Vor allen Dingen . . . unbedingt gehorsam sein, wie es bei uns ohnedem das Ordens-Gelübde gebietet.“

Der junge Franziskaner lächelte auf eigene Weise; dann sagte er:

„Habe ich nicht schon Proben meines unbedingten Gehorsams abgelegt?“

„Gewiß!“ — entgegnete der Guardian den jungen Bruder mit unverkennbarem Wohlwollen anschauend. — „Aber die wahre Tugend des Gehorsams liegt in seiner Dauer.“

„So werde ich wahrhaft tugendhaft sein!“

„Und die Krone himmlischer Freuden wird Dich schmücken.“

„Amen!“ — rief der junge Mönch lachend.

Auch Pater Bartholomäus lachte; dann sagte er:

„Doch es ist Zeit, daß ich gehe! Tritt zu mir, mein Sohn, damit ich Dir scheidend den Bruderkuß gebe.“

Und der fromme Mann, der würdige, von christlicher Liebe durchdrungene Pater Guardian, umarmte den jungen, auf ihn zutretenden Bruder mit aufrichtiger Innigkeit und drückte ihm warme Küsse der Liebe auf Stirne, Augen und Mund . . . dann . . . riß er sich los . . . und verschwand durch die Seitenthüre.

Der, sich auf furchtbare Weise blutig geißelnde heilige Franziskus . . . schloß sich hinter ihm.

Pater Bartholomäus, der Schüler Franz von Assisis, befand sich in seiner nackten, armseligen Klosterzelle — — — —

Indeß, er sollte nicht lange allein bleiben.

Noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als sich draußen auf dem langen dunkeln Corridore die Schritte eines anderen Mönches hören ließen.

Sofort warf sich der Guardian vor dem Wandbilde auf die Knie, ergriff seinen Rosenkranz und fing laut zu beten an:

„Pater noster . . . . . .“

Zwei Minuten später öffnete sich die Thüre und abermals trat eine Mönchsgestalt ein.

Diesmal aber war es eine hohe stolze Gestalt, die in der Franziskanerkutte steckte und von der man auf den ersten Blick erkannte, daß sie nicht in dieselbe gehöre. Der Kopf des Eintretenden war dabei schön geformt, bezeichnete einen Mann in der Blüthe seiner Jahre und zeigte jene äußere Würde, die durch Uebung den Trägern geistlicher Aemter so leicht zur Gewohnheit wird. Die Züge dieses Kopfes waren außerdem sehr markirt; Hände und Füße bekundeten durch Form und Zierlichkeit aristokratische Abkunft; in den Augen lag Geist . . . aber auch Verschmitztheit, ja sogar ein gewisses unheimliches Feuer.

Als der Eintretende den Guardian knien und so eifrig beten sah', konnte er sich auf einen Moment eines höhnischen Lächelns nicht erwehren; doch war es auch nur ein Moment, daß sich der Ausdruck des Spottes in dem schönen Gesichte des Verhüllten zeigte; . . . rasch nahm es den des Ernstes und der Würde wieder an.

In demselben Augenblicke schaute der Betende auf . . . ein leichtes Verneigen des Hauptes verkündete, daß er den Eingetretenen erkannt habe . . . dennoch blieb er, wie in tiefe Andacht versunken, in

der bisherigen Lage, die **pater nosters** und **Ave Marias** des Rosenkranzes mit ungeheuerer Geläufigkeit hersagend.

„Laßt Euch in der Erfüllung Eurer heiligen Pflichten nicht stören, frommer Vater!“ — sagte dabei der neue Ankömmling. — „Ich werde ruhig warten, bis Ihr zu Ende seid. Nur die Verhüllung, die hier nicht mehr nöthig und die mir lästig ist, will ich abstreifen!“

Und mit diesen Worten warf der Eingetretene die Franziskaner Kutte mit schlecht verhülltem Widerwillen weg und neben dem betenden Guardian stand Franz Egon, Fürst von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, Administrator der Abteien Murbach, Lüre und Stablo, Graf von Wertenberg, Heiligenberg und Loigne.

Jetzt auch hatte der Guardian seinen Rosenkranz zu Ende gebracht und sich, nachdem er sich erhoben, dem Bischofe nähernd, grüßte er denselben mit tiefer Ehrerbietung.

„Vergebung, bischöfliche Gnaden!“ — sagte er dabei — „daß ich warten ließ; aber die Ordensregel des heiligen Franziskus ist eine strenge und schwere.“

„Desto heiliger und ehrwürdiger sind aber auch die Männer, die ihr mit so viel Treue und Pünkt-

lichkeit obliegen, wie Ihr, ehrwürdiger Pater Guardian!" — entgegnete Franz Egon mit einem leisen spöttischen Anhauch.

„Was unseres Herzens heißer Wunsch und Verlangen!" — rief emphatisch der Mönch — „wird uns seliges Spiel!"

Und er küßte die Geißel, die an seiner Seite hing.

Das Bücken dabei ersparte es ihm wenigstens, den höhnisch-verächtlichen Blick zu gewahren, der bei diesen Worten aus den Augen des Bischofs zuckte . . . vielleicht auch sein eigenes Lächeln zu zeigen.

„Und können wir jetzt unsere wichtige Berathungen beenden?" — frug der Bischof — „die acht Tage meines geheimen Aufenthaltes in Eurem Kloster sind morgen vorüber. Ich muß nach Frankreich zurück. Die Frucht ist reif, sie muß fallen."

„Der hochwürdigste Herr Bischof haben nur zu befehlen!" — entgegnete der Guardian.

„Sind wir unbelauscht?"

„Wie immer?"

„Nun gut denn! die Vorkehrungen zur Ueberrumpelung der Stadt sind alle getroffen."

„Wird die Hand voll Leute . . ."

„Wie viel bergt Ihr bis jetzt in Euerem Kloster?"

„Fünf und sechszig Mann."

„Gut! in den nächsten Tagen kommt, unter allen

möglichen Verkleidungen, noch die doppelte Zahl hinzu."

„Aber die Verpflegung?"

„Ist Euch ja von Frankreich aus zugesichert worden und Ihr wißt, daß, während Euer Kloster unter der jetzigen Ketzerregierung nur ein Schatten ist, es — wenn Straßburg erst wieder katholisch — zu einem Kloster ersten Ranges aufsteigen wird. Hab' ich Euch nicht, hochwürdiger Pater Guardian, darüber und über all' die Eurem Kloster zugesagten kostbaren Privilegien, Brief und Siegel gegeben?"

„Ja, dies thaten bischöfliche Gnaden!"

„Nun so beruhigt denn auch Euer Gemüth."

„Aber was soll die Hand voll Leute in dem großen deutschgesinnten Straßburg?"

„Gemach!" — sagte der Bischof mit stolzem zuversichtlichem Lächeln — „diese Hand voll tüchtiger Kerls, die den Teufel nicht fürchten und dreinschlagen, wenn wir es befehlen, stehen nicht vereinzelt. Auch Stadtschreiber Günzer hat eine gleiche Zahl untergebracht. Sind sie ordentlich fanatisirt, so schonen sie das Kind im Mutterleibe nicht und waten — wenn es darauf ankommt — für ihre heilige Mutterkirche durch Ströme Blutes."

„Aber die ungeheure Mehrzahl der Bürger und die Söldner der Stadt?"

„Die Bürger sind schlecht bewaffnet, schlecht geleitet und zum Theile uns. Die Söldner aber ... sind eben ... städtische Söldner ... im Frieden faul und bequem geworden ... ohne Disciplin ... Soldaten zum Schein ... und ... was die Hauptsache ist ... abhängig von den Befehlen des Magistrates."

„Aber ihr Commandant?"

„Herr von Jenneggen?"

„Ja!"

„Ist ebenfalls gewonnen. Aber das ist ja alles nichts: zur rechten Stunde werden 30,000 Mann unter General Montclar, wie von dem Himmel heruntergeschneit, vor der Stadt stehen."

„Ich verstehe nicht!"

„Das, mein würdiger Vater, überlaßt uns: mir, Monseigneur Louvois und dem tapfern General, den ich eben nannte. Für Euch ist die Sache folgende: vorab verbergt Ihr noch die bereits eingetroffenen Truppen und nehmt die noch kommenden auf. Beschäftigt sie einstweilen, wie Ihr bereits gethan, mit Schwelgereien und benutzt zu gleicher Zeit jede Gelegenheit, sie gegen die Ketzerhunde zu fanatisiren. Der Löwe muß Blut schmecken und gereizt werden, dann sei Gott Denjenigen gnädig, die ihm entgegentreten."

„Aber was weiter? das eben Gesagte wollen wir schon besorgen.“

„Ist die rechte Zeit da, — hat die Stunde geschlagen, wird sich der nöthige Anführer für die Truppen bei Euch melden.“

„Und woran erkenne ich ihn?“

„An Brief und Siegel von meiner Hand.“

„Gut!“

„Dann wird Günzer, der schon den größten Theil des Magistrates in Händen hat, es der Art einrichten, daß es bei einer Sitzung, die sich bis in die Nacht hinauszieht, zum Eclat kommt. Im Sturm der Leidenschaften muß die Sache biegen oder brechen. Frantz und seine Parthei werden gereizt, bis es zu Beleidigung des Magistrates kommt. Ist das geschehen, rufen die Unseren Verrath. Günzers bereitgehaltene Mannschaft bricht ein, verhaftet Frantz und die Seinen oder macht sie nieder, wenn sie sich wehren. Zu gleicher Zeit werfen sich die entschlossenen Männer, die Euer Kloster birgt, auf zwei der Hauptstadtthore und bemächtigen sich ihrer. Günzer hat indessen dafür gesorgt, daß in mehreren Häusern Feuer ausbricht, um die dahineilenden Bürger zu beschäftigen und zu theilen. Andere Feuersignale geben zugleich der nahe herangerückten französischen Reiterei — jeder Reiter nimmt einen Infanteristen hinter sich

auf das Pferd — die verabredeten Zeichen, und ehe noch die Bürger sich sammeln können, ehe die Stadt sich von ihrem Schrecken und Staunen erholen kann . . . sind die Unseren in den Mauern Straßburgs!“

„So Gott walte!“ — sagte der Guardian. — „Wenn's nun aber schief ausläuft, wie dann mit uns und unserem Kloster?“

„Der Orden der Franziskaner ist von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit befreit . . . und . . . Frankreich ist groß und dankbar genug, um so wackeren Verbündeten zu lohnen, was sie bereit waren, für dasselbe zu thun.“

„So mag die Sache mit Gott ihren Lauf nehmen!“ — rief der Guardian. — „Es gilt dem Ruhme, der Ehre, der Macht und der Herrschaft der heiligen Mutter-Kirche! — Es gilt, das schöne Straßburg den vermaledeiten Ketzern zu entreißen! . . . Der ewige, der dreieinige Gott und die heilige Maria werden uns ihren Segen geben!“

„Sie werden es!“ — sagte Bischof Franz Egon von Fürstenberg feierlich — „sie werden es, dazu sage ich Amen!“

Es erfolgten nun noch verschiedene andere Verständigungen, worauf sich der Fürstbischof zurückzog, um unter dem Gewande eines Franzis-

kaners noch weitere Schritte im Inneren der Stadt zu thun.

Der Pater Guardian aber sann noch einige Zeit ernst nach; . . . dann . . . fuhr er mit der Hand über die Stirne, riegelte die Thüre seiner Zellen zu . . . und . . . verschwand hinter dem Bilde des sich blutig geißelnden heiligen Franziskus.

Der Stern des Lebens.

Es gibt Menschen, welchen das Bedürfniß häuslichen Glücks angeboren ist, und wieder andere, die dies Bedürfniß gar nicht kennen. Die Letzteren leben sich und der Welt, und finden darin ihre Befriedigung; . . . die Ersteren dagegen fühlen: daß die Welt zu groß für ihr Herz sei, und ihr Herz zu gut für die Welt. Aber darin gerade liegt ja auch die Zaubermacht häuslichen Sinnes . . . darin: daß er das Haus zu seiner Welt umschafft und die Herzen seiner Lieben zu seinen sieben Himmeln.

Der Sinn für häusliches Glück und das Bedürfniß nach solchem war aber nirgends mehr zu Hause, als in der Familie des Syndicus Frantz.

Es war wirklich schön, zu sehen, wie Vater, Mutter und Tochter hier für und mit einander leb-

ten. Wie hätte auch der Syndicus sonst alle die Stürme und Widerwärtigkeiten des äußeren Lebens überwinden und verschmerzen sollen, wenn ihm das Haus und sein kleiner Familienkreis nicht zeitweise den Frieden gebracht, der ihm in diesen schlimmen Zeiten nach Außen so ganz und gar entging.

Hier aber war es eine Freude, wie Mutter Hedwig und Alma wetteiferten in der Erfüllung häuslicher Pflichten, in der innigen theilnahmsvollen Zärtlichkeit, mit der sie Beide an dem geliebten Gatten und Vater hingen; . . . eine Freude war es, zu sehen, wie hier gegenseitiges Wohlwollen, gemeinsame Achtung und Liebe die drei schlichten Menschen in schöner Verknüpfung zu einander zog und an einander hielt; eine Lust war es, zu sehen, wie Mutter und Tochter die Geschäfte, die im Hause vorkamen, mit so viel Ruhe, Freudigkeit und Klugheit verrichteten; . . . wie sie alle ihre Wünsche auf das Haus und ihr Familienleben beschränkten, oder doch mit beiden in Verbindung zu setzen wußten; . . . mit einem Wort, wie sie sich aus Haus und häuslichem Leben ihre kleine stille und beglückende Welt schufen, in der sie, als in ihrem eigensten Gebiete, schalteten, . . . in welche sie den ganzen reichen Ueberfluß ihres Lebens, ihres Empfindens, Denkens und Wissens ergossen.

Und ist es denn nicht unendlich wahr? — Will eine Frau nicht bloß einen Anstrich von Cultur zur Schau tragen, müssen ihr die Pflichten ihres Hauses die heiligsten unter allen ihren Pflichten sein. Was kann sie denn auch richtiger und besser beurtheilen, als eben diese, die ihr ja von allen Dingen in der Welt am nächsten liegen, die ein Stück ihres eigenen Selbst ausmachen, zu deren freudiger Erfüllung sie schon die Natur treibt. Will eine Frau sich der Achtung eines verständigen Mannes erfreuen, so muß sie zeigen, daß sie sich selbst achte, in und durch die Achtung ihrer eigenen weiblichen Pflichten. Ist doch kein Amt so klein, daß man es nicht durch pünktliche und verständige Erfüllung ehrenvoll machen könnte. Eine tüchtige Hausfrau aber erregt immer Achtung, und wenn sie auch nichts als Hausfrau ist; selten aber wird ein Weib so viel Vollkommenheit besitzen, daß man den Ausfall dieser einzigen Tugend nicht mit Widerwillen bemerken sollte.

Gestehe man doch nur ehrlich zu: eine Frau, welche denkt, kann keinen Mann achten, der nicht in seinem Amte oder seiner Stellung dasjenige ist, was er sein soll; ebensowenig aber wird der Mann seine Frau schätzen, wenn sie ihre Pflichten nicht kennt und ehrt! — Und braucht man denn dabei einseitig,

zu sein. Auch Mutter Hedwig und Alma waren häuslich und glücklich durch ihren Sinn für Häuslichkeit und blickten doch auch mit freiem Auge und warmem Herzen über diese kleine stille häusliche Welt in die große Welt und ihr Treiben hinaus.

Das war ja gerade so schön an ihnen, daß der Sinn für Häuslichkeit die Theilnahme an dem Weh und Wohl für Vaterstadt und Vaterland nicht ausschloß . . . die ächt weiblichen Tugenden die menschlichen nicht überwucherten.

Mutter und Tochter blieben im Patriotismus nicht hinter dem Vater zurück. Sie dachten wie er . . . lebten mit ihm in der gleichen geistigen und politischen Sphäre . . . was überhaupt geschehen muß, wenn das Glück einer Ehe, einer Familie, mehr als Schein sein soll. Denn . . . bleibt ein Theil im geistigen Leben und Empfinden zurück, so muß sich ja der andere naturgemäß vereinsamt fühlen.

Uebrigens war Alma die Freude der Eltern, das Bild der Mutter und des Vaters zugleich . . . und . . . glühende Patriotin. Als solche erhob sie sich denn auch anfänglich über den Schmerz, den ihr die Verbannung des Geliebten verursacht.

Daß er für seine patriotischen Gesinnungen litt, dies eben hob ihn noch unendlich in ihren Augen;

. . . daß Hugo alles aufbieten werde, seine Feinde Lügen zu strafen und der Vaterstadt und seinen Mitbürgern glänzend zu beweisen, daß er nicht nur kein Verräther, sondern gerade im Gegentheil einer der glühendsten Patrioten sei, tröstete sie, und der freudige Muth der Jugend — dies himmlische Geschenk — hielt sie lange aufrecht.

Daß dabei dennoch ein tiefer Schmerz in ihrer Seele nachzitterte war natürlich. Der Muth, der sie beseelte, das Vertrauen, welches sie auf den Geliebten setzte, schloßen eine tiefe Trauer über seine Entfernung und sein hartes Schicksal nicht aus.

Wohl hatte Alma Stunden, ja ganze Tage, in welchen sie sich gehoben fühlte, angehaucht von einem eigenen, fast heroischen Geiste. In solcher Stimmung traten alsdann auch Schmerz und Trauer völlig in den Hintergrund und sie bedauerte im Stillen nur, Hugo's Geschick nicht theilen, — zur rechten Stunde an irgend einer kühnen, die Vaterstadt rettenden That nicht theilnehmen zu können.

Aber diese gehobene Stimmung wich eben auch recht häufig wieder einer gedrückten, in welcher das gute Kind alles trübe und schwarz sah', und ihr armes gepreßtes Herz ein solch' endloses Leid durchzog, daß es die ganze Kraft ihres Charakters bedurfte, um sich in diesem Schmerze nicht zu verrathen.

O! es waren dies schwere, recht schwere Stunden, und nur das kindliche Vertrauen auf eine höhere Führung, das in ihrem Herzen wohnte, half ihr, sie tragen. Trat alsdann Hugo's treues Bild vor ihre Seele, dann faltete sie wohl still die Hände und betete leise. Und daß sie dies nur um so wärmer und inniger konnte, je freundlicher sie das Bild des Geliebten grüßte, dies gerade hob sie dann wieder; . . . es war ja der Beweis, daß ihre Liebe rein und edel sei und sie damit vor Gott treten könne. Und wenn sie dann noch einmal so recht mit aller Gluth der Seele an den Entfernten gedacht, erhob sie sich wieder gekräftigt und eilte, von neuem Muthe und neuer Hoffnung erfüllt, an die Arbeit. Rasch ging ihr dann alles von den Händen, und, seiner Rückkunft gedenkend, vollendete sie, in süßen Hoffnungen schwelgend, fast spielend ihr Tagewerk.

So ist eben die Liebe. Wer vermag sie besser zu schildern, als dies Göthe, in den wenigen unübertrefflich schönen Worten gethan hat:

„Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen
Und bangen
In schwebender Pein;

Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele die liebt."

Und doch! . . . wirklich glücklich konnte sie ja nur in dem Gedanken sein: daß sie Hugo gränzenlos liebe . . . und . . . von ihm wieder geliebt werde. Aber dies Gefühl des Glücks war eben für sie, unter den obwaltenden Umständen, doch immer nur wie ein flüchtiger Sonnenblick, der auf Momente zwischen schweren düsteren Wolkenmassen durchbricht, um dann gleich wieder zu verschwinden, damit er einer um so düsteren Nacht Platz mache.

Und die Gewitterwolken häuften sich ja in der That täglich mehr und mehr an ihrem und dem Lebenshorizonte ihrer Familie.

Doch! . . . verzage nur nicht, armes Kind, wenn dich das Leben immer wilder und rauher umstürmt. Sagt dir denn nicht eine innere Stimme: aus dem Verworrenen geht ja doch stets wieder Ordnung und Schönheit hervor. Erst mußt du die Schreckensstimme des finsteren Winters vernehmen, ehe dein Ohr sich in jenem milden Tone berauscht, den der freundliche Mai mit seinen tausend und abertausend Blüthenzungen anschlägt.

Und Alma verzagte wirklich nicht, wenn es ihr

auch manchmal recht schwer um das Herz wurde. Sie hatte den Charakter ihres Vaters geerbt, der es wunderbar verstand: das Unschöne, das Peinliche und Verworrene in seinem Leben durch Grundsätze in die engsten Schranken zu weisen, damit dem klaren freien Leben Raum verschafft werde. Auch wußte sie, daß das Leben seine Schnellkraft verliert, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit in Lagen kommen, in welchen wir alle unsere Kräfte anspannen müssen, um sie mit Ehren zu bestehen.

Aber es bedurfte wahrlich auch eines so festen und starken Charakters, wie der ihre war, um den Muth nicht ganz sinken zu lassen: denn in Straßburg ging es immer mehr durcheinander, wurden die Partheiungen immer schroffer, die Stürme gegen den Vater immer heftiger, . . . gewann die Gegenparthei — Günzer an der Spitze — unbegreiflicherweise von Tag zu Tage mehr Anhang im Magistrate.

Dazu kam eine immer größere Spannung zwischen ihrer und der von Zedlitz'schen Familie, da die Achselträgerei des alten Herrn und seiner und der Familie Neigung zum katholisch werden immer schärfer hervortraten.

Auch blieben in der letzten Zeit — und dies war der schwerste Schlag für Alma — alle Nachrichten von Hugo an den würdigen Meister Wenck

aus; . . . ja, ein neues unheimliches Gerücht durchlief seit gestern Straßburg . . . die Nachricht nämlich: Wenck sei auf räthselhafte Weise verschwunden.

Und so war es, zum Schrecken aller achtbaren und patriotischen Bürger, in der That.

Man hatte den kleinen Meister zum letztenmale in jener Versammlung auf der Trinkstube des Schneiderhandwerkes gesehen. In jener Nacht aber war er nicht mehr nach Hause gekommen und seitdem auch nicht mehr in Straßburg erblickt worden.

Die Aufregung in der Bürgerschaft war groß. Wenck war der Günzer'schen Parthei, war Frankreich verhaßt, — er hatte in jener Versammlung seine Mitbürger zu entschiedenem Auftreten vermocht . . . war es da nicht ein möglicher Fall, daß ihn seine Feinde bei Seite geschafft?

Auch Syndikus Frantz beunruhigte die Sache sehr; denn er hielt etwas auf den kleinen, komischen und doch so gesinnungstüchtigen Mann.

Kein Wunder war es daher, daß er jetzt — der Abend war bereits angebrochen — mit finsterer sorgenschwerer Stirne von seinem Amte heimkehrend, in das Zimmer trat.

Ach! in diesem bescheidenen Zimmer hatte ihn sonst ein ungetrübtes häusliches Glück begrüßt.

Jetzt war dies allerdings noch hier zu Hause, aber doch umflort von all' den peinlichen und niederdrückenden Ereignissen der Außenwelt.

So kam es denn, daß auch heute der gegenseitige Empfang zwar, wie immer, innig . . . keineswegees aber freudig war. Auf jedem der drei Herzen lag ja eine gewaltige Last, die niederdrückte und beengte und den sonst so fröhlichen und freien Schlag in ein peinliches banges Klopfen umwandelte.

Wie aber erschracken erst Mutter und Tochter, als sie nun aus dem Munde des Vaters die Nachricht empfingen: man vermisse den kleinen Schneider Wenck. Derselbe sei plötzlich spurlos verschwunden.

Alma zumal erblich wie der Tod. Mit Wenck stand ja Hugo allein noch in Verbindung; . . . durch Wenck allein hatte sie zeitweise Nachricht von ihm erhalten . . . und nun? . . .

Die Besorgnisse, die der Vater über dieses fatale Verschwinden aussprach, ängstigten sie noch mehr. Es war ihr, als hänge das Schicksal dieser beiden Menschen zusammen, und als müsse jedes Mißgeschick, das über Wenck hereinbreche, ein böses Omen für den fernen Geliebten sein.

Ach! wenn sie ihre Liebe nur den Eltern hätte gestehen dürfen und auf deren freundliches Eingehen hätte hoffen können! dann wäre doch auch ein Aus-

schütten ihres schwer geängstigten Herzens möglich gewesen; und die Angst dieses kleinen, armen kindlichen Herzens wuchs noch durch die Gewissens-Scrupel, die ihr eben das Geheimniß ihrer Liebe machte.

Alma, das treue gute Kind, hatte ja bis jetzt und außer dieser Herzensneigung, noch nie ein Geheimniß vor den geliebten Eltern gehabt. Ihr ganzes Wesen, ihr Thun und Lassen, lag klar vor den Augen derselben, die gewohnt waren, in die Tiefen dieses reinen kindlichen Gemüthes wie auf den Boden eines krystallhellen See's zu schauen.

Aber eben darum kam Alma dies erste Verschweigen einer Sache, . . . dies erste Geheimniß vor den Eltern, wie eine schwere Sünde vor. Und zwar wuchs diese Wucht noch im gleichen Maße mit der steigenden Besorgniß für den Geliebten.

Die erste, die unerläßlichste Pflicht eines guten Kindes ist ja: daß es auch nicht das geringste Geheimniß gegen die Eltern habe. Nichts kann dabei in einer glücklichen Häuslichkeit mehr erfreuen, nichts kann mehr mit der Welt und ihren Verhältnissen aussöhnen, nichts kann mehr Vertrauen und Freudigkeit im Schoße einer Familie — namentlich zwischen Eltern und Kindern — erwecken, als wenn man sich gegenseitig mit ungeheuchelter Wahrheit und

Offenheit entgegen kommt; . . . wenn Alle, die dem schönen Verbande einer Familie angehören, im stillen häuslichen Kreise so ganz und so recht Mensch sein können; . . . wenn jedes Einzelne hier des schweren, alle Freuden störenden, alle freie Bewegung engenden Geschäftes der zurückhaltenden Prüfung der Anderen überhoben ist. O! das fühlte ja Alma so tief! — Ja, es durchzuckte sie ein peinliches Gefühl, ein schneidender Schmerz, eine unbeschreibliche Angst, wenn sie daran dachte: daß sie jetzt gegen die geliebten Eltern nicht ganz wahr und offen sei, . . . daß sie ein wichtiges Geheimniß vor denselben verschließe . . . und . . . daß ihr die mögliche Entdeckung dieser einzigen Verheimlichung das Vertrauen und die Liebe ihrer theuren Eltern kosten könne.

Nie! nie! hatte bis heute Alma so deutlich gefühlt, daß ohne die Billigung der Eltern ihrer Liebe zu Hugo das rechte Glück und der rechte Segen fehlen müsse.

Und doch! . . . mit welcher unendlichen Pein erfüllte sie der Gedanke wieder, dies süße Geheimniß ihres Herzens aussprechen, dadurch zugleich aber auch die schon so schwer geprüften Eltern noch mehr betrüben . . . den guten Vater vielleicht schwer verletzen und bekümmern zu sollen.

Und . . . an eine Zustimmung und Einwilligung . . . war denn daran zu denken?! — — —

So saß denn auch heute Abend — nachdem der Syndikus bereits zu Bette gegangen — Alma, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, in ein schmerzliches Nachdenken versunken, schweigsam neben der schweigsam gewordenen Mutter. Die Zeit lag schwer auf der guten Frau, und oft geht dem wirklich guten Menschen in solch' schweren und bewegten Zeiten, in welchen sich so viele schlechte und böse Elemente vordrängen, für Momente der richtige Begriff der Welt und der moralischen Weltordnung aus.

Aber wie sorgenvoll die Gattin des Syndikus auch war, es entging ihrem mütterlichen Scharfblicke nicht, daß Alma ein noch schwererer Kummer drücke. Mutter Hedwig glaubte dies in der letzten Zeit schon öfter bemerkt zu haben; heute aber trat dies innere Ringen und Kämpfen der Tochter so sichtbar vor ihr besorgtes Mutterauge, daß sie sich endlich nicht mehr enthalten konnte, Alma mit liebevollen Worten nach der Ursache des Kummers zu fragen, der sie so sehr und so augenscheinlich belaste.

Alma erblaßte und erröthete rasch nach einander. Die Sinne vergingen ihr fast bei dem Gedanken: die Mutter könne sie errathen, ihr Geheimniß entdeckt haben. In ihrer Unschuld und Kindlichkeit war diese ganz unverfängliche Frage schon ein Posaunenstoß des jüngsten Gerichtes.

Alles zuckte in ihr durcheinander . . . Athem und Sprache versagten . . . in ihre schönen Augen aber traten zwei große Thränen. Thränen! . . . wunderbar! . . . Thränen haben unter zarten und liebenden Gemüthern eine eigene Gewalt: sie locken — in dem Auge des Einen glänzend — das gleiche Naß in jenen des Andern hervor.

Auch die Augen Mutter Hedwig's waren feucht geworden. Milde beugte sie sich zu der neben ihr sitzenden Tochter, legte ihre Hände sanft auf die des Kindes und sagte in herzgewinnendem Tone:

„Alma! liebes gutes Kind! ich habe es schon lange bemerkt, du trägst und nährst in deinem Inneren ein großes und schweres Leid.“

„Mutter!“ — stammelte das Mädchen in namenloser Verlegenheit.

„Ich weiß“ — fuhr jene fort — „daß dir, wie deinen Eltern, als gute Patriotin, das Schicksal der Vaterstadt, die ihre viel hundertjährige Existenz schwer bedroht sieht, nahe geht. Ich kenne dein treues kindliches Herz, das sich grämt über die schweren und vielen Kämpfe, die dein guter Vater jetzt durchzumachen hat. Wahrlich, das ist Grund genug, oft recht verstimmt, bekümmert und traurig zu sein . . . und doch . . . und doch sagt mir mein Mutterherz, daß noch etwas Anderes in deiner Seele vorgehen

muß, das dir in der letzten Zeit so ganz und gar deinen früheren Gleichmuth, deine ungetrübte kindliche Heiterkeit geraubt hat. In deinem Herzen, ich weiß es, hat nichts Unrechtes Raum; . . . darum . . . sage mir, mein Kind, was ist es, das dich so schwer niederbeugt, . . . innerlich so augenscheinlich kämpfen und ringen macht?"

„Mutter!" — stammelte Alma; aber Thränenströme erstickten jetzt ihre Stimme. Weinend verbarg sie ihr Antlitz in dem Schooße der Geliebten.

Die Gattin des Syndicus ließ ihr Kind eine Weile ruhig gewähren. Auch über ihre Wangen liefen jetzt Thränen, während ihre Hände wie segnend auf dem Haupte des theuren Kindes ruhten.

Da ward Alma's Schluchzen leiser und leiser. Die Mutter beugte sich nieder und küßte mit Inbrunst das reiche volle Haar der Tochter.

„Alma!" — hub sie dann wieder sanft und milde an — „meine liebe gute Alma, sprich . . . sprich mit Freimuth. Sieh' Freimüthigkeit ist eine sehr große Tugend. Gewöhnlich haben sie nur Menschen, die auch an anderen Tugenden reich sind. Ich bin sie an dir gewohnt!"

Aber Alma war es noch nicht möglich, zu sprechen. Gerade das letzte Wort der Mutter schnürte ihr das Herz wieder zusammen.

„Sieh'!“ — fuhr die Mutter freundlich und ermunternd fort — „es wäre schon gar manches Verkehrte in der Welt nicht geschehen, wenn die Menschen den Muth gehabt hätten, immer recht aufrichtig zu sein; . . . auch dann, wenn es vielleicht galt, einen Irrthum, den ersten falschen Schritt zu gestehen. So läuft der Mensch einen steilen Berg hinab, einem verschlingenden Abgrunde zu; er kann, wenn er einmal den ersten Schritt gethan hat, nicht stehen bleiben, sondern stürzt immer schneller hinab; er hat kein anderes Mittel, dem Abgrunde zu entgehen, als sich auf den Boden niederzuwerfen. Aber dazu — sich niederzuwerfen und zu sagen: ich habe mich geirrt, getäuscht, . . . ich habe gefehlt . . . ich war ein Thor! . . . dazu hat der Mensch selten Muth genug, . . . und . . . dies ist sein Unglück!“

Mutter Hedwig schwieg. Eine kurze Pause entstand, dann sagte Alma leise:

„Ja, liebe Mutter, ich habe in etwas gefehlt, und ich will mich vor dir, Guten, niederwerfen und es gestehen.“

Wieder trat eine kurze Pause ein. Die Gattin des Syndicus war etwas erschrocken; . . . aber nein! . . . warum denn?

Sie lächelte jetzt mit noch feuchtem Auge; eine innere Stimme sagte ihr: „es kann ja nichts wirk-

lich Schlimmes sein, dessen sich dein gutes braves Kind anzuklagen hat."

Sanft streichelnd glitt dabei ihre Hand über das weiche Haar der Tochter, und während sie einen recht mütterlichen Kuß auf deren Stirne drückte, flüsterte sie ihr zu:

„Schütte dein Herz in das deiner Mutter aus, mein Kind; dein Leid und deine Sorgen werden die meinen sein."

Alma athmete tief auf; es war ihr wunderbar zu Muthe. Schwer drückte sie das Bekenntniß nieder, das jetzt auf ihren Lippen schwebte, und doch hätte sie auch Gott wieder dafür danken mögen, daß er diesen Moment der Erleichterung so mit einemmale und doch so sanft und milde herbei geführt.

Und nun folgte — während sie das erröthende Gesicht verschämt in dem Schooße der Mutter barg — das Geständniß ihrer Liebe zu Hugo von Zedlitz und das noch drückendere ihrer ersten und einzigen Zusammenkunft mit ihm.

O wie schwer kam ihr diese Beichte an! . . . wie tief fühlte sie das Unrecht, sich nicht gleich der Mutter offenbart zu haben! . . . wie oft stockte sie . . . und doch . . . welche Wärme, welche Tiefe des Gefühls, welch' noch so ganz rein kindlicher Sinn sprachen aus der schlichten Darstellung des Gesche-

henen. Wie glühend vertheidigte sie den armen Verbannten; wie verrieth die schöne Begeisterung, mit welcher sie von Hugo, seinem bescheidenen Wesen, seinem glühenden Patriotismus, seinem politischen Märtyrerthume sprach, die Innigkeit und Wahrheit ihrer Neigung.

Es lag eine wunderbare Keuschheit des Herzens in diesem Liebesgeständniß, . . . ein Zauber der Reinheit, der Unschuld, der Innigkeit, der selbst die Mutter erfaßte, so sehr sie bei dem Namen Zedlitz erschrocken war.

Vor allen Dingen fühlte sie mit Stolz und Freude, daß sie sich in ihrem Kinde nicht getäuscht hatte: in diesem kindlich reinen Herzen war kein Raum für etwas Böses . . . und . . . dies war Mutter Hedwig die Hauptsache: weibliche Unschuld und Reinheit ist ja das Höchste und Heiligste auf Erden. Sie sind die Wiege des Göttlichen im Menschen. Dennoch berührte sie die Sache auf das peinlichste; sah sie doch — bei der entschiedenen Feindschaft der Väter und den jetzt waltenden politischen Verhältnissen — keinen Ausweg aus dieser unseligen Geschichte.

Als die Tochter — ihr purpurglühendes Gesicht jetzt noch tiefer in ihre Hände und den Schooß der Mutter bergend — vollendet hatte, sagte diese daher nach einigem Schweigen:

„Liebes Kind, da hast du freilich neben einer großen Unklugheit einen recht großen Fehler begangen. Unklugheit war es, dein Herz dem Sohne eines Mannes zuzuwenden, mit dessen Familie die unsere auf dem gespanntesten Fuße, — ja nahezu in entschiedener Feindschaft lebt. Ein großer Fehler aber bleibt es, daß du dein Herz nicht früher deinen Eltern — wenigstens deiner Mutter — offenbart hast, von der du doch weißt, wie unendlich gut sie es mit dir meint."

Unter Thränen um Vergebung bittend, gestand Alma beides zu; aber konnte sie denn etwas für ihre Liebe, für das heilige reine Gefühl innigster Zuneigung, das — ohne ihr Wissen und ihren Willen — nach und nach ganz unbemerkt in ihr aufgekeimt war? Trug sie die Schuld, daß Hugo's schöne patriotische Gedichte so mächtig auf sie eingewirkt? daß sie den allgemein als brav anerkannten Jüngling achten mußte? daß ein wunderbares Etwas sie mit unabweisbarer Gewalt zu dem schönen edlen jungen Mann hinzog, der schon als Knabe — in früheren glücklicheren Zeiten, in welchen die Familien Zedlitz und Frantz noch auf das Innigste mit einander befreundet waren — ihr täglicher Gespiele gewesen?

Verschämt — und doch auch wieder innerlich

gehoben durch das Gefühl ihrer Unschuld und das Bewußtsein der Reinheit ihrer Liebe — stellte Alma jetzt mit beredten Worten dies alles der Mutter dar.

O! wie das so schön glühte in dem kleinen lieben Herzen und auf den jungfräulichen Wangen! Welche ganz ungewohnte Beredsamkeit jetzt auf Alma's rosigen Lippen lag! Wie das so rein und heiligbegeistert aufblitzte in den tiefen seelenvollen Augen des Mädchens.

Und bedurfte es denn dies alles, um Mutter Hedwig's Herz für die Neigung des Kindes zu gewinnen? Gewiß nicht! Sie kannte und schätzte ja den jungen Zedlitz selbst.

Ach! diese Neigung war es nicht, was sie tadelte und beängstigte; wohl aber bekümmerte sie es, daß sie nicht früher davon erfahren, um ein kluges Nachgeben bei dem geliebten Kinde zu verhindern und damit unendlichem Schmerz und Kummer vorzubeugen.

Sie selbst machte sich jetzt Vorwürfe, nicht aufmerksamer gewesen zu sein. Indeß, sie war ja eine kluge Frau, die manches zu leiten, zu schicken und zu machen wußte, und ihr Gatte, der Syndicus, ... war das nicht ein vernünftiger, wohlwollender Mann? der den Sohn vom Vater, den für das Vaterland glühenden patriotischen Jüngling von dem schwachen,

ängstlichen und achselträgerischen Stettmeister zu unterscheiden vermochte?

Und war denn nicht Hugo von dem eigenen Vater aufgegeben und so zu sagen verstoßen worden?

Na! so waren ja doch noch einzelne Hoffnungssterne am Himmel und eine glückliche und schickliche Austragung der Sache möglich.

So klärte es sich denn auch jetzt wieder allmälig in Mutter Hedwig's Seele auf, zumal sich dabei das alte schöne Gottvertrauen in ihrem Herzen geltend machte, ... und, jenen Ausdruck sanfter Freundlichkeit im Gefühl und in den Worten, der das treue gute Mutterherz nicht verkennen ließ, sprach sie der Tochter beruhigend und tröstlich zu: nicht, als ob sie ihren früheren gerechten Tadel zurückgenommen, sondern nur, um die Wunden mit sanfter Hand zu verbinden, die doch nun einmal geschlagen waren und für die es jetzt auf dem einen oder dem anderen Wege Heilung zu suchen galt.

„Und der Vater?" — frug jetzt Alma ängstlich.

„Ueberlasse es mir, mein Kind!" — entgegnete die Mutter — „den schicklichen Augenblick zu finden, um auch ihn in dein Geheimniß einzuweihen. Er muß es kennen, wie ich ... und dann wollen wir beide berathschlagen, was zu thun ist."

Alma seufzte tief auf, schlang ihre Arme um

den Hals der Mutter, küßte sie mit Ungestüm und lispelte:

„Und du vergibst?"

„Ja, mein Kind!" — entgegnete die Gattin des Syndicus — „denn ich bin gewiß, daß meine Alma von jetzt an kein Geheimniß mehr vor ihrer Mutter hat."

„Und du verdammst meine Liebe zu Hugo nicht?

„Ich halte es für unklug, daß du ihr unter den obwaltenden Umständen nachgegeben; . . . aber verdammen will ich sie nicht. Wer von uns Menschenkindern ist bei der Liebe so ganz Herr seines Herzens und Verstandes? Das Weib, das nie die Sehnsucht der Liebe empfand, kennt auch den heiligen Geist des Glaubens und der Tugend nicht. Liebe ist des Weibes Kraft und Leben, ist seine Religion, seine schönste heiligste Pflicht, seine höchste Verklärung!"

„Mutter! Mutter! wie danke ich dir!" — rief hier Alma, indem sie die Geliebte selig erglühend umschlang — „du hast mir Muth, Kraft, Hoffnung . . . du hast mir mein Lebensglück zurückgegeben."

„So bewahre es dir in treuem reinem Herzen" — sagte die Mutter — „und bitte Gott, daß er deine Angelegenheit mit starker Hand hinausführe zu einem für Alle ersprießlichen und glücklichen Ziele!"

Und Alma that, wie ihr die Mutter gesagt.

O wie ward es ihr da nach dem innigen herzlichen Gebete so leicht, . . . wie schlummerte sie nach langer Zeit zum erstenmale wieder so sanft ein; . . . wie süß, wie selig waren die Träume, die sie umgaukelten.

„Die goldnen Sterne grüßen
So klar am Himmelszelt,
Es geht ein Weh'n und Küssen
Heimlich durch alle Welt;
Die Blumen selber neigen
Sehnsüchtig einander sich zu;
Die Nachtigall singt in den Zweigen . . .
Träume! . . . träume . . . .
Und liebe auch du!“

Der Retter.

Stadt- und Rathsschreiber Günzer befand sich zu Hause. Es hatten diesen Morgen keine Magistrats-sitzungen statt. Dennoch saß Günzer in seinem Privat-Arbeitszimmer tief in Geschäfte vergraben. Sein Ehrgeiz, seine Hab- und Herrschsucht und der, in Folge dieser Leidenschaften angeknüpfte Verrath seiner Vaterstadt an Frankreich, zogen ihn von Tag zu Tag mehr in eine Uebermasse, in einen wahren Strudel von Arbeiten aller Art, die zum Theil um so schwieriger waren, als sie um jeden Preis geheim gehalten werden mußten.

Enger und enger zog sich dabei das Netz zusammen, in welchem Straßburg mit einem Ruck gefangen werden sollte; aber je näher dieser Tag herbei kam, desto ungeduldiger und drängender wurden

auch seine französischen Gönner: König Ludwig XIV. und sein allmächtiger Minister Monseigneur Louvois.

Auch Franz Egon, Fürst von Fürstenberg und Bischof von Straßburg, konnte jetzt die Zeit kaum mehr abwarten, in der er in Straßburg und dessen Münster als geistlicher Herrscher einziehen könne.

Welch' ein doppelter Sieg — für Rom und Frankreich — war alsdann für ihn zu feiern!

Und welche Vortheile waren aus diesen Siegen zu ziehen. Franz Egon sah' sich bereits schon in Gedanken mit dem Cardinalshut geschmückt; . . . kein Wunder also, daß er die Sache mit wahrem Feuereifer betrieb.

Aber dem frommen Herrn Bischof war dabei eine bessere Rolle als Günzer geworden; während sich dieser am Herde der Verschwörung befand, mitten unter den erbittertsten und fanatischsten Anhängern der Freiheit und Deutschheit Straßburgs, saß Fürst Egon ferne auf seinem bischöflichen Schlosse; — während Günzer täglich, ja stündlich allen Wechselfällen eines launenhaften Schicksals ausgesetzt war, und mit wirklich großer Schlauheit das kleine Staatsschifflein durch zahllose Klippen durchzusteuern hatte, umlauscht von Verrath und Gefahren, . . . leitete der Bischof die Angelegenheit in voller Gemüthsruhe von seinem Lehnsessel aus, den Ge-

nuß des Lebens dabei bis zu dem letzten Tropfen erschöpfend.

Und wie schwierig war die Rolle, die der Stadtschreiber, dem Magistrate und der Bürgerschaft gegenüber, übernommen hatte. Wahrlich! es gehörte ein hoher Grad juristischer und diplomatischer Gewandheit, ein durch und durch jesuitisches Genie dazu, sie auf die Weise durchzuführen, wie Günzer es that. Vermochten doch selbst Männer wie Frantz, die von seinen verrätherischen Absichten moralisch überzeugt waren, keinen Anhaltspunkt zu finden, um entschieden gegen den schlauen Heuchler aufzutreten.

Günzer besaß dabei eine ungemeine Arbeitskraft, die man seiner äußeren Erscheinung, seiner schlanken schwankenden Figur, seinem unsicher scheinenden Wesen, seinem bleichen Gesichte durchaus nicht angesehen hätte. Schon sein Amt als Stadt- und Rathsschreiber beschäftigte ihn viel, und dabei lagen doch auch noch die ausgebreitete geheime Correspondenz mit Louvois, dem Bischof von Straßburg, dem Residenten von Frischmann, . . . die gefahrvolle Arbeit der Bestechung des Rathes und einflußreicher Bürger, die Verhandlungen mit dem Guardian der Franziskaner, mit einem Wort die Leitung der ganzen Verschwörung in seinen Händen.

Was aber vermögen die aufgestachelten Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habsucht nicht.

Günzer gönnte sich Nachts kaum drei bis vier Stunden Ruhe; am Tage blieb keine Minute unbenutzt. Nur in einem bestand seine Erholung, in dem Gedanken an die bereits schon erbeuteten Summen — jene so reich von Frankreich fließenden Bestechungsgelder —, und in der Berechnung zu welchen Ehren und zu welcher Macht er erst, mit der Uebergabe der Vaterstadt an Frankreich, steigen werde. War ihm dann nicht zugleich die Gewalt zuerkannt, seine Feinde — vor allem aber die Familie Frantz — zu vernichten und in den Staub zu treten?

Uebrigens war es diese Familie nicht allein, die seine Rache verfolgte; . . . es lag noch ein wahrhaft teuflischer Plan gegen diejenigen Menschen in seiner Seele, deren Wohlthaten er seine ganze bisherige Existenz verdankte . . . gegen die Familien von Zorn und von Bernhold. Nacht aber, tiefe Nacht umhüllte bis jetzt noch diese weitausgreifenden ehr- und habsüchtigen Schurkenpläne.

Und doch waren es — wie gesagt — gerade diese Gedanken, die Günzer bei seiner enormen Thätigkeit und Anstrengung immer wieder aufrichteten und kräftigten. Wie in der schauerlichen Sage die menschlichen Vampyre ihre sinkenden Lebenskräfte

aus dem Blute ergänzen, das sie jenen Menschen aussaugen, von welchen sie geliebt werden, so gibt es finstere verworfene Naturen, die sich mit einer Art Wollust ein stärkendes Gift aus ihren Unthaten gegen ihre eigenen Wohlthäter und die Menschheit überhaupt brauen. Günzer gehörte zu diesen: er konnte sich im Stillen an seinen Racheplänen wahrhaftig berauschen; . . . er konnte mit jener eben erwähnten diabolischen Wollust schwelgen in dem Gedanken: Andere im Elende untergehen zu sehen.

Uebrigens ließ ihm der Andrang der Geschäfte jetzt wenig Zeit zu solchen Genüssen — sie drehten sich namentlich auch um den Gedanken an Alma, die seine Werbung so schnöde verschmäht, — zumal in den nächsten Tagen die Verschwörung losbrechen sollte. War doch bereits das Franziskanerkloster mit schlagfertigen Leuten angefüllt und auch seine Mannschaft geheim und verkleidet eingezogen und untergebracht.

Günzer erwartete täglich den letzten entscheidenden Befehl von Monseigneur Louvois.

Eben war denn auch in der That wieder auf geheimem Wege ein Schreiben von dem französischen General Montclar eingetroffen.

Der Stadt- und Rathsschreiber öffnete es mit zitternder Hand . . . nahte doch die Stunde, in der

der Schlag geführt werden sollte; . . . die Stunde, bei der Alles auf dem Spiele stand; . . . die Stunde, die ihn zum Siege . . . aber eben so gut auch in den Abgrund des Verderbens führen konnte.

Der Brief war in Chiffern geschrieben.

Der französische General Monclar meldete, daß er sich bereits mit einer bedeutenden Macht unter einem falschen Vorwande Straßburg nähere. Günzer und der Guardian möchten sich bereit halten. Die Ueberrumpelung müsse indeß — laut Befehl Sr. Majestät Ludwig's XIV. — den Anschein haben, als sei sie aus der Bürgerschaft selbst hervorgegangen, da der allerchristlichste König — Europa gegenüber — jeden äußeren gewaltthätigen Angriff vermeiden wolle. Sein Erscheinen in Straßburg müsse, nach gethaner Arbeit, als ein Zuhülfeeilen auf den Ruf der guten Straßburger erscheinen.

Noch war jetzt Stadtschreiber Günzer mit der Dechiffrierung dieses Schreibens beschäftigt, als sein vertrauter Diener den Stadtkommandanten, Herrn von Jenneggen, meldete.

Die Störung war eine unangenehme; indeß mußte Jenneggen einen wichtigen Grund haben, um den Stadtschreiber — mit dem er nur in gewissen geheimen Relationen stand — zu dieser Stunde und in seinem Hause aufzusuchen.

Günzer verbarg daher rasch die erwähnte Depesche, während er den Herrn Stadtkommandanten ersuchen ließ, gefälligst einzutreten.

„Sein Sie mir willkommen, Hr. von Jenneggen!" — rief er alsbald, dem Militär entgegentretend, und sein Auge suchte den, ihnen eigenen stechenden Blick so viel als möglich zu mildern. — „Was verschafft mir zu dieser ungewöhnlichen Stunde das Vergnügen?"

„Ich halte es für meine Pflicht, Herr Stadtschreiber, Sie in eigener Person auf ein Vorkommniß aufmerksam zu machen, das meinen Verdacht erregt hat."

„Und das wäre? . . . nehmen Sie Platz, Herr Stadtkommandant."

Beide ließen sich nieder.

„Sie kennen mein Interesse für Straßburgs Wohlfahrt!" — fuhr Herr von Jenneggen fort.

„Haben Sie doch Beweise genug davon abgelegt."

„Nun, die Zeiten sind jetzt schlimm, die Stellung der Stadt ist schwierig."

„Allerdings! weil thörige Menschen, in ihrer Leidenschaftlichkeit blind für das wahre Wohl derselben sind."

„Wer aber kann wissen wohin Leidenschaft führt, zumal auf politischem Gebiete."

„Sehen wir das nicht an unseren sogenannten Patrioten?"

„Wir verstehen uns, Herr Stadtschreiber."

Günzer lächelte. Er wußte warum: Herr von Jenneggen hatte durch Herrn von Frischmann — auf Günzers Verwendung am französischen Hofe — jüngst eine kostbare, mit Brillanten reich besetzte Tabatiere und für seinen Sohn ein Hauptmanns-Patent in der französischen Armee erhalten.

„Ich halte es daher für meine Pflicht," — fuhr der Stadtkommandant fort — „in diesen gefährlichen Zeiten meine Wachsamkeit zu verdoppeln."

„Sehr anerkennungswerth! Und hat sich irgend etwas ergeben . . . ."

„Allerdings!"

„Ich bitte berichten Sie!"

„Die Rapporte der Thorwachen lauten verdächtig."

„Wie so?"

„Es passirten ungewöhnlich viele Franziskanermönche und Arbeiter herein."

Der Stadtschreiber vermochte seine Verlegenheit kaum zu verbergen. Die Verkleideten waren ohne Zweifel die im Kloster und bei ihm Verborgenen . . . und . . . er durfte selbst Jenneggen keine Mittheilung über diesen Gegenstand machen. Die Stellung des Stadtkommandanten war doch immer zu zweideutig. Er stand ja in Dienst und Eid der Stadt.

„Und sollte dahinter etwas zu suchen sein?" — frug daher Günzer mit anscheinender Gleichgültigkeit. — „Der Zufall möchte wohl hier sein Spiel treiben."

„Kaum denkbar!" — meinte Herr von Jenneggen und zog einen Pack Papiere aus der Brusttasche. — „Hier die acht letzten Rapporte vom Weißenthurmthor, vom Kronenburgerthor, vom Steinthor, vom Fischer-, Juden-, Metzger- und Hospital-Thor. Belieben Sie selbst nachzulesen."

Günzer, dessen Verlegenheit hier wirklich nicht gering war, beugte sich über die Papiere, die Unruhe zu verbergen, die sich in seinen Zügen malen mußte.

„Sehen Sie!" — fuhr der diensteifrige Oberst fort — „jeden Tag und an jedem Thore Franziskanermönche, und das hiesige Kloster birgt doch nur wenige . . . und Arbeiter . . ."

„Welcher Profession?"

„Meist Schneider."

„Schneider? . . . Und fanden sie Arbeit?"

„Durchweg, wie es scheint; denn hinauspassirte keiner derselben."

„Lieber, bester Herr von Jenneggen!" — sagte hier Günzer, der unterdessen seinen vollen Gleichmuth wieder gefunden hatte, mit dem Anscheine

größter Leichtigkeit, — „empfangen Sie, im Namen unserer guten Stadt, den Ihnen und Ihrem Eifer gebührenden Dank. Mich dünkt indeß doch, daß hier nur der Zufall walte. Demohnerachtet will ich die Rapporte behalten und in dem Rath zur Besprechung bringen. Sie haben aber wohl die Güte vorab ein tiefes Schweigen über die Sache zu verbreiten."

„Schön!" — entgegnete Herr von Jenneggen, sich erhebend — „es war nur meine Pflicht, die ich zu erfüllen kam."

Die Herren verneigten sich gegenseitig und der Stadtkommandant verließ das Zimmer.

Günzer begleitete ihn bis zur Treppe; als er aber wieder in sein Zimmer trat, sagte er unmuthig:

„Dummkopf! Die verwünschte Tabatiere hat ihn so dienstfertig gemacht, daß er nahe daran ist, unser Complott zu entdecken und zu verrathen. Als ob das nicht meine und des Guardians Leute gewesen seien!"

Und der Stadtschreiber ging wieder an die Dechiffrierung des eben erhaltenen Schreibens. — —

Aber auch Syndicus Frantz war um jene Zeit mit einer höchst wichtigen Zuschrift beschäftigt, die ihm auf räthselhafte Weise zugekommen. Er fand sie auf seinem Zimmer, ohne das Jemand im Hause wußte, wer sie dahin gebracht habe. Das Haus des

Syndicus war allerdings am Tage nicht verschlossen; bis in sein Arbeitszimmer im zweiten Stockwerke konnte aber doch nur ungesehen gelangen, wer mit Haus- und Familieneinrichtung genügend bekannt war.

Aber nicht das wie diese Schrift hiehergekommen? war die Hauptsache, die den Syndicus staunen machte, sondern deren Inhalt, der Frantz geradezu die Haare zu Berge trieb.

In Kürze fand der Syndicus hier zu seinem Entsetzen einen der Vaterstadt drohenden Verrath aufgedeckt.

Das Schreiben lautete:

„Straßburg droht die Gefahr eines Verrathes. Im Kloster der Franziskaner haben die Feinde der Vaterstadt streitbare Männer in großer Zahl eingeschmuggelt und verborgen. Allnächtlich kann die Verschwörung losbrechen, die mit Außen im Zusammenhang steht. Die Art und Weise, wie und die Zeit wann sie ausgeführt werden soll, ist dem Schreiber dieser Zeilen unbekannt. Das Ganze aber wird und kann vereitelt werden, wenn das Kloster ausgehoben wird, doch muß dies rasch und geheim geschehen. Der Schreiber dieses Briefes, ein ächter, für das Wohl Straßburgs, seiner Vaterstadt, begeisterter Patriot, wird daher morgen Nacht 11 Uhr mit verbündeten Freunden dies Wagestück unternehmen und

es, so Gott will, ausführen, auch wenn er sein Leben zum Opfer bringen sollte. Aber der Gefahren für die Stadt möchten dabei ebenfalls viele sein. Wer wäre nun geeigneter, dieselben zu beschwören, als Sie, edler Mann! Berathen Sie sich also in Eile mit den Führern Ihrer Parthei, aber unter unverbrüchlicher Verschwiegenheit der Betheiligten. Treffen Sie Vorkehrungen, um wenigstens einem Aufstande der Uebelwollenden innerhalb der Stadt Schranken setzen zu können. Auf der Trinkstube der Schneider finden Sie morgen zur zehnten Stunde bewaffnete Genossen. Lassen Sie diese leise und so unbemerkt als möglich dem Kloster zuziehen, um uns nöthigenfalls Hülfe zu leisten. „Liebe und Vaterland" sind die Parole. In der betreffenden Nacht überlassen Sie — bei Ihrer Liebe zur Vaterstadt beschwöre ich Sie! — die Führung des Ganzem dem, der sich mit dieser Parole zu erkennen gibt. Zur Oeffentlichkeit darf nichts gelangen, auch weder der Rath noch die bewaffnete Macht beigezogen werden, sonst ist alles verloren. Gott stärke und schütze uns!"

Als der Syndicus diese Zeilen gelesen, stand er starr vor Staunen und Schrecken.

Sollte es wirklich wahr, sollte der Verrath in der That dem armen Straßburg schon so nahe ge-

rückt sein? Die Sache hatte Wahrscheinlichkeit für sich; waren doch die Mönche im Spiel . . . also auch der Bischof von Straßburg, das heißt: die Kirche . . . und Frantz wußte, wieviel dieser an dem Wiedergewinnen Straßburgs lag.

Aber wie? konnte denn der Brief nicht auch eine Schlinge sein, den Syndicus in irgend ein tolles Unternehmen zu verwickeln? Suchten seine Feinde nicht vielleicht ihn zu compromittiren . . . um ihn unschädlich zu machen?

Und doch, je öfter er das Schreiben las, desto stürmischer klopfte ihm das Herz, desto wahrscheinlicher kam ihm die Sache vor, desto mehr Wahrheit schien ihm in den einfachen Worten, die es enthielt, zu liegen . . . desto lauter sprach eine innere Stimme für die hier angeführten Thatsachen.

Die Aufregung, die den sonst immer so ruhigen Syndicus erfaßt, war eine ungemeine. Es bedurfte wirklich längerer Zeit, bis er den inneren Sturm der Gefühle bewältigt und der Vernunft die Alleinherrschaft wieder zugewandt.

Jetzt freilich blieb ihm nach ruhiger Ueberlegung kein Zweifel mehr über das, was zu thun sei.

In der Furcht vor einer Schlinge lag ein, dem innersten Wesen des Syndicus fremder Egoismus. Die Vaterstadt war bedroht, *sie konnte* wenig-

stens bedrängt sein ... vielleicht am Abgrunde des Verderbens schweben ... hier galt rasche, thatkräftige Hülfe, ... hier galt es, für einen Mann wie Frantz für einen Patrioten, mit Leib und Leben, mit Gut und Blut einzutreten.

Noch in derselben Stunde eilt der Syndicus zur geheimen Berathung mit seinen vertrautesten Freunden und bewährten Sinnesgenossen.

„Liebe und Vaterland!" war die Parole. Mit ihr wollte auch Frantz siegen oder untergehen.

— — — — —

Der Abend des kommenden Tages hatte sich bereits über Straßburg gelagert.

Der Tag selbst war, wie jeder seiner Brüder, im ewigen Gleichmaß der Zeit und der Geschäfte, gekommen und gegangen.

Die Menschen hatten sich an seinem Morgen wie gewöhnlich erhoben und angekleidet, um sich nach Sonnenuntergang wieder auszukleiden und niederzulegen. Dazwischen lagen für die Mehrzahl viele und lange Stunden voll Arbeit, Mühen und Sorgen, einige Momente der Erholung und zur Würze, vielleicht auch hie und da eine heitere beglückende Minute; aber auch diese nur für die Glücklicheren, während gar Vielen — heute wie gestern und gestern wie ehedem — nur Arbeit und Sorge, Mühe und

Last, Verdruß und Aerger oder auch unendliche Langweile beschert war.

Der schöpferischen Geister, die dem maschinenmäßigen Gange des Daseins ein höheres Leben einzuhauchen verstehen, gibt es ja nur wenige. Für die Meisten ist das Leben ein Uhrwerk, das Morgens aufgezogen wird und Abends abläuft. Glück genug, wenn dann das Räderwerk noch des Ganges fähig ist.

Noch regelmäßiger, noch einförmiger, noch für die Dauer langweiliger ist aber das Leben einer großen Stadt selbst.

Alle Morgen, die Gott an den Himmel kommen laßt, erwacht das träge vielköpfige Ungeheuer einer Stadt genau mit denselben Sympmtomen. Zuerst schlägt es, noch schläfrig, mit namenloser Langweile und dem Gedanken: „ach! wieder ein Tag zu durchleben!“ die Augen auf, d. h. hier und dort und dort und hier öffnen sich einzelne Fensterläden und Fenster und lassen die schläfrigen Gesichter träger Dienstboten schauen. Dann gehen nach und nach immer mehr Augen auf, während auf den Straßen vereinzelte Milchverkäufer, überwachte Bäckermägde, duselige straßenreinigende Hausknechte erscheinen, die dasselbe Pflaster in zehn Jahren bereits bei Regen, Wind, Sonnenschein, Eis und Schnee mindestens 3568mal gefegt haben.

Jetzt kommen die Marktweiber, dann werden die Magazine geöffnet; hierauf folgt die gar nicht lernbegierige Schuljugend, jeden Morgen dem Tage grollend, wenn es kein Sonn- oder Feiertag ist und langsam und unmuthig der dumpfen Zwangsanstalt zukünftiger Geistesgröße mit schneckenartiger Bewegung entgegenschleichend.

Nun sind auch die hoffnungsvollen Sprößlinge einer großen Zukunft allmälig verschwunden, müde und angeekelt von dem Wege, den sie — Jahre hindurch — alle Tage machen müssen. Da entwickelt sich das geräuschvollere alltägliche Leben der Stadt: die Wagen fahren hin und her, . . . die Menschen handeln und feilschen, hintergehen und betrügen sich. Die Gewerbe hämmern und klopfen, feilen und sägen, spinnen und spuhlen, wirken und schaffen — immer heute wie gestern und gestern wie ehedem; — — — man rennt und läuft, man keucht und schwitzt, und Alles . . . Alles jagt . . . um . . . für sich und die Seinen auf irgend eine Weise sein karges Stückchen Brod für diesen Tag zu verdienen! . . . und das alle, alle Tage . . . das ganze Leben hindurch . . . bis der Tod bei den Menschen und die Nacht in der Stadt Allem ein Ende macht.

Da geht es dann bei beiden an's Einpacken. Es

wird müd und matter, still und stiller; das Toben und Brausen ist vorüber, die Freuden und Leiden der längeren oder kürzeren Lebensperiode sind getragen; die Farben erblassen, die Töne verrauschen . . . die Augen und Fenster schließen sich . . . noch ein kurzer lichter Traum . . . dann . . . Nacht . . . Schlaf, Ruhe, Vergessen! . . .

Und das heute wie gestern und gestern . . . wie ehedem! — — —

Auch der Tag, den Straßburg heute verlebt hatte, war in ganz gleicher Weise den Bewohnern dieser Stadt entschwunden.

Ganz das gewöhnliche Treiben — genau dieselbe Physiognomie der Stadt, wie alle Tage!

Die Schusterjungen waren gemüthlich pfeifend, die Hände unter der Schürze, heimgekehrt; — die Wirths- und Trinkstuben hatten sich mit den gewöhnlichen Gästen gefüllt und zur gewöhnlichen Stunde geleert. Die Abendglocke hatte geläutet . . . der Abendsegen war von allen guten Christen gebetet worden . . . und nun . . . ruhte und schlief das alte ehrwürdige Argentoratum mit allen seinen Bürgern.

Mit allen . . .?

. . . .

„Aufgepaßt!“ — sagte ein kleiner Mann, der,

in einen dunkelen Mantel gehüllt, einen Schlapphut auf dem Kopfe, in einer Straßenecke — dem Franziskanerkloster gegenüber — stand, zu einer anderen dunkeln Gestalt — „Aufgepaßt! eben schlug es neun Uhr, . . . um diese Zeit kommt täglich ein Pärchen an. Stehen unsere Leute auf der Lauer?"

Die zweite Gestalt zeigte nach einer anderen Straßenecke; aber die Nacht war zu finster, um etwas dort zu erkennen.

Einzelne schwere Regentropfen fielen nieder.

Schweigen trat ein.

Auf den Straßen herrschte Todtenstille. Theils hatte ein heranziehendes Gewitter die Leute nach Hause getrieben, theils brachte es damals noch die alte gute Sitte mit sich, daß der anständige Bürger vor neun Uhr sein häusliches Asyl suchte.

Die Lauernden hörten fast jeden Regentropfen um sich her fallen.

Plötzlich horchten sie beide überrascht auf.

Es kam ihnen vor, als hörten sie vom Kloster her eigenthümliche Töne.

„Was ist das?" — flüsterte der Kleine.

„Gesang!" — entgegnete die andere Gestalt.

Beide lauschten wieder.

Die Töne schienen weit, weit herzukommen, . . . fast wie aus fernen unterirdischen Räumen.

„Das ist im Kloster!“ — hub jetzt wieder der Kleine an.

„Es scheint fast . . . und doch . . .“

„Nun?“

„Ist's unmöglich.“

„Warum?“

„Sonderbare Frage . . . ist das Kirchengesang?“

Wieder trat eine Pause des Lauschens ein.

Das klang nun allerdings durchaus nicht kirchlich.

„Soll mich der Teufel holen!“ — flüsterte jetzt der Kleine — „wenn das nicht eines unserer tollsten Schelmen- und Trinklieder ist!“

„Und doch kommt es aus dem Kloster.“

„Warum auch nicht? Sie denken dadrinnen: die Welt schlafe jetzt, und feiern in ihren wohlversorgten Kellerräumen ein lustiges Bachanal mit ihren neuen sauberen Kameraden, den Kriegsknechten.“

„Im Kloster?“

„O Unschuld! als wenn der böse Feind mit allen seinen Lastern nicht gerade in den Klöstern seinen Lieblingsaufenthalt hätte.“

„O der Schmach!“ — rief halblaut der jüngere der Vermummten — „dem Verrath gesellen sich auch bei diesen falschen Heiligen noch alle anderen Laster.“

„Freundchen!“ — meinte der Kleine — „kennt ihr das alte Sprüchlein auf die Pfaffen nicht?“

„Nein!“

„Nun so horcht . . . und vergeßt es nicht:

„Ein jedes Thier hat seine Finten,
Der Ochs von vorn, das Pferd von hinten.
Doch begegnet dir ein Pfaff von Weitem,
So weich' ihm aus nach allen Seiten.“

„Schlimm genug, daß es mit den Trägern und Verkündern der christlichen Religion so steht!“ — meinte der Andere.

„Wer weiß wozu's gut ist!“ — meinte der Kleine. — „Uns, zum Beispiel, kann dies Singen unzüchtiger Trinklieder heute nur willkommen sein.“

„Wie so?“

„Weil ich fest überzeugt bin, daß wir das ganze Nest, Mönche und Söldner, in der liebenswürdigsten Trunkenheit finden.“

„Das freilich wäre gut . . . es könnte viel Blut geschont werden.“

„Ich kenne das, Meister Hugo, . . . ich kenne die Mönche und Kriegsknechte aus den Feldzügen her, die ich mitgemacht. Bei den Einen heißt's . . . Dreinschlagen . . . und dann Rauben, Sengen, Brennen, Plündern, Saufen und — — — und bei den Anderen . . . Beten . . . und dann . . . ebenfalls, nur auf anderem Wege . . . ich meine

auf kirchlichem . . . Rauben, Plündern . . . und . . . wo's im Geheimen geschehen kann . . . Saufen und . . ."

„Stille!" — gebot hier der Jüngere — „mir deucht, ich höre Schritte! . . ."

Beide schwiegen.

In der That ließen sich von ferne Schritte vernehmen.

„Jetzt gilt's!" — flüsterte der Kleine und gab einen leisen Pfiff von sich. Zu gleicher Zeit traten die beiden Vermummten etwas vor, so daß, wer zu der Klosterpforte wollte, dicht an ihnen vorbei mußte.

Fast im gleichen Augenblicke bogen zwei düstere Gestalten um die nächste Straßenecke.

Wer es sei, konnte man in der Dunkelheit nicht erkennen.

Erst als sie dicht vor den Vermummten standen, erkannten diese zwei Franziskanermönche in ihnen.

Die Vermummten traten denselben entgegen.

„Gelobt sei der heilige Franziskus!" — sagte der Jüngere.

„Amen!" — antworteten zwei rauhe tiefe Stimmen.

„Ihr wollt in das Kloster, liebe Brüder?"

Die Gestalten schwiegen, wie es schien, in Verlegenheit.

„Aha!“ — sagte der junge Mann — „die Wölfe stecken schon in der Falle. Und er wiederholte seine Frage in französischer Sprache.

Jetzt wurde er verstanden und die Frage bejaht.

„So kommt und folgt mir!“ — fuhr der Vermummte fort.

In demselben Augenblicke aber ertönte ein zweiter leiser Pfiff.

„Was ist das?“ — frug einer der Mönche in seiner Muttersprache. Noch aber hatte er die Frage nicht vollendet, als er und sein Kamerad sich von mächtigen Armen gepackt fühlten. Zu gleicher Zeit verstopften Knebel-Birnen, wie man sie damals, ihrer Form nach, hieß — beiden den Mund.

Das Geschehene war die Frucht weniger Momente.

Als Resultat ergab der Fang: daß unter den Mönchskutten zwei wohlbewaffnete Franzosen staken.

Wenige Minuten später war die ganze Gruppe so geräuschlos wie möglich verschwunden.

Fernher, wie aus der Tiefe der Erde, . . . einzelne dumpfe Klänge lustiger Trinklieder . . . Regen jetzt in Strömen . . . über Allem aber Nacht . . . tiefe . . . schweigsame Nacht . . . .

Hugo von Zedlitz und Wenck — denn diese beiden waren es gewesen, welche die zwei als Franziskanermönche verkleideten französischen Soldaten

aufgehoben — begaben sich jetzt, gefolgt von den Gefangenen und den sie führenden bewaffneten Bürgern, nach einer nahegelegenen Straße. Hier stand ein altes, finsteres, baufälliges Haus, dem nichts willkommener sein konnte, als eine so dunkle regnerische Nacht, wie die heutige war, da es sich im Lichte des Tages, selbst unter den bescheidenen Nachbarhäusern, seines Daseins wirklich schämen mußte.

Man soll indeß nichts verachten. Das alte, häßliche, dem Einsturz nahe Haus nützte heute Nacht Straßburg unbedingt mehr, denn alle sonstigen stolzen Bauten ringsumher. Nahm es doch jetzt Zedlitz und die Seinen schweigsam auf und gönnte den Verschworenen ein sicheres Asyl nahe bei demjenigen Orte, auf welchen der zu führende Schlag abgesehen war.

Der Eigenthümer des Hauses war ein Freund Wenck's, auch ein Schneider und guter Patriot, und jetzt ein Mitverbündeter. Hatten doch Zedlitz und Wenck seit der Nacht, in welcher sie sich in der Kneipe „zum Schnakenloch" getroffen, eine völlige Verschwörung zu Stande gebracht.

Der Leser erinnert sich des Ausrufes der höchsten Ueberraschung, der den Lippen des kleinen Meisters entglitten, als er damals in die obere Stube jenes Wirthshauses auf der Leiter gestiegen . . . und nun Hugo von Zedlitz, den Verbannten, vor sich stehen sah.

Einem herzlichen Willkommen folgte damals von Seiten Hugo's rasch die Erklärung: was ihn zurückgetrieben, und vor allen Dingen die Auseinandersetzung desjenigen, was er — zu seinem Entsetzen und doch zum Glück — in jenem einsamen Wirthshause entdeckte.

Wenck war von der die Vaterstadt bedrohenden Gefahr überrascht und bestürzt, aber auch, wie Hugo selbst, ebenso schnell entschlossen: hier um jeden Preis und mit Daransetzung des eigenen Lebens durch rasches Handeln Straßburg zu retten.

Allerdings erkannten beide Männer sogleich die Hauptschwierigkeit dieser Aufgabe. Sie bestand darin, daß alles, was zu geschehen habe, . . . ohne Mitwissen und Hülfe der Obrigkeit geschehen mußte; denn — das war ja gerade der Fluch — dieser Obrigkeit selbst war in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Mitglieder nicht zu trauen; . . . es war sogar anzunehmen, daß Günzer, sammt der ganzen französischen Parthei im Senate, hier mit unter der Decke stecke.

Das arme Straßburg war also seiner natürlichen Hülfe beraubt; denn konnte man auch bei der Regierung auf Syndicus Frantz und die Patrioten rechnen, so war doch vorauszusehen, daß bei einem Bekanntwerden der Sache, der Guardian der Fran-

ziskaner sogleich Wind erhalten und dann auf seiner Hut sein werde.

Die Regierung mußte also aus dem Spiele bleiben . . . die Vaterstadt war in ihrer Existenz bedroht, demnach zu retten . . . was also blieb übrig, als . . . selbständiges Handeln.

Und wahrlich! dazu waren Hugo von Zedlitz und Meister Wenck die rechten Männer.

Aber konnten sie allein das verrätherische Nest ausheben, in welchem ohne Zweifel schon eine gute Anzahl wohlbewaffneter Krieger verborgen war?

Gewiß nicht.

Hier bedurfte es einer starken materiellen Unterstützung; hier bedurfte es einer bedeutenden Anzahl ächter patriotischer Männer zur Mitwirkung, aber auch . . . schlagfertiger Fäuste.

Eine geheime Verschwörung der tüchtigsten und zuverlässigsten Patrioten und die Herbeischaffung jener Fäuste, war also die erste Aufgabe. Hugo und Wenck machten sich sofort an das Werk.

Darum auch verschwand damals Meister Wenck. War er indessen für das öffentliche Leben auch unsichtbar, so war er deshalb doch keinesweges unthätig. Wie ein Maulwurf wühlte der kleine Schneider in Nacht und Dunkel, und bald stand fast das ganze Schneiderhandwerk mit ihm im geheimen Bunde.

War er doch die Seele, und der Liebling der Zunft — die ja bekannterweise ohnedem die freisinnigste unter allen übrigen Zünften Straßburgs —; haßte man doch allgemein Günzer, die Mönche und vor allen Dingen die Franzosen.

Aber Meister Wenck that noch mehr: sobald er einer Anzahl Patrioten sicher war — es waren, wie gesagt, zumeist Schneider, entschlüpfte er — versehen mit allem Gelde, was er bei Freunden auf sein Haus und sein kleines Vermögen hatte aufnehmen können — auf das Land. Hier aber warb er vollständig und schickte die Betreffenden, unter dem Vorwande: sie suchten als Schneider Arbeit in der Stadt, nach Straßburg.

Jeder Geworbene hatte dabei schon die Adresse irgend eines Meisters, der denselben alsdann auch abgesprochenermaßen zum Scheine in Arbeit stellte, während er im Stillen für die nöthige Bewaffnung sorgte.

Einer organisirten Kriegsmacht bedurfte es ja nach Hugo's und Wenck's Plan nicht, sondern nur einer Anzahl muthiger und schlagfertiger Männer.

Daher kam es denn auch, daß dem dienstfertigen Stadtkommandanten, Herrn von Jenneggen, in den Thor-Rapporten die große Zahl arbeitsuchender Schneider aufgefallen war.

Die Sache war dadurch nahe daran, verrathen zu werden. Diesmal aber konnte man mit Meister Wenck von der Schurkerei Günzers sagen: „Wer weiß wozu's gut ist!“ denn da gleichzeitig auch die für das Kloster und namentlich für Günzer bestimmten Söldner unter verschiedenen Verkleidungen in die Stadt geschmuggelt wurden, so glaubte der Stadt- und Rathsschreiber irrthümlich sein eigenes Geheimniß bedroht und wies den Commandanten ab.

So war denn die Sache zur Reife gediehen. Hugo hatte die Ausführung übernommen. Das Kloster mußte überrumpelt, die Mönche nebst dem Guardian in Verwahrsam, die französischen Soldknechte aber gefangen genommen oder niedergemacht werden.

Erst nach dieser Arbeit und effectiven Rettung der Stadt, war Hugo von Zedlitz entschlossen, die ganze Angelegenheit der Oeffentlichkeit und der Regierung zu übergeben und sich bei dieser Gelegenheit dem Magistrate selbst zu stellen.

Wichtig war dabei, daß Wenck ausgekundschaftet, daß allabendlich um neun Uhr ein Paar als Mönche verkappte Söldner in dem Kloster eingeschmuggelt würden.

Hugo baute hierauf seinen ganzen Plan.

Fielen diese — die sicher ein Paßwort besaßen — in seine Hände, so mußte ihm und den Seinen

dies Paßwort und die abgenommenen Kutten, Eingang verschaffen. War der Eingang aber erst bei dem einzelnen Pförtner erzwungen, bangte ihm vor dem Weiteren nicht mehr.

Und in der That das Glück begünstigte ihn.

Die verkappten Mönche waren in seiner Hand. In ihren Taschen aber fand man Papiere und unter diesen das so erwünschte Paßwort.

Jetzt konnte vorgeschritten werden, zumal auch Syndicus Frantz durch jenes geheime Schreiben von Allem unterrichtet war. Hugo und Wenck wußten, daß sie auf ihn bauen konnten.

Durch seine Vermittlung war sicher auch die lieberale und patriotische Parthei des Magistrates, für den Fall die Sache um sich greifen sollte, jetzt bereit und mit ihrem Anhange schlagfertig. Auf der Trinkstube der Schneider erwartete zugleich fast die ganze Zunft, wohlbewaffnet und zum ernstlichen Kampfe bereit, den Syndicus.

Und doch sah' und hörte man von allem dem nicht das Mindeste.

Straßburg, die weite große Stadt, schien in tiefem, tiefem Schlafe zu liegen. Nacht und Dunkelheit, Ruhe und lautlose Stille umfing sie.

Da schlug es elf Uhr! . . . elf Uhr vom Münster . . . elf Uhr von den übrigen Thürmen.

Elf Uhr tönten die Glocken der wachhabenden Söldner von den Thürmchen der Wälle nach.

Aber wunderbar! . . . geräuschlos, wie aus der Erde gewachsen, hatten sich die Straßen um das Kloster her — an den Häusern hin und in ihren Winkeln und Ecken — mit dunkelen Gestalten gefüllt.

Es regnete nicht mehr, aber die Nacht war finster, daß man keine drei Schritte weit sehen konnte.

Da erklang die Glocke an der Pforte des Klosters.

Es dauerte einige Zeit, ehe der Schieber an dem kleinen viereckten Fensterchen, das in das Thor geschnitten war, sich langsam öffnete und eine Stimme schläfrig frug: wer denn zu so später Stunde die Ruhe des Klosters noch störe?"

„Zwei Söhne des heiligen Franziscus!" — war die fast stammelnde Antwort eines Mönches in französischer Sprache.

„Um diese Stunde?" — frug es erstaunt und ärgerlich ebenso zurück.

„Mort de ma vie!" — tönte es dagegen — „wir sind auf dem Wege zur Stadt naß geworden, wie Seefische, da haben wir auch innerlich nachgeholfen. Parbleu! . . . der Teufel hole die Maskerade. Macht auf, ehrwürdiger Bruder, daß wir die verdammte Kutte los werden. Auch haben wir Hunger und Durst!"

Die Rede verrieth einen stark Angetrunkenen.

„Sprecht leiser!“ — gebot die Stimme von innen, mit unverkennbarer Aengstlichkeit.

„Bah!“ — sagte der anscheinende Mönch laut genug — „es ist Nacht, das Hundevolk von Bürgern schläft. Was soll der Witz? . . . macht auf!“

Der Bruder Pförtner — kaum aus sanftem Schlaf erweckt, ärgerlich darüber und in Angst gesetzt, da möglicherweise ein nächtlicher Lauscher oder ein zufällig Vorübergehender dies mehr als verdächtige Zwiegespräch hören konnte, — befand sich in äußerster Verlegenheit.

Abweisen konnte und durfte er die Ankömmlinge nicht, waren sie doch wohl das schon um neun Uhr erwartete, durch Regen und Trunk verspätete Paar. Durch ihren Zustand wurde alles auf das Spiel gesetzt.

Und doch? . . . wer stand bei der Dunkelheit dafür, daß es die rechten waren?

„Den Aermel eures Gewandes!“ — sagte jetzt der Pförtner, und streckte fühlend die Hand aus dem Schiebfensterchen.

Es war die rauhaarige Kutte der Franziskaner, die er faßte.

„Das Paßwort?“

„St. Croix de Bejar!“

Es war das richtige: der Pförtner athmete auf.

Jetzt hatte er das unbestrittene Recht sie einzulassen, und . . . einmal im Kloster, war keine Gefahr des Verrathes mehr.

„Nun? wird's bald?“ — rief der Trunkene.

„Schweigt doch!“ — schalt der Pförtner entgegen. — „Ich öffne ja schon.“

Die Schlüssel am Bunde des Mönches klirrten.

Im gleichen Augenblicke ertönte ein leiser, kaum vernehmbarer Pfiff.

Jetzt schoben sich die schweren Riegel zurück, . . . der Schlüssel wurde gedreht . . . die kleine Pforte ging auf.

Aber der Trunkene mußte sich ungeschickt gegen dieselbe gelehnt haben; . . . stürzte er doch, fluchend, geradezu auf den Bruder Pförtner, der ihn, etwas zurückweichend, erschrocken in seinen Armen auffing.

„Brüderchen!“ — lallte der Trunkene dabei und umfaßte den Mönch mit einer Gewalt, die diesen entsetzte.

Ehe aber der Pförtner noch ein Wort hervorgebracht, sollte sich dies Entsetzen noch mehren . . . denn . . . mit der Schnelle des Blitzes verstopfte ein Knebel seinen Mund, umschlangen feste Bande Arme und Füße. Der Mönch sah nur noch eine

Masse dunkeler Gestalten durch die ihm anvertraute Pforte eindringen, . . . dann schleppte man ihn in den inneren Hof, wo er — das Gesicht der Erde zugekehrt — niedergelegt wurde.

Bald verriethen nur gleichmäßige Schritte eine neben ihm auf- und abgehende Wache.

Aber Hugo und Wenck mußten an der inneren Klosterthüre ihr Spiel noch einmal erneuen.

Des Sieges gewiß, klopften Sie an; . . . indeß . . . hier hatten sie sich zu ihrem Schrecken verrechnet.

Der Klosterordnung nach hatte der Pförtner vom äußeren Thore alle Ankömmlinge an der Thüre des im Hofe stehenden Gebäudes selbst zu melden.

Wo war er?

Auch wußte der schlaue, hier Wache haltende Bruder, daß ein wenig Lärm, von den Trunkenen im Inneren des Klosterhofes gemacht, keine Gefahr bringe.

Er wies also die Zumuthung, so spät noch zu öffnen, mit den Worten barsch zurück:

„Trunkenbolde! schlaft euren Rausch unter freiem Himmel aus.“

Die anscheinenden Mönche tobten. Vergebens! der Bruder Pförtner ließ nichts mehr von sich hören.

Hugo und Wenck waren in keiner kleinen Verlegenheit.

Wohl hätten sie mit ihren Leuten Gewalt gebrauchen und die Thüre sprengen oder einschlagen können. Dann aber war an eine Ueberrumpelung nicht mehr zu denken . . . und . . . den feindlichen Insassen des Klosters blieb Zeit, sich zu verbergen — verborgene Schlupfwinkel gab es ja genug in allen Klöstern — oder vielleicht gar durch irgend einen geheimen Gang zu entfliehen.

Was war nun zu thun? . . . An diesen Fall hatte Hugo in der That nicht gedacht.

Noch überlegte er mit Wenck, als sich der schon früher gehörte Gesang wieder vernehmen ließ, nur klang derselbe jetzt bedeutend näher und deutlicher.

Da kam Hugo auf einen guten, ganz naheliegenden Gedanken.

Noch einmal pochte er derb an die Thüre.

Der Pförtner gab keine Antwort.

Da that Hugo, als sei ihm die Geduld ausgegangen und mit einem:

„Mort de ma vie!“ fing er an der Schelle an zu läuten, als ob das Kloster im Brand stehe.

Das half!

Nicht nur, daß der erschrockene Mönch jetzt öffnete, der Lärm rief auch den Bruder Guardian herbei, der, roth vor Zorn, den Eintretenden eben eine Fluth Schimpfreden entgegen donnern wollte, als er

zu seinem Schrecken, die beiden Flügel der Thüre jetzt aufgedrängt, sich und den Pförtner umringt und die weiten Räume von bewaffneten Männern angefüllt sah.

Alles dies war das Werk weniger Secunden.

Auch diese beiden wurden gebunden und geknebelt.

Der Weg war gebahnt; . . . jetzt aber war es mit der List zu Ende und das Schwert mußte sprechen.

Rasch, der bereits schon zuvor getroffenen Verabredung nach, besetzte jetzt ein Theil der Bewaffneten die Eingänge, um des Klosters Herr zu bleiben und einen möglichen Rückzug zu decken.

Alle Anderen folgten, die Waffen zur Hand, Hugo und Wenck, die sich indeß der lästigen Kutten entledigt hatten und selbst bis zu den Zähnen bewaffnet waren.

Es war ein bunter Haufe, regellos, theils mit Schwertern, theils mit Spießen oder Büchsen bewaffnet; aber Leute, die Kraft in den Fäusten und Muth im Herzen hatten.

Leise ging es durch die langen einsamen Gänge.

Niemand ließ sich sehen noch hören.

Die Thüren der Zellen standen zumeist auf; . . . allein sie waren leer.

Nur von Ferne und aus der Tiefe tönte dumpf ein wirrer Gesang herauf.

Hugo und Wenck mit den Ihren folgten seinen Klängen.

Und immer deutlicher wurde er . . . und immer rauher und wilder klangen die Stimmen durcheinander: singend, lachend, fluchend wie bei einem tollen Bachanal mitten in einem Feldlager.

Meister Wenck's kleine Aeuglein glitzerten voll Lust: er fühlte sich in seine alten Feldzüge im dreißigjährigen Kriege versetzt.

Jetzt waren schon die Worte genau zu unterscheiden . . .

Hugo hielt an . . . nur noch eine Kellertreppe . . .

„Brüder, Freunde!“ — flüsterte er zurück — „jetzt gilt es! Wie viel ihrer sind, wissen wir nicht: wohl zwei auf unser einen. Aber das wissen wir, daß die meisten alte gediente Soldaten sind, die ihre Klinge zu führen verstehen, auch wenn der Wein im Kopfe sitzt. Wir alle sind nur schlichte Bürger oder einfache Handwerker . . . aber! . . . *wir kämpfen für eine gerechte Sache gegen Verrath und Schurkerei!* . . . das muß uns Muth und Kraft geben. Also drauf, für Gott und Vaterstadt! Wer sich wehrt, den stoßt nieder, todt oder gefangen muß die ganze Rotte in unsere Hände fallen!“

Und mit diesen Worten stieß Hugo mit einem Fußtritte die eiserne Kellerthüre auf, und mit dem Rufe: „für Gott und Vaterland!“ stürzten er und die Seinen sich auf die Ueberraschten.

Aber Hugo hatte richtig vorausgesehen: wohl feierte Freund Bachus hier bereits große Triumphe, wohl waren die Köpfe so schwer, als die Kehlen rauh . . . kaum aber erblickten die alten Krieger blinkende Schwerter, blitzende Waffen, als auch ihre Schwerter aus der Scheide flogen und ein Kampf wilder Verzweiflung begann.

Es war ein tolles furchtbares Bild! In den finsteren, nur durch die grellen Streiflichter einzelner Fackeln erleuchteten Kellerwölbungen, zwischen riesigen Fässern, umgestürzten Tonnen und Krügen, — hier, wo eben noch die ausgelassenste Lust geherrscht — tobte jetzt ein erbitterter Kampf. Blut mischte sich mit dem dahinströmenden Wein, — furchtbare Flüche mit dem Angstrufe der Mönche.

Trunkenheit und Wuth verzerrten dabei die Gesichter der Kämpfenden; — Todtenbläſſe und Entsetzen malte sich in jenen der Mönche, die sämmtlich ihre Zuflucht zwischen und unter den Fässern genommen hatten.

Schon lagen schwer Verwundete und Sterbende am Boden.

Der Muth auf beiden Seiten war gleich . . . aber Uebermacht und Gewandtheit in der Führung der Waffen standen auf Seiten der Angegriffenen.

Hugo und Wenck kämpften wie Löwen . . . dennoch mußten sie und die Ihren mehr und mehr weichen.

Jetzt waren sie zur Treppe gedrängt; . . . jetzt mußten sie, immer kämpfend, den Rückzug nach den äußeren Gängen nehmen.

Hugo und Wenck kämpften in erster Linie und wichen nur Schritt vor Schritt. Wild saußten die Schwerter um ihre Häupter, — sie achteten es nicht; — immer mehr der Ihren sanken verwundet nieder, — sie sahen es nicht; — der Tod umschwebte sie in tausend Gestalten . . . es kümmerte sie nicht.

Nur ein Gedanke brannte in ihrer Seele: Sieg oder Tod!

Der Ueberzahl weichend, waren sie jetzt aus dem Keller verdrängt, hallten bereits die langen Klostergänge schauerlich von Schwerterklang und Schüssen wieder.

Da . . . da . . . traf Hugo's Ohr auch das Sturmgeläute von den Thürmen der Stadt.

Jetzt war der Moment der Entscheidung gekommen . . . aber mit ihm brach auch Syndicus Frantz an der Spitze der Schneiderzunft, die sich nicht mehr hatte halten lassen, in dem Kloster ein.

Wilder Jubel begrüßte die Brüder. Mit doppelter Macht brach Hugo jetzt vorwärts. Seiner Kühnheit wichen die Söldner . . . noch ein kurzer Widerstand . . . und . . . das Kloster sammt allen seinen Insassen — todt und lebendig — waren in der Hand Hugo's!

Der grauende Morgen begrüßte ernst . . . die ermatteten Sieger.

Liebesglück.

Wie sich von selbst versteht, wußte den kommenden Morgen ganz Straßburg, was während der letzten Nacht vorgefallen. Die Aufregung war eine ungeheuere. Der Zorn und die gegen die Franziskanermönche gerichtete Volkswuth kannten keine Gränzen.

Der Magistrat mußte das Kloster mit städtischen Söldnern umstellen lassen, um einem Sturm auf dasselbe vorzubeugen.

Auch den Bischof von Straßburg, Fürst Franz Egon von Fürstenberg, verwünschte man; denn jeder trug die moralische Ueberzeugung in sich, daß er es gewesen, der diese ganze Verschwörung angezettelt und im Geheimen geleitet habe.

Für Günzer war es ein Glück, daß auch nicht eine Ahnung seiner Mitwissenschaft bei dem beab-

sichtigten Hochverrath bekannt wurde; die aufgeregten Volksmassen hätten im entgegengesetzten Falle sicher sein Haus erstürmt und den ohnehin Verhaßten niedergehauen oder aufgeknüpft.

Es ist eigenthümlich, daß die größten Schurken bei den unerhörtesten Schurkereien oft das größte Glück haben. Selbst wenn die mörderische Bombe, die sie Anderen zum Verderben gelegt, vor der Zeit in ihrer nächsten Nähe platzt, bleiben sie zunächst unverwundet, während Unschuldige an ihrer Stelle und für ihre Frevel büßen müssen.

Natürlich spielte auch der Stadtschreiber den Empörten; ja der erste Antrag, den er den kommenden Morgen in der schnell berufenen Sitzung des großen Rathes stellte, ging auf augenblickliche Ausweisung der Franziskanermönche aus Straßburg und Einziehung ihres Klosters.

Wirklich setzte die patriotische Parthei, diesmal mit Günzer stimmend, diesen Antrag auch durch.

Die Ausführung desselben folgte auf dem Fuße.

Günzer, dem die Schlauheit im Nacken saß, versprach dabei — da man die Stadt von dem wenigen Militär nicht entblößen wollte — für zuverlässige Leute, behufs der Escortirung der Patres, zu sorgen. Er hielt auch Wort, indem er sich gerade auf diese Weise einen Theil der Leute vom Hals schaffte, die

er bisher in Auftrag des Bischofs, für den verabredeten Moment der Ueberrumpelung der Stadt, verborgen, und deren Entdeckung ihm nun den Verrath seiner ganzen Schlechtigkeit und damit Tod und Verderben drohte. Der Anderen entledigte er sich auf die Weise, wie sie gekommen.

Aber es waren doch auch noch andere Empfindungen, die sich bei den guten Bürgern Straßburgs unter den Zorn gegen die frommen Verräther mischten. Es war die Freude darüber, daß die beabsichtigte Schandthat noch bei Zeiten entdeckt worden und die Dankbarkeit, die ihre Herzen gegen denjenigen erfüllte, der nicht nur den Schleier der Nacht von dem Geheimnisse gezogen, sondern auch mit Gefahr seines Lebens der vielgliederigen Schlange den Kopf zertreten.

Ganz Straßburg war voll von dem Lobe des jungen Zedlitz; . . . sein Name flog von Munde zu Munde. Jedermann behauptete jetzt: daß er es seiner Zeit gewußt und vorausgesagt habe, daß der junge Zedlitz unschuldigerweise verbannt worden.

Hätte sich Hugo gezeigt, würde ihn überall lauter Jubel begrüßt haben. Auf den Händen hätte die begeisterte Volksmasse ihn und den kleinen Wenck getragen. Beide aber waren zu klug und zu bescheiden, um solche Triumphe feiern zu wollen; . . . ja,

Hugo bestand in seinem gekränkten Ehrgefühle darauf, sich als Verurtheilter dem Magistrate zu stellen.

Und er führte diesen Vorsatz in der That schon in der Frühe des kommenden Morgens aus.

Freilich war die Verlegenheit, die er dadurch der Günzer'schen Parthei bereitete eine ungemein große, zumal da — als sich die Nachricht verbreitete: der Retter der theueren Vaterstadt, der unschuldig Verbannte, habe sich seinen Feinden gestellt — die Zünfte sich wie auf einen Schlag auf ihren Zunftstuben versammelten, und sofort — der Schneiderzunft folgend — mit ihren Fahnen und Standarten vor das Rathhaus zogen, die Zurücknahme der Verbannung und die Freilassung ihres Helden und Lieblinges laut und stürmisch verlangend.

Da blieb denn freilich den Günzerischen bei der allgemeinen Aufregung nichts übrig, als zum bösen Spiele gute Miene zu machen, zumal Frantz und die liberale Parthei ganz auf der Seite des Volkes standen.

Hugo von Zedlitz wurde vorgeführt und erhielt die Erlaubniß, sich wegen der früheren Anklage zu vertheidigen. Er that dies mit der vollen Kraft der Wahrheit. Schlicht und einfach war seine Rede, aber allgewaltig durch die Wucht der Ueberzeugung, durch das Feuer einer heiligen Begeisterung, durch die

Gluth eines reinen edlen Patriotismus, die aus ihr sprachen.

Die Situation war dabei eine mächtig gehobene.

Während der Jüngling sich mit edlem Stolze vertheidigte und der ungekünstelten Rede gewaltiger Fluß dahinbrauste, wie ein wilder Bergstrom, der schäumend und Alles mit sich fortreißend über Felsen und Klippen tobt . . . während die patriotische Parthei mit leuchtenden Augen und freudiger Spannung seinen Worten lauschte, . . . die heimlich erkauften Verräther aber, die Schwachen und Halben finster oder ängstlich vor sich hinblickten, beschämt über die eigene Erbärmlichkeit, . . . lärmte und tobte das Volk draußen vor dem Rathhause, erschallte sein tausendstimmiger Ruf:

„Hugo von Zedlitz frei!“ — „Freiheit dem Retter der Stadt!“ — „Nieder mit den Verräthern!“

Da erbebte wohl mancher der hochedlen Herren des Raths in seinem Inneren, geschreckt von dem eigenen bösen Gewissen und der von außen her, aus der Mitte der eigenen Bürgerschaft drohenden Gefahr.

Und je länger es dauerte, desto wilder und leidenschaftlicher tobte und brüllte es, gleich einem brandenden Meere, auf den Straßen.

Da endlich öffneten sich die mittleren Fenster des Rathhauses . . . der regierende Ammeister erschien

an denselben und verkündete unter Todtenstille — — — daß Hugo von Zedlitz unschuldig befunden, die Verbannung zurückgenommen, er selbst aber der Freiheit wieder gegeben sei.

Himmel! war das ein Jubel! Aus tausend und abertausenden von Kehlen ertönte in ein und demselben Moment ein jubelndes:

„Hurrah!“ — „hurrah!“ — „hurrah!“

Und die Bannerträger schwangen die Fahnen und Standarten, daß sie fröhlich im Winde flatterten und sich neigten wie vor einem Könige, und immer und immer wieder schallte das tausendstimmige: „Hurrah!“ und „Hoch! dem Retter der Vaterstadt! — „Hoch! Hugo von Zedlitz!“

Die Führer der Gewerke aber drängten sich in das Rathhaus und als sie mit Hugo zurückkamen, da wollte der Jubel nicht enden.

Nur mit Mühe hielt der Jüngling die Aufgeregten zurück, ihn im Triumphe auf den Schultern nach Hause zu tragen; aber daß ihn die Zünfte jubelnd, und seine eigenen patriotischen Lieder singend, bis an seine Wohnung in langem, langem Zuge begleiteten, das konnte er nicht hindern.

Es war der schönste Triumphzug, den Straßburg je gesehen!

Als er an dem Hause des Syndicus Frantz vorüberkam, standen an einem der Fenster zwei weibliche Gestalten, die — wie die Frauen und Mädchen in fast allen umliegenden Häusern — dem vorüberziehenden Retter der geliebten Vaterstadt mit weißen Tüchern zuwinkten.

O! wie selig durchzuckte es da Hugo! wie überselig war es Alma zu Muthe . . . sie lachte, sie jubelte . . . und doch stürzten dabei Thränen über ihre Wangen. Als aber der Zug jetzt vorüber war, sank sie laut weinend der Mutter in die Arme.

„Liebes, theures Kind!“ — sagte die Mutter, und drückte einen Kuß auf das Haupt der geliebten Tochter. Aber sie ließ sie ausweinen . . . denn . . . es waren ja Thränen der höchsten, der reinsten, der heiligsten Freude! — — — — —

Zwei Stunden später war der Mittagstisch im Hause des Syndicus gerichtet. Aber er zählte statt wie gewöhnlich drei . . . heute f ü n f Gedecke.

Wer die Gäste sein würden, dies wußte weder Mutter noch Tochter. Syndicus Frantz hatte einfach nach Hause sagen lassen: man möge sich zu Mittag auf zwei Gäste richten und dabei aufbieten was Küche und Keller vermöchten.

Da gab es denn nun freilich für Mutter und Tochter viel zu thun. Indeß sie thaten es heute mit

doppelter Freude: der Tag war ja für ihre Herzen wie für ganz Straßburg, zu einem Festtage geworden, und wie es draußen auf den Straßen fort und fort jubelte, und „hoch!“ rief und sang, . . . so jubelte es auch in ihren Herzen nach: „Straßburg, unser liebes Straßburg ist gerettet!“ . . . und dabei erröthete Alma fortwährend, denn zu diesem inneren Freudenrufe gesellte sich der Gedanke: „durch ihn, durch Hugo, durch den Geliebten deines Herzens. Er hat sein Wort gelöst . . . und . . . nun kann der Vater nichts mehr gegen ihn haben!“

Aber auch die Mutter lächelte still vor sich hin. Entging ihr doch nicht die innere Seligkeit der Tochter; — war sie doch jetzt selbst ausgesöhnt mit Hugo; — konnte sie doch, nach dem Vorgekommenen, daran denken, dem Vater das Geheimniß Alma's in einer schicklichen Stunde und bei guter Stimmung mitzutheilen; . . . ja ihr mütterliches, für das Glück des einzigen Töchterchens so besorgtes Herz sah selbst einen Hoffnungsstern für die jungen Leute aufgehen.

So regten und bewegten sich denn Mutter und Tochter frisch und fröhlich in Küche und Keller; während die Spannung: wer doch wohl die Gäste sein möchten? ihrem Schaffen eine besondere Würze gab. Man rieth hin und her: auf den regierenden Ammeister, auf Dominique Dietrich, auf Herrn von

Mercy sogar, bis die Mutter fand, daß dies rathen ja doch zu nichts führe und abwarten das Beste sei.

Jetzt war alles vorbereitet: der Tisch gedeckt, die Küche besorgt, der beste Wein, den der Keller führte, auf einem Schencktische neben der kleinen Tafel aufgepflanzt; . . . der Syndicus aber mit den Gästen erschien noch immer nicht.

Alma befand sich allein in dem Zimmer, da sich die Mutter, die die Küche zum größten Theile selbst besorgt hatte, — etwas, was sie sich bei solchen Gelegenheiten nie nehmen ließ, — schnell noch umkleidete.

O! wie wunderbar war es dem guten Kinde zu Muthe.

Gestern noch lag es mit Bergeslast auf ihrer Seele; — gestern noch wähnte sie den Geliebten in weiter unbekannter Ferne; — bebte sie bei der Befürchtung, daß sich ihm vielleicht gar keine Gelegenheit bieten würde, seinen Feinden und ganz Straßburg zu beweisen, wie unrecht man ihm gethan, und daß er kein Verräther sei, sondern im Gegentheile ein Herz voll glühender Vaterlandsliebe in seinem Busen trage . . . und heute? . . . o Gott! o Gott! . . . heute kam es ihr vor, als seien ihrer Seele über Nacht Schwingen gewachsen, so leicht, so selig fühlte sie sich; — heute wußte sie Hugo in Straß-

burg zurück . . . in ihrer nächsten Nähe . . . und . . . als den Retter der Vaterstadt! . . . freigesprochen von dem schmählichen Urtheile, das man seiner Zeit über ihn gefällt, . . . von der Verbannung frei, . . . als den hochgefeierten Helden des Tages! . . . heute! heute! . . . das Herz wollte ihr vor Seligkeit springen, . . . heute! . . . hatte sie ihn gesehen!

O sie war überglücklich: selig ergriffen aus Freude, still aus Ueberfüllung der Seele, heiter und doch fromm gestimmt aus inniger Dankbarkeit gegen Gottes so wunderbare Führung.

So saß Alma da, in tiefe Gedanken verloren: selig in der inneren, taub für die äußere Welt.

Ach! was ließ sich nicht alles an das Ereigniß dieser Nacht knüpfen? und wirklich spannen sich denn auch wunderbare Gedankenfäden deren Knotenpunkte: Vater . . . Aussöhnung . . . ein Land voll Frühling und Sonnengold waren!

Alma war so vertieft, daß sie sogar nicht einmal das bescheidene Pochen an der Thüre hörte, welches sich jetzt schon zum drittenmale wiederholte.

Erst als die Thüre jetzt leise geöffnet wurde und eine männliche Gestalt unter ihr erschien, fuhr sie aus ihren Träumereien auf.

Aber . . . du, mein Gott! . . . was war denn das?

Wachte oder träumte sie?

Alma fuhr mit der Hand über die Stirne . . . das Gebilde wich nicht; . . . sie träumte nicht, sie wachte! . . . und das! . . . das! . . . war . . .

„Hugo!" — jauchzte sie jetzt auf, und — „Alma! liebe gute Alma!" — tönte es von des, auf sie zueilenden jungen Zedlitz Lippen wieder.

Alma konnte sich vor Freude, aber auch vor Staunen kaum fassen: es war der Geliebte, der vor ihr stand, . . . es war Hugo von Zedlitz, der es wagte, sie in ihrem elterlichen Hause zu begrüßen.

„Gelobt sei Gott, daß Du wieder zurück bist!" — sagte Alma jetzt und schlug strahlenden Auges in seine dargebotene Hand. Hugo schüttelte sie mit Herzlichkeit.

„Ja! ihm sei Dank!" — sagte er dabei — „und ich hoffe, jetzt nicht wieder ohne Dich zu gehen!"

Aber mehr vermochten auch Beide in dem Uebermaße ihres sie in der That verwirrenden Glücks jetzt nicht zu sprechen.

Trunken vor Lust schauten sie sich gegenseitig in die glühenden Gesichter. Sie wußten nicht recht, was sie sich sonst sagen sollten; aber in dem wunderbaren Glanze ihrer Augen ging Beiden eine ungeahnte Herrlichkeit auf, . . . ein heller goldener Tag voll Herzenslust und Seligkeit!

Nein! so hatten sie sich noch nie angesehen; ihr Mund schwieg . . . aber ihre Blicke sprachen wie mit Engelszungen.

O! wie zog es da Hugo so mächtig, seine Arme um die schöne, zarte Gestalt zu schlingen und sie sein zu nennen, ganz . . . ganz sein eigen! . . . Alma aber lächelte ihn so ruhig und unschuldig an, so glücklich in dieser Ruhe, daß er es nicht wagte.

Jetzt aber fanden sich auch Beide wieder; ehe indeß ein geregelter Austausch der Gedanken und Gefühle stattfinden konnte, bestürmte natürlich Aengstlichkeit Alma's Herz.

„Und Du hast es gewagt,“ — sagte sie, während Besorgniß und Schüchternheit ihr Herz bestürmten — „so geradezu hieher zu kommen? . . . ohne daß mein Vater . . .“

Ein schönes Lächeln verklärte Hugo's Züge.

„Nein!“ — versetzte er dabei — „das würde ich nicht gewagt haben; — aber Dein Vater bat mich, als ich heute Morgen das Rathhaus verließ, ihn zu dieser Stunde zu besuchen.“

„Mein Vater?“ — rief Alma freudig erstaunt.

„Ja!“

„Und er zürnt Dir, dem Sohne der Familie Zedlitz, nicht mehr?“

„Syndicus Frantz war und ist ein Ehrenmann!“

— sagte Hugo mit Ernst. — „Er fühlte, daß mir bitter Unrecht geschehen; . . . er hat sich überzeugt, daß ich es redlich mit Straßburg meine . . . und so scheint es mir, als wolle er . . ."

„Das Unrecht, das Dir in seiner Abwesenheit durch den Magistrat geschehen, wieder gut machen!" — rief Alma freudig — „O! daran erkenne ich meinen guten Vater!"

„Und wahrlich!" — sagte Hugo mit freudestrahlenden Augen — „das kann er im vollsten Maaße. Und weißt Du auch wodurch?"

„Hugo, Hugo!" — rief stotternd das Mädchen und tiefe Röthe übergoß ihr liebes Gesichtchen mit dem Zauber mädchenhafter Verschämtheit.

„Und wodurch?" — wiederholte der Jüngling, indem er die beiden Hände der Geliebten ergriff und sie leise und liebevoll an sich zog — „o sage es mir, wodurch?"

Alma glühte wie eine dunkele Rose. Sie wagte Hugo nicht anzusehen, und doch spielte etwas Schelmisches in ihren Zügen, als sie — mit einem halben Blick unter den langen Wimpern hervor — flüsterte:

„Daß er unsere Liebe segnet!"

„Ja! daß er unsere Liebe segnet!" — rief Hugo selig entzückt . . . und einmal . . . ein einzigmal

drückte er seine Lippen auf die ihren und hielt das liebliche Mädchen umfaßt, als wolle er sie nie mehr loslassen im Leben.

Da hörte man Tritte auf der Treppe und Stimmen. Die Liebenden fuhren erschrocken auseinander.

Wenige Minuten später öffneten sich die Thüren zu beiden Seiten des Zimmers fast zu gleicher Zeit, und während Mutter Hedwig durch die eine derselben eintrat, erschienen unter der anderen zwei Männer.

Es war der Syndicus Frantz und der würdige Schneidermeister Franz Blasius Wenck.

„Ach! sieh da! Hugo! da ist er ja, der alte Junge!“ — rief Syndicus Frantz, der heute nach langer Zeit einmal wieder in Lust und Freude strahlte. Mutter Hedwig stand starr vor Staunen.

„Ja, staunt nur!“ — rief der Syndicus zu Mutter und Tochter gewandt, — „staunt nur, daß ich den Stammhalter der Zedlitz, die uns jetzt so feindlich gegenüberstehen, wie die Montagues den Capulets, hieher beschieden und zu Tische gebeten habe. Aber ich will nach Kräften gut zu machen suchen, was man hier in Straßburg an dem braven Hugo gesündigt hat. Er ist der Retter unserer Vaterstadt, der Held des Tages; er hat mit Lebensgefahr Straßburg sich selbst erhalten, und so müßte ich mich verachten, wollte ich den traurigen Haß, der

uns Alte trennt, auf den Sohn meines Gegners übertragen.“

Und mit diesen Worten dem jungen Zedlitz die Hand reichend, fügte er hinzu:

„Sei mir willkommen, Hugo; ich war Dein väterlicher Freund, als Du noch ein Kind warst, und die leidige Politik mich noch nicht von Deinem Vater trennte. Nimm mich auch jetzt wieder zu Deinem väterlichen Freunde an, und betrachte mein Haus wie das Deines Vaters. Und nun, ihr Beiden!“ — rief er zu Mutter und Tochter gewandt, die Beide noch immer vor freudiger Ueberraschung sprachlos dastanden, — „begrüßt auch Ihr den alten und doch neuen Freund unseres Hauses!“

Und wahrlich, Mutter und Tochter ließen sich dies nicht zweimal sagen, nur war Alma von dem Allem so verwirrt, daß sie in der That kein verständiges Wort heraus bringen konnte.

Hugo’s edle, männliche Seele schwamm in Glück und Freude. Herz und Mund strömten in Dank und Liebe über.

„Aber wer ist der zweite Gast?“ — frug jetzt Mutter Hedwig.

„Wer?“ — rief der Syndicus — „Derjenige, dem nach Hugo die Ehre des Tages gebührt: unser alter würdiger Meister Wenck!“

„Zu viel Ehre! zu viel Ehre! Herr Syndicus!" — rief der Meister, und seine kleine, in den Achseln steckende Figur nahm sich bei den Verbeugungen, die er bei diesen Worten machte, so drollig aus, daß alle Anwesenden lachen mußten. — „Was ich that, war meine Pflicht. Ich freue mich nur, daß die Sache so glücklich ausging und unser wackerer junger Freund dabei wieder zu Ehren kam. Wer weiß, wozu es gut ist!"

Abermals mußten Alle lachen; wozu es gut war, hatte sich ja theilweise schon gezeigt. Freilich dachte jedes von den Vieren — außer dem Syndicus — dabei noch an etwas Anderes.

Jetzt aber ging es an das Mittagsmahl. Es war nicht luxuriöse, aber trefflich zubereitet und von guten Weinen begleitet. Den Theilnehmern schmeckte es köstlich, und heiterer und glücklicher als die hier Versammelten es waren, konnten Könige und Kaiser nicht sein.

Die jungen Leute schwammen in Seligkeit, nur Mutter Hedwig schien noch etwas zu drücken.

Der Syndicus merkte es in seiner eigenen Freude lange nicht. Erst nachdem die Mahlzeit geendet und mancher Trinkspruch ausgebracht worden war: „auf Straßburgs Glück und Wohlergehen!" — auf das „schöne deutsche Vaterland!" — auf „die muthigen

Retter der Stadt" und auf die „Familie Frantz" . . . fiel ihm die Nachdenklichkeit seiner Frau auf.

Traulich beugte er sich zu der treuen Gattin hin und frug:

„Was hast Du, Alte?"

Mutter Hedwig lächelte. — „Nicht viel!" — sagte sie dann. — „Es ging mir eben nur so ein Gedanken im Kopfe herum."

„Und was war das für ein Gedanke?" — frug der Syndicus glücklich lächelnd — „gewiß ein guter. Hast Du mir doch schon manchen guten Gedanken im Leben eingegeben."

„Meinst Du?"

„Wahrhaftig! Wir Männer vergessen über unsere stürmisch in das Weite eilenden Gedanken gar oft das Naheliegende. Da ist denn eine gute, vernünftige Frau ein rechter Segen; wollen wir auf den Schwingen unseres Enthusiasmus in die Unendlichkeit hinauf und hinausfliegen, faßt sie uns an den Füßen, zieht uns sanft zurück und sagt: sieh, lieber Freund, hier ist ja noch so viel zu thun. Und wir müssen alsdann ja sagen und zugestehen, daß sie recht hat. So wird manches Gute in unserer nächsten Nähe gefördert, was wir, Weltstürmer, ohne die Frau übersehen hätten. Wohl geben die Gedanken des Mannes jenen der Frau oft Tiefe und groß-

artigen Aufschwung; aber die Gedanken des Weibes geben dafür auch jenen des Mannes gar manchmal Innigkeit und praktische Richtung."

„Wodurch wir Weiber die ächten Begründerinnen häuslichen Glücks werden!" — meinte Mutter Hedwig. — „Und ist das nicht das Höchste auf Erden?"

„Gewiß, gewiß!" — rief der Syndicus, der heute wieder einmal so recht glücklich war, und reichte der Gattin mit Innigkeit die Hand. — „So leben sie Eines im Anderen, und kennen keine Furcht, als daß Eines vielleicht länger als das Andere in dieser Welt zurück- und noch eine Weile allein bleiben muß."

Thränen glänzten hier in den Augen der Gatten.

Sie sahen es beide, neigten sich gegen einander und küßten sich herzlich.

„Aber Deine Gedanken!" — rief jetzt der Syndicus heiter.

„Je nun!" — meinte Mutter Hedwig. — „Beim besten Herzen darf der Mensch immer etwas egoistisch sein. Sagt doch schon die heilige Schrift: Seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben."

„Nun?" — rief der Syndicus lachend — „was wird da herauskommen."

„Eine Bitte."

„So sprich, Mütterchen!"

„Es ist nicht alle Tage Sonntag!"

„Da hast Du recht."

„Und ein gewisser Sindicus Frantz ist nicht immer so heiter und glücklich gestimmt, wie heute."

„Leider! hast du auch da wieder recht!"

„Gut! so möchte ich als kluge Frau von dieser glücklichen Stimmung profitiren!"

Der alte Herr lachte herzlich; dann frug er: „Und in wiefern?"

„Nun!" — meinte Mutter Hedwig — „Du könntest jedem von uns erlauben, eine Bitte an Dich zu richten, die Du dann aber auch erfüllen mußt."

Hugo und Alma übergoß bei diesen Worten der glücklich vor sich hinlächelnden Mutter tiefe Röthe.

„Gut!" — sagte der Syndicus. — „Hat mir der liebe Gott heute einen so frohen und glücklichen Tag geschenkt, so will ich gern auch zu Anderer Glück und Freude beitragen. Was meint Ihr, Meister Wenck?

Der Schneider zog die Augenbraunen hoch in die Höhe, kehrte — wie es seine Gewohnheit war — seine kleine gedrungene Figur mit dem in den Achseln steckenden Kopf steif nach dem alten Herrn hin, was ihm etwas so Komisches gab, daß Alle lachen mußten, . . . blinzelte verschmitzt mit seinen flackerigen, kecken Aeuglein und sagte:

„Thut's immerhin, Herr Syndicus, wer weiß, wozu's gut ist!"

„Nun, gut denn!" — rief Frantz in Heiterkeit strahlend — „wer aber fängt an?"

„Die Mutter! die Mutter!" — rief Alma in unbeschreiblicher Verlegenheit und ward blaß wie der Tod.

„Also, Mütterchen!" — commandirte der Syndicus — „angefangen! Was soll ich Dir für eine Bitte gewähren?"

„Zu sprechen, wenn unser junger Freund, der gefeierte Retter unserer guten Vaterstadt, der Held des Tages, gesprochen hat."

„Mag sein! Also, Hugo, was ist Deine Bitte?"

Jetzt aber entstand auf einmal eine lange feierliche Pause. Hugo und Alma wurden abwechselnd blaß und roth . . . ihre Herzen schlugen zum Zerspringen. Selbst Mutter Hedwig und Meister Wenck waren für Momente bleich geworden und zeigten Unruhe und Spannung in ihren Zügen.

„Nun?" — rief der Syndicus erstaunt und schaute die kleine Tafelrunde mit großen Augen an.

Da erhob sich Hugo von seinem Sitz; ein schöner männlicher Ernst lag in seinen Zügen, ein wunderbares Feuer strahlte aus seinen Augen:

„Ja!" — sagte er jetzt — „ich habe Ihnen,

würdiger Mann, der Sie sich meiner schon in der Kindheit und jetzt wieder so väterlich wohlwollend angenommen, eine Bitte vorzulegen; . . . aber, Herr Syndicus, es ist nicht ein kleines scherzhaftes Anliegen, wie Sie vielleicht im Augenblicke denken, . . . sondern eine ernste vielbedeutende Bitte, an deren Gewährung das Glück meines Lebens hängt. Mit einem Wort, mein väterlicher Freund" — und hier streckte Hugo dem alten Herrn die Hand hin — „machen Sie mich zum glücklichsten der Menschen, machen Sie mich zu Ihrem Sohne, . . . geben Sie mir die Hand ihrer Tochter, meiner theuren, meiner innig geliebten Alma!"

Syndicus Frantz war wie vom Donner gerührt. Eher hätte er sich wohl des Himmels Einsturz erwartet, als diese Bitte. Es war ihm in der That unmöglich, sich gleich zu fassen. Was ihn — den sonst so ruhigen Mann — aber noch mehr verwirrte, war die eigenthümliche Haltung seiner Umgebung.

Mutter Hedwig schien gar nicht überrascht, sondern lächelte den Gatten, so still vergnügt, so ruhig und zuversichtlich an, als wolle sie sagen: — „Geh', Alter, willige ein; sie lieben sich ja so innig, die beiden guten Menschen, . . . das fehlt uns ja gerade noch an unserem häuslichen Glück!"

„Ja!“ — riefen Alle — „und die Erfüllung unserer Bitten ist zugesagt!“

„O Welt! Welt!“ — seufzte der Syndicus lächelnd — „heute Nacht entkomme ich sammt dem Staatsschifflein einer politischen Verschwörung, um heute am Tage einer Verschwörung im eigenen Hause zu erliegen. Nun denn, so mag es sein: ich gebe meinen Segen zu Eurer Liebe! .. Der Segen der Kirche aber und die Weihe der Ehe die bleiben verschoben, bis sich das Schicksal Straßburgs, unserer guten Vaterstadt, entschieden hat. Jetzt gilt es nicht lieben und tändeln und feiern, ... jetzt ist die Zeit des Wachens und Kämpfens. Mit dem Tage, der uns wieder entschieden frei macht ... seit Ihr, meine Kinder, Mann und Weib!“

Welch' ein Jubel aber erfüllte jetzt das Haus des Syndicus. Alles war Freude, Glück und Seligkeit.

Hugo schied erst mit dem Abend. Alma begleitete ihn herab. Ehe sie aber die Thüre öffnete, sagten sie sich noch einmal Lebewohl.

Wie von Genien in leichten Schlummer gesungen, lag das reizende Köpfchen Alma's auf Hugo's Schulter. Süßer Friede lächelte aus ihm und schlug sein ätherisches Auge nach dem theuren Jünglinge auf

in fröhlichem unerfahrenem Staunen, als blicke es eben jetzt zum erstenmale den Geliebten an.

O! es war ja das Gefühl der innigsten, der reinsten, heiligsten Liebe, das die Seele an ihre Göttlichkeit erinnerte, und sie jetzt über die Körperwelt, die sie umgab, selig erhob.

„Und weißt Du, wie es mir in diesem Augenblicke zu Muthe ist?“ — frug Alma jetzt sanft.

„Und wie denn?“ — entgegnete Hugo.

„Mir ist es“ — fuhr Alma, wie in glücklichem Traume fort — „als dränge ich an das Licht, wie das Saatkorn, das einen langen, langen Winter hindurch in der Erde verborgen lag und jetzt von der Frühlingssonne wach geküßt wird.“

„Weil Du liebst“ — entgegnete Hugo — „athmet deine Seele Unsterblichkeit!“

„So ist die Liebe gleichsam ein geistiges Auferstehen?“

„Ja! denn sie erkennt das Himmlische in Licht und Klarheit. Liebe ist der Grund des Daseins, sein Wesen und sein Ziel. Nur durch die Liebe lernen wir uns selbst, Welt und Leben verstehen.“

„O Hugo!“ — rief hier Alma und schmiegte sich, sanft erröthend, noch inniger an den Geliebten an — „seit heute fühle ich erst: wer nicht liebt, der kann auch kein Freund der Menschheit sein; wer

aber liebt, der umschlingt die ganze Menschheit, der . . ."

„Der ist zu jeder schönen und großen That fähig!" — ergänzte Hugo strahlenden Auges. — „Ja! ich fühle es, wie sich durch ihre heiligende Gluth, Geist und Arm stärken, daß sie die fernsten Dinge erreichen, die schwersten Thaten vollbringen können. Und Thaten warten noch auf mich, Alma, das fühle ich auch, und durch sie will ich mir Dich erkämpfen, durch sie Deiner noch ganz würdig werden!"

Und er drückte einen heißen Kuß auf die Lippen der theuren Braut und eilte davon.

Er eilte hinaus in die Nacht . . . aber die Nacht war Licht für ihn, und der Sturm ein milder Zephir; denn: „Frühling ist Leben der Liebe, und Liebe der Frühling des Lebens. Lebst Du der Liebe, so lebt Licht und ewiger Frühling in Dir!" — — —

Inhalt.

Politik und Leidenschaft.

In der Verbannung.

Nachtrag.

Seite 84 Zeile 21 lies statt Patriotismus . . Patriotismuses.

„ 97 „ 22 lies statt Saarbrück . . Saarbrücken.

„ 209 „ 1 „ „ Heuschuppen . . Heuschoppen.

„ 223 „ 16 „ „ Wenu , . Wenn.

„ 294 „ 16 „ „ Wncht . . Wucht.

„ 313 „ 22 „ „ thorige . . thörigte.